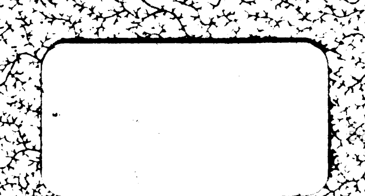


Wachenhusen

BX


SPAD DEL CID
REISEBILDER
aus
Spanien
von
HANS WACHENHUSEN.
2te Auflage
Verlag von J.C. Huber
BERLIN 1859

Reisebilder aus Spanien.

Von

Hans Wachenhusen.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von J. C. Huber.
1859.

I.

Friedens- und Frühlingslieder. — Straßburg. — Volkscolorite. — Deutsch-französischer Zungensalat. — Der Rebstock. — Der Commis voyageur. — Im Dome. — Das „supplement“. — Hôtel Violet. — Gefährliche Rauchfänge.

Die Adlerfeder des neuen Johannes in Paris hatte den Frieden unterzeichnet, der Czar der Slaven und der Czar der Romanen steckten ihre Schwerter ein, Alles war Friede und Freude, als ich am 10. April 1856 über die Rheinbrücke bei Straßburg fuhr.

Auf den Dächern der Dörfer klapperten die Störche eitel Friedensbotschaft, über den grünen Saaten der Felder sangen die Lerchen ihre Friedenslieder, weiße Schäferwolken zogen vom Himmel Frankreichs gleich Friedenstauben über Deutschland dahin und die Bäume schmückten sich wie die Brust des Menschen mit den Blüthen der Hoffnung. Nur der Rhein war kleinmüthig, er hatte sich ins Innere seines Bettes zurückgezogen und mied die Ufer, das deutsche sowohl wie das französische.

„Vous avez quelque chose à déclarer?“ fragte der französische Douanier, als wir in dem neu errichteten Zollschuppen der Douane eintrafen und unser Gepäck vom Omnibus geladen war. — „Rien du tout! Ni la paix, ni la guerre!“ war meine Antwort; trotzdem begann der Douanier, da wir nur unsrer sechs Passagiere waren, sich in die Geheimnisse meines Koffers zu vertiefen, schielte aber dabei seitwärts zu mir herüber, um sich zu überzeugen, ob ich denn noch immer nicht die Bewegung des Trinkgeldgebens mache. Ich hingegen verzog keine Miene, die

dergleichen Absichten hätte verrathen können, denn seit Jahren bin ich gewohnt, nur da noch Trinkgelder zu zahlen, wo sie der Anstand oder die Nothwendigkeit erfordert; seit Jahren bemühe ich mich, hiedurch den doppelten Zweck zu erreichen: die Corruption des unteren Beamtenthums zu amelioriren und zugleich meine Kasse vor den destruirenden Folgen eines allzu liberalen Trinkgeldgebens zu bewahren — zwei Zwecke, die jeder Reisende nicht aus den Augen lassen sollte. Aergerlich schloß endlich der Douanier meinen leichten Koffer und abermals setzte sich der Kehl-Straßburger Omnibus in Bewegung.

Wieder sangen die Lerchen über den Feldern, die Weiden blühten am Wege und der Conducteur des Omnibus brach einige Palmen, um sie uns galant zu überreichen, natürlich wieder im Namen eines bei unsrer Ankunft erwarteten Douceurs. Um die Spitze des Straßburger Münsters spielten die Strahlen der Nachmittagssonne, als wir uns der Stadt näherten, weiße Tauben umflatterten Erwin von Steinbach's großes Monument — Alles redete also die Sprache des Friedens und der Versöhnung.

In den Gassen von Straßburg strichen viel französische Soldaten mit den Medaillen des Orientkrieges auf der Brust umher, denn auch hier waren vor Kurzem dreitausend Mann der Krimtruppen eingetroffen. Die Röcke der Elsaßer Landmädchen haben fast dieselbe Farbe der rothen Soldaten-Pantalons und beide kolorirten also die Straßen vorzugsweise cinoberroth. Kokett huschten die französischen Landmädchen an den Häusern dahin, schon hier den sehr auffallenden Kontrast des französischen und des deutschen Elementes bildend. Ueberall in den Straßen wurden zwei Sprachen geredet, denn in Straßburg passirt es Einem regelmäßig, daß man auf Deutsch fragt und die französische Antwort erhält, oder umgekehrt. In Straßburg ergießen sich diese beiden Elemente wie Essig und Oel durch einander, in Straßburg wissen

die Leute nicht, ob sie Fisch oder Vogel sind, auf den Hausschildern steht geschrieben: „Schultze, tourneur“ oder „Neumann, chaudronnier“, ja dieser Mischmasch geht so weit, daß ich z. B. im „Rebstock“ eine französische Suppe mit deutschen Augen erhielt.

Im „Rebstock“ zu Straßburg passirte mir diesmal ein großes Unglück, denn ich fand in demselben einen deutschen Commis voyageur, der mir allüberall in Deutschland begegnet ist und vor dem ich jetzt auch nicht mehr in Frankreich sicher zu sein scheine. Ich weiß nicht, was für einen Magnetismus ich für diesen mir so verhängnißvollen Mann habe, er heftet sich an mich, wo er mich findet, macht in Wein, fiel mir im „Rebstock“ um den Hals und würde mich sogar geküßt haben, wenn das Schicksal, diesen Unglücksfall voraussehend, mir nicht eine brennende Cigarre in den Mund gegeben hätte. Mein unseliger Pilades regalirte mich im „Rebstock“ mit seinem Wein und versprach, bis Nancy mit mir zu reisen. Hätt' ich das Unglück ahnen können, ich würde dieserhalb eine andere Route eingeschlagen haben; indeß wußte ich mich von ihm loszumachen, indem ich um 6½ Uhr mit dem Schnellzuge von Straßburg abreiste, während er mich in dem folgenden Zuge zu treffen hoffte.

Straßburg ist die gute alte Stadt, „wo ein Geselle oftermals sehr gern gewesen hat“; ich muß aber sagen, daß ich bei meiner sechsten Anwesenheit dort mich ebenso langweilte wie die vorigen fünf Male. Ich möcht' in Straßburg nicht einmal den schönsten Standpunkt einnehmen, den unstreitig der alte Kleber auf seinem Postament des Paradeplatzes innehat; auch an Gutenberg's Stelle möcht' ich nicht sein, der noch immer mit dem Pergament in der Hand dasteht, auf welchem trotz der napoleonischen Preßfreiheit zu lesen ist: „et la lumière fût!“ — Da Napoleon der Redacteur der gesammten französischen Presse ist, so hält er diese Gutenbergsche Devise für sehr unschuldig.

Meine Rettung vor der straßburger Langenweile war das Münster. Im Kampfe mit den mich umlauernden Lohndienern, die durchaus behaupteten, ich müsse den Thurm besteigen, den ich schon zweimal bestiegen, im Kampfe mit diesen Ungeheuern behauptete ich mich eine volle halbe Stunde auf dem Domplatze im Anschauen dieses Meisterwerks architektonischer Decoration; dann endlich flüchtete ich mich durch das Hauptportal in die eisige Kälte des Gotteshauses. „Porte intredite aux fidèles!" stand mit großen Buchstaben auf weißen Plakaten an den Wänden und Pfeilern geschrieben — großer Gott, muß es selbst Verbote in Deinen Tempeln geben! Der französische Glaube druckt seine Verbote an die Wände desselben Domes, an welchen der deutsche Glaube seine Gebote errichtet. Wozu die Polizei in der Kirche, wozu die Verschlossenheit verbotener Thüren, wo wir doch Alle nach Offenbarung schmachten!

Von heiligen Schauern durchathmet trat ich in das hohe halbdunkle Schiff; der Portier schritt gemessen mit seinem silbernen Stab hin und her, als wäre er der Portier des Herrgotts selbst; in den Kapellen vor den Madonnen und Crucifixen knieten gläubige Seelen mit inbrünstigen Gebeten. Zur Linken, vor dem Altar des Gekreuzigten, knieten drei Frauen in tiefe Trauer gehüllt; sie beteten, ihre Augen waren feucht, ihre Hände fromm gefaltet, ihre Seelen sogen den Balsam des Himmels. Das sind mir heilige, erhabene Momente auf der Reise; oft und gern trete ich in die Dome, freilich nicht, um selbst zu beten, wie ich offen bekenne, sondern um Andere beten zu sehen, sie für mich bitten zu lassen, und wenn das so recht inbrünstig geschieht, treten auch mir wohl die Thränen in die Augen und das vom Reisestaub umkrustete Gemüth öffnet sich dem Thau des Himmels. Der Katholizismus ist so schön, und dennoch so gemißbraucht; ich sehe eine fromme, katholische Seele, die aus den Augen des Mühseligen und Be=

ladenen spricht, viel lieber als den heiligen Vater mit allen seinen dicken, rothen Kardinälen vor dem Hochaltare St. Peters.

Behutsam trat ich im Fond des Schiffes in eine der halbvertieften, dunklen Kapellen; mühsam unterschied mein Auge hier eine zusammengekauerte Gestalt, auf einem Schemel sitzend, den Mantel über den Kopf gezogen. Anfangs hielt ich sie für eine Statue; als sich das Auge aber mit der Dunkelheit befreundet, sah ich, wie die Gestalt eine Hand bewegte und langsam den verhüllten Kopf aufrichtete. Es war eine alte Matrone mit mumienhaften Zügen, vielleicht eine arme Mutter, die für das Heil ihres Sohnes betete. — Gott segne die Alte!

Drüben auf der andern Seite schlug es eben 5 von der berühmten, merkwürdigen Uhr; der vergoldete Mors schlug eben zum letzten Male mit seinem Knochen auf das Becken, und mahnte mich, an die Abreise zu denken. Auf dem Rückwege durch das Schiff sah ich eine junge Dame in Reisekleidern aus einer Kapelle treten; sie trocknete sich die Augen und setzte sogleich jene kecke Miene auf, welche die Französin verräth. — „Wieder Eine, die mit dem lieben Gott Komödie gespielt!“ dacht' ich; aber ich irrte, denn als ich im Bahnhofe die junge Dame mit einer älteren Frau im Wartesaal sitzen sah und später vom Zufall mit ihr in ein Coupé gewürfelt wurde, auch indiscret genug war, zu fragen, welcher Kummer sie zum Gebete geführt haben könne, erklärte sie mir, ihr Bruder gehe übermorgen von Havre nach Lima, sie habe für seine glückliche Überfahrt gebetet und reise jetzt mit ihrer Mutter nach Havre, um ihm Adieu zu sagen.

Am Morgen um 5 Uhr weckte der Conducteur uns verschlafene Passagiere mit der Botschaft, wir seien in Paris. Was ich bei dieser Mittheilung dachte, weiß ich nicht mehr genau, denn ich war zu verschlafen, um überhaupt etwas zu denken; dahingegen übergab mir der Conducteur sogleich den nöthigen Stoff

zu sehr positiven Gedanken, indem er mir das „supplément“ überreichte, nämlich eine Note, die ich auf mein Billet zweiter Klasse von Frankfurt nach Paris noch für das Vergnügen zu bezahlen hatte, von der Grenze ab in der ersten Klasse gefahren zu sein. Mir ist das immer so gegangen, sowohl von als nach Paris, ich löse ein Billet zweiter Klasse für die deutschen Bahnen und erkläre auf den französischen, den Mehrbetrag darauf zu zahlen, wie dies üblich ist, denn in der zweiten Klasse der französischen Wagen kann Niemand fahren, der es redlich mit sich selber meint. Nie aber ist es mir gegangen, wie diesmal, denn während ich mich entsinne, noch im vorigen Herbst von Paris nach Straßburg 12 Fr. drauf gezahlt zu haben, mußte ich diesmal 14 Fr. 25 Cent. bezahlen, was mich annehmen läßt, daß es von Straßburg nach Paris weiter sein muß, als von Paris nach Straßburg.

Indeß, ich bezahlte nach einer kurzen, schlaftrunkenen und fruchtlosen Remonstration. Mein Freund, bei dem ich während meiner nur kurzen Anwesenheit hier logiren wollte, erwartete mich erst am Abend, ich wußte, wie unbillig es ist, in Paris, wo die Sonne eigentlich erst um 10 Uhr aufgeht, Jemanden unvorbereitet um 5 Uhr Morgens aus dem Schlafe zu poltern, und warf mich mit meinem Zartgefühl in den Omnibus, um bis Mittag im Hôtel Violet das nachzuholen, was mir während drei Tagen an meinen Menschenrechten auf den Schlummer gekürzt worden war.

Das Schicksal hat seine kleinen Capricen und Ironien: der Kellner führte mich in dasselbe Zimmer, in welchem ich im vorigen Jahre mit einem Maler gewohnt, der durch ein allzugroßes Freudenfeuer im Kamin den ganzen Rauchfang in Feuer und das ganze Hôtel in Alarm setzte, eine Erinnerung, die mich zu lebhaftem Protest veranlaßte, als der Garçon sich anschickte, ein Feuer im Kamin anzuzünden, indem ich ihm, schon im Bette liegend, die Feuergefährlichkeit seiner Kamine schilderte und ihn an einen

Schreckensmorgen des verflossenen Jahres erinnerte, an welchem damals von diesem scheinbar so unbefangenen Kamin aus fast das ganze Hôtel in Flammen gesteckt worden wäre. — „Ah c'est vous, Monsieur!“ rief der Garçon lachend, „Oui, c'est moi!“ murmelte ich, schon halb im Schlafe, und träumte bis Mittag von Straßburger Domen, Pariser Rauchfängen und andren in meiner Erinnerung hervorragenden Gegenständen.

II.

Paris. — La France et la gloire. — Die Franzosen. — „Il est des existences“. — Des Kaisers Omeletten. — Louis Napoleon und seine Franzosen. — Der Oberkosack. — Czar Alexander. — Adelaide Ristori. — Jules Lecomte schreibt sein Todesurtheil. — Legouvé's Medea. — König Kreon und die Uebrigen. — Ein Verbannter. — Centifolien und Centifranken.

Ganz Frankreich war im Siegesrausch. „La France et la Gloire!“ stand überall geschrieben; die Garde zog über die Quais, über die Seine, zu den steinernen Adlern der Tuilerien, bedeckt mit den französischen Kriegsmedaillen. La France et la Gloire! hieß es auch hinter dem großen Gitter des Tuilerienhofes, auf welchem die Hundertgarden, die Kuirassiere und die Zuaven Parade hielten. Aus den Fenstern der kaiserlichen Gemächer schauten die glänzendsten Uniformen und selbst auf dem Gesichte des dicken Portiers, der sich unten im Portal brüstete, stand geschrieben: La France et la Gloire!

Welch ein niederschlagender Anblick für uns, dieses triumphirende Nationalbewußtsein der Franzosen! Ich kenne sie aus langem Umgange und weiß wohl: sie sind characterlos, habsüchtig, treulos; es fehlt ihnen Alles, was wir germanische Nationen

einen Charakter nennen; aber wie glücklich sind sie gegen uns ohne diesen Charakter. Sie wissen, daß man sich in dieser leichtsinnigen Welt, die sie die ihrige nennen, recht wohl ohne einen solchen behelfen kann, sie sehen in diesem Charakter nichts als eine Last mehr, sich das Leben sauer zu machen; sie sind wie der Windhund ewig à la chasse, und apportiren sich auf diese Weise alle die schönen Sachen und Glückseligkeiten, die wir im Schweiße unseres Angesichtes zu erwerben suchen.

Auch Napoleon's Stern steht hoch am Himmel, und mehr als je glaubt er an seinen Wahlspruch: „Il est des existences qui sont les instrumens de la Providence", aber ich kann doch nur immer auf meine Meinung zurückkommen, daß sich Sterne schneuzen, und daß es ein sehr großer Geist sein muß, der Napoleon III. Erbschaft antreten will. Thiers hatte sehr recht, als er sagte: l'empereur a beaucoup de talent, mais aujourd'hui il faut avoir du génie; indeß Napoleon kennt seine Franzosen, er kennt ihre Charakterlosigkeit, er weiß, daß sie die höchste Maistange erklettern, um eine Omelette herab zu holen, und alles Das, womit er sie in Bewegung erhält, womit er ihren Ehrgeiz stachelt, ihrem Egoismus, ihrer Corruption fröhnt, ihrem Geschmacke schmeichelt, es sind lauter Omeletten, nichts weiter, und das Kaiserreich mit all seinem Pomp ist doch nur die größte, die kostspieligste unter ihnen. Unaufhörlich sinnt er auf neue Omeletten; er giebt ihnen Spiele, diesen glaceehandschuhigen Galliern — Spiele vollauf! Er giebt ihnen Brod und der Staat garantirt mit Millionen und Abermillionen den billigen Preis desselben in Zeiten, wo es theurer werden will; er nimmt dem Einen und giebt es dem Andren, und alle zusammen jagen sie sich rastlos à la chasse den Sou wieder ab. Er ist der Conditor des neuen Paris, und zugleich der Canditor desselben, denn hier wird Alles candirt, Alles überzuckert,

damit es dem französischen bon goût schmeichle. Eine ganze Welt könnte man für die Kosten der gegenwärtigen Regierung kaufen, aber was schadet es, Frankreichs Hülfsmittel sind unerschöpflich und sie fourniren sogar die amerikanischen Banken mit der Napoleonischen Privatchatoulle.

Louis Napoleon kennt seine Franzosen, wie sie noch keiner seiner Vorgänger kennen zu lernen sich die Mühe gegeben, die nach Robespierre's Ausspruch lieber die Colonien als ein Prinzip untergehen ließen. Napoleon hält sich selber für das Prinzip; er ist Frankreich und seine Erhaltung also die Erhaltung der Ruhe Frankreichs; er ist der Staat, er ist die Nation, er ist die Gloire, er ist die Presse, das Schauspiel, der Salon, die Mode, der Arbeiter, der Soldat; er ist mit einem Worte Alles, und für Alles hat er Sinn und was die Hauptsache ist, Geschmack. Man kann in Frankreich noch so vernünftig, noch so vorzüglich regieren, aber man wird immer unglücklich regieren, wenn es ohne Geschmack geschieht.

Und dieses wetterwendische Volk! Man sehe es nach dem Friedensschlusse an den Schaufenstern der Kunstläden auf den Boulevarts stehen und das aristokratische Antlitz des Grafen Orloff (der früher hier als Oberkosack galt) studiren, wie der russische Friedensunterzeichner dasitzt mit einer Miene, als brauche er nur den kleinen Finger zu bewegen, um ganz Europa zu ecrasiren. Die Damen meinen zwar, er sei nicht „beau garçon“, sie haben an seinem Sergenten-Schnurbart, seinem Toupet, das gar nicht à la mode ist, manches zu tadeln, aber enfin, sie sehen in ihm doch den Quartiermacher für die so sehnsüchtig erwarteten „russischen Bojaren“ und ihre Millionen.

Noch interessanter war zu jenem Zeitpunkt das Bild des Kaisers von Rußland, der mit einem Male der populärste Mann in ganz Paris geworden; man fand so viel Liebenswürdigkeit in

seinem Portrait, daß man sich wunderte, wie man einem solchen Mann so habe mitspielen können. Endlich waren auch die Kosacken wieder vollständig zu Ehren gekommen; während man sie im vorigen Jahre ausgestopft, mit großen Bärten und großen Knuten vor den Läden und in den Thüren der Spielzeughändler sah, malte man sie jetzt in Aquarell, höchst anständig, höchst edel, ja in einem dieser Schaufenster sah ich sogar einen Kosacken mit Glaceehandschuhen, ein Exemplar, das mir, so viel ich ihrer lebendig gesehen, noch nie vor Augen gekommen war.

Die lebhafteste Concurrenz machte dem Friedenscongreß Adelaide Ristori mit Legouvé's „Medea." Rachel hatte ihrer glücklichen Nebenbuhlerin das Feld geräumt und war eben erst von Amerika zurückgekehrt; wie es schien, hatte sie die Schlacht doch noch nicht ganz aufgegeben und borgte sich die Waffen Jules Lecomte's, dessen Kritik wie der Herrgott aus dem feurigen Busch redete, der aber wenig ahnte, daß er sich mit dieser selbst sein Todesurtheil schrieb, daß mit dieser Kritik die Partisane der Ristori ihn moralisch erdrosseln würden. Lecomte mißbrauchte den Einfluß, den er sich durch seine Feuilletons erworben, auf eine unverantwortliche Weise durch allerlei Dinge, die man ihm schwer vergeben konnte. Auch sein Auftreten gegen die Ristori, die er im Jahre vorher vergöttert, war nicht nur unverzeihlich, es war im höchsten Grade unklug. In der virtuosen Schreibweise dieser Feuilletonisten verrieth er dem Publikum allerlei kleine Mängel an der Ristori, er machte ihr den Vorwurf, es fehle ihr Rachel's Eleganz, die classische Rundung der Bewegungen, ich will es kurz zusammenfassen: das academisch Richtige; er vermißte ferner an der Ristori die vollendete äußere Bildung, den eleganten Styl, und vieles Andere, und entschuldigt dies nur damit, daß der Ristori alle dramatische Schule fehle.

Jules Lecomte würde die ganze Reihe seiner Entdeckungen

sehr viel wahrer gemacht haben, wenn aus seinen Zeilen weniger die Absicht hervorschaute, wenn er nicht zu viel und zu minutiös entdeckt hätte. Es ist wahr, — und wie sehr ich mich für die Ristori begeistre, die Wahrheit geht mir über meine Begeisterung — es ist wahr, daß der Ristori diese academische Eleganz (ich muß dies einmal so nennen) in einem merkbaren Grade abgeht; ich habe dies schon im vorigen Jahre bemerkt, aber ich habe sie als Italienerin beurtheilt und hierbei mich nicht auf den Standpunkt des Franzosen, dem nichts über die Eleganz geht, sondern auf den des Deutschen gestellt, für den das Talent über der Eleganz steht.

Die Ristori hat das Recht, als Italienerin beurtheilt zu werden, sie redet in italienischer Sprache, jeder Nerv an ihr ist der einer Italienerin, und als solche besitzt sie eine „fougue dramatique", die das elegante „poser" verschmäht, in welchem Rachel so classisch excellirt. Man muß die italienischen Theater kennen, um das italienische Spiel und mithin die Ristori als nationale Tragödin beurtheilen zu können; nur als solche spielt sie auch die Medea, deren Stoff, von Montanelli übersetzt, bekanntlich grade so viel Recht hat, italienisch als französisch dargestellt zu werden, weil er weder das eine noch das andere, und sogar überhaupt nicht einmal die historische Medea ist. Die Ristori besitzt die Inspiration, die Gluth, die Kraft, die Stimme eines eminenten südlichen Talentes; die Italienerin ist nie schön im Sinne des Eleganten, wo sie die Scala der wildesten Leidenschaften erklimmt, sie ist furiös, grotesk, wild zum Entsetzen; aber die Eleganz in den „reliefs gigantesques", wie sich ein Pariser Kritiker ausdrückt — die besitzt sie nicht. Die Ristori kommt aus dem Lande der Statuen, nirgendwo studirt man die Plastik derselben besser als in ihrer Heimath, und die Ristori ist die schönste Bildsäule, die ich je gesehen, sobald sie kalt und er-

haben, mit gefesselten Leidenschaften dasteht; hier ist sie unübertrefflich; aber sie wird allzu grotesk, die fougue reißt sie fort, sie kennt keine Gesetze mehr, sobald sie die Schreckensstadien der Leidenschaften durchläuft, wie ich dies schon früher erwähnte. Das ist italienisch, das ist national und als so will es beurtheilt sein. Gehörte die Ristori dem deutschen Theater, ich würde der erste sein, der da schrie: steiniget sie! Zwischen dem französischen und dem italienischen Theater hingegen besteht schon eine gewisse, wenn auch nur sehr bedingte, Verwandtschaft und daher mag es kommen, daß der französische Kritiker leicht seinen italienischen Gesichtspunkt verliert, auf welchen er bei seinem Eintritt in's théâtre des Italiens gestellt wird. Als deutsche Künstlerin würde mir die Ristori eine Coulissenreißerin sein; wir kennen überhaupt in unserm deutschen Theater dieses dramatische Ungewitter nicht, diese Furie, die unserm kalten deutschen Verstande gegenüber schon in's Irrenhaus, in die polizeiliche Zwangsjacke gehört; der Franzose hingegen will dieselbe, sie gipfelt sich in Legouvé's Medea der Art, daß selbst Rachel vor diesem dramatischen Brauder zurückschrak; man denke sich also dieses theatralische Ungeheuer! — Das ganze Stück, an sich genommen, ist eben nichts als die eine Rolle. Die der Kreusa könnte ganz leidlich sein, wenn sie in dieser italienischen Gesellschaft nicht von einer total unfähigen Schauspielerin gegeben würde; auch der Darsteller des Jason ist ein unausstehlicher Patron, der immer mit gespreizten Beinen dasteht, seine Verse deklamirt, und dabei wie ein Mannequin gesticulirt. Kreon endlich, der würdige König, kommt mir eher wie ein Marchand de vin de coin vor, er scheint entweder nicht gewohnt zu sein, sich die Hände zu waschen, oder aber niemals Handschuhe getragen zu haben; allerdings war letzteres zu Medea's Zeiten nicht Mode, heute aber will's der Anstand so. — Der Applaus, das Ver-

zücken kannte an diesem Abend im Théâtre des Italiens keine Grenze, es begann in dem Moment, wo Medea, den Jason suchend, mit ihren Kindern auf dem Felsen erscheint; am Schluß des ersten Aktes erklärt ihr Kreusa, daß Jason ihr Gatte sei. „Ei? tuo sposo? . . . Vedremo!“ ruft Medea mit dem Siegeslächeln der Zuversicht; der Vorhang fällt, ein „nichtendenwollender“ Applaus bemächtigt sich des Publikums, die Handschuhe fliegen wiederum in Stücken im Parquet umher — so ging das bei jeder Aufführung bis Mitternacht.

Während Lecomte in der Indépendance der Rachel ein surge carnifex! zurief und das Talent der Ristori wie ein anatomisches Präparat behandelte, schwärmte Janin im Journal des Débats für die Ristori in unwandelbarer Treue; Janin, der sich rühmte, die Rachel entdeckt, und zur Rachel erhoben zu haben, Janin, der jetzt wünscht, daß man dereinst auf seinen Leichenstein schreibe: Hier ruht Jules Janin, der Schöpfer der zwei größten Tragödinnen seines Jahrhunderts. — Quelle gloire à nous qui l'avons devinée! ruft er aus; welch ein Ruhm für uns Pariser, die wir sie errathen haben! — Ja, woraus der Franzose sich nicht gleich eine Gloire fabrizirt! Der Pariser rühmt sich mehr, das Talent der Ristori errathen und gewürdigt zu haben, als die Ristori sich rühmen kann, dieses Talent zu besitzen.

Das dritte, wichtigste Moment des Tages waren Victor Hugo's „contemplations“; sie sind viel überschätzt worden, aber man muß sie eben in Frankreich lesen. Ich weiß nicht, welche Ansichten der französische Hof über diese Poesien gefaßt hat, aber ich habe darüber meine eigenen Gedanken, denn Victor Hugo spielt bekanntlich nicht die Leier, welche die Hofpoeten Belmontet, Méry, Gautier u. A. seit einigen Jahren malträtiren; sein „Heiland“ liegt nicht in der Wiege der Tuilerien, seine Maria aber ist die Vaterlandsliebe.

Von meinen vierzehn Tagen in Paris erlaube mir der Leser ihm nur einen einzigen zu schildern. Wie ehedem saß ich wieder in meinem Lieblings-Café: der Regen gießt draußen vom Himmel auf die Boulevarts, Macadam löst sich in einen egyptischen Nil-schlamm; auf den Boulevarts ist nichts zu sehen, als ein einziger Regenschirm, darunter eine Legion von, in ihrer Schöpfung mehr oder minder gelungenen, untadelhaft chaussirten Beinen, die wohl alle schneeweiß von Hause wanderten, aber schwerlich ebenso dahin zurückkehren werden.

„Herr, Herr, es ist oft schwer für Freunde, sich wieder zu sehen, aber Berge können durch Erdbeben versetzt werden und sich so wiedersehen“, seufzte ich mit Shakespeare, denn es können nicht nur Freunde abgereist sein, wenn man sie sucht, sie können nicht nur ausgezogen sein, ohne ihre Adresse hinterlassen zu haben, nein, es können sogar Häuser abgebrochen sein, in denen Freunde gewohnt haben, wie ich das hier erleben mußte. — Fremde Adressen an den Thüren, wo man bekannte Namen zu lesen gewohnt, hart-hörige Conciergen, wo man nach Namen fragt, die sie längst vergessen. Elendes Volk, diese Conciergen, deren Gedächtniß nicht weiter reicht als das Trinkgeld, das sie bekommen; flüchtiges, unstätes Volk, diese Freunde, die keine drei Monate unter einem Dache bleiben können! Sucht nicht die Schwalbe gern ihr altes Nest im Rauchfang wieder auf, wenn sie vom Süden wiederkehrt; findet nicht der Storch den Giebel des Bauerndaches wieder, das er im Herbste verlassen?

Fruchtlos war meine ganze Wanderung von Pontius zu Pilatus am Morgen gewesen; vom Regen begossen, hatte ich mich also in dies Café gerettet. Da saßen noch dieselben Gesichter vom vorigen Jahre; der dicke Procureur hatte inzwischen einen Orden bekommen und die rothe Nase des alten Wechsel-Agenten war um ein Beträchtliches rother geworden. Da drüben sitzt auch

noch dieselbe hübsche Modistin an ihrem Schaufenster, aber sie ist inzwischen sieben Monate älter geworden und zwar gerade zu einer Lebenszeit, wo es höchst gefährlich ist, auch nur einen einzigen Monat älter zu werden. — „Enfin vous voilà retourné?" ruft mir der Kellner verwundert zu; er bringt mir die Zeitungen, die ich sonst zu lesen pflegte; er erzählt mir, Frankreich habe inzwischen „beaucoup de gloire" geerntet, und Paris werde in dieser Saison excessivement joyeux werden.

Ich glaubte das Letztere, denn Charivari brachte bereits eine Abbildung des feierlichen Empfanges, welchen die Pariserinnen den „seigneurs russes" bereiten werden; es war der Moment dargestellt, in welchem sämmtliche Camelia's ein Spalier auf den Boulevarts bilden, um die seigneurs russes, diese lang ersehnten, passiren zu lassen.

Welch einer Zeit sah Paris entgegen, Paris, das so lange um die verbannten Rubel getrauert! Schon kamen die Nachrichten, daß die westlichen Häfen den russischen Schiffen geöffnet — o Augenblick unaussprechlicher sentiments und bonheurs, wo die Pariserinnen den russischen Seigneurs ihre Arme wieder öffneten! Schon jetzt wurden die innigsten Beziehungen allmälig von Seiten der Schönen gelockert, um zur Zeit des Eintreffens der russischen Eisbären das Herz zü deren Disposition stellen zu können; schon jetzt wurden alle Rücksichten der Allianz mit England aus den Augen gesetzt, um jede Beziehung zu den Sterlingen abzubrechen und das Herz in russische Rubel fassen zu lassen; schon jetzt wurden alle größeren Quartiere und alle größeren Liaisons aufgesagt; Old-England zog mit Sack und Pack ab, denn die russischen Seigneurs waren im Anzuge, — die man nie gehaßt, um die man drei volle Jahre getrauert, für die das Herz so lange den Wittwenschleier getragen.

Für wen requirirten Chevet, Very und Véfour die Wunder

der vegetabilischen und animalischen Schöpfung aus den entferntesten Zonen der Erde? Für wen reservirte man den schönsten Champagner frappé? Für wen decorirte man am Boulevart und in der Rue Rivoli die glänzendsten Etagen? Für wen schmückten die großen Magazine ihre Schaufenster mit den Shawlen des Thals von Cachemire, mit den bezaubernden Geweben Lyons, Persiens und Indiens? Für wen bereiteten sich die Augen zum Lächeln, die Lippen zum Küssen, die Herzen zum Trügen? Für wen sollte die Ristori spielen, für wen Crosnier in der Oper singen und tanzen lassen? Für wen sollten Auber und Scribe schreiben, für wen Musard dirigiren? Für wen endlich sollten Frühling und Sommer lächeln, für wen Sonne und Mond scheinen? — Für die russischen Seigneurs, für die rubelbeglückten Eisbären der Newa, für die Besiegten von Sebastopol! Was der Krieg an Wunden geschlagen, sollte die Liebe heilen; was das eiserne Zeitalter der Granaten und Kartätschen verbrochen, sollte das goldene Zeitalter wieder sühnen. Das Paradies war wieder geöffnet; Erzengel Pelissier steckte sein Schwert in die Scheide, um nach Algerien zu gehen; mochte er dort die Kabylen immerhin fricassiren, wenn er nur so viel Russen unverzehrt gelassen hatte, daß auf jede Eva hier ein russischer Adam fiel. —

Der Regen hat während dieser Betrachtungen aufgehört, die Sonne leuchtet über den Boulevarts, Alles ist heiter und glücklich. „Bouquets des violets!“ schreien die Veilchenverkäuferinnen, „le guide des étrangers!“ die Colporteure; die Coco-Verkäufer mit ihren Bechern unter dem Arm und den Blechpyramiden auf dem Rücken stehen an allen Ecken, die Zelte der Café's bevölkern sich — Alles ist glücklich! — Das ist Paris, wie ich es verlassen, dieses lustige, geschäftige, quecksilbrige Gedränge, diese Fluth mit tausendfachen Strömungen, diese Brandung, die sich nimmer beruhigt. Das sind dieselben Pariser, nur ein wenig übermüthiger

noch als damals, denn das Glück ist mit ihnen gewesen, und nannten sie sich bisher die große, so nennen sie sich jetzt die größte Nation!

Es ist Mittag, die kleine Börse in vollem Gange, die Omnibus in einem wahren Wettrennen, die Coupés und Equipagen jagen einander; immer dichter werden die Massen, welche die Sonne auf die Boulevarts lockt. Auch die Asphaltküchen sind wieder fleißig im Gange, der Qualm verhüllt ganze Gruppen; dieselben Stellen des Trottoirs, die im vorigen Sommer erst reparirt wurden, sind jetzt wieder schadhaft geworden — freilich, Millionen sind darüber hingetreten und sieben Monate sind eine lange Zeit in Paris, wo so schnell gelebt wird. — Da stehe ich auch vor dem Hause, in dem ich gewohnt; die Rideaux sind noch dieselben, auch der Balcon ist noch derselbe, aber ein Anderer schaut zum Fenster heraus, und neben ihm eine Andere; ich wollt', ich wohnte noch da droben, denn ich habe glückliche Tage dort verlebt; wozu das ewige Wandern; man wohnt ja in der ganzen Welt, wenn man das Glück hat, unter günstigen Umständen in Paris zu leben.

In den Champs elysées ist noch Alles beim Alten, da sitzen dieselben Blinden und Lahmen, da stehen dieselben Marionettentheater, dieselben Stuhlreihen, auf denen ich so gern meine Stoffe sammelte. Auch dieselben Gesichter streichen wohl vorbei, manche von denselben Sonntagsreitern jagen hoch zu Roß vorüber, und dort sitzt auch noch dasselbe kleine Hündchen mit dem Korb im Maul auf der Decke, hinter ihm seine Herrin, die arme Blinde. Dort steht auch das Palais de l'Industrie, das Mecca meiner vorjährigen täglichen Pilgerfahrt; es ist öde und leer, die Thüren sind verschlossen, die Meisterwerke der Industrie sind wieder in alle Welt gegangen und Mancher, der sie nicht verdiente, hat seine goldene Medaille erhalten, ja ich kenne Leute, die für ihre großen

Verdienste um die Ausstellung Ritter der Ehrenlegion geworden sind, weil sie täglich einen schwarzen Frack und gelbe Glacés trugen und viel Geld für die voitures de rémise ausgaben, um in den Vorzimmern der höheren französischen Beamten zu antichambriren.

Die Fontainen vor dem Palais werfen ihre silbernen Strahlen, die Göttin la France breitet noch immer ihre massiven Arme aus, und Napoleon III. hält noch immer auf seinem Bronceroß die Wache vor dem Pavillon de l'ouest. Nur die lange Galerie am Quai ist abgebrochen, nur die Bäume sind noch kahl, nur die cafés chantants stehen noch verlassen — sonst ist Alles, wie es gewesen. Auch die Mittagspromenade der beau monde ist wieder so glänzend, vielleicht noch glänzender, und die rauschende Crinoline noch umfangreicher, als ich sie vor einem halben Jahre gesehen. —

Im Uebrigen beginnt Paris trotz alledem vernünftig zu werden. Wie ein verlorner Sohn schickt es sich an, in den Schooß der Familie zurückzukehren, es scheint der Schmetterlingsnatur müde geworden, seit es sich überzeugt, daß so viel Brennessel unter den Rosen wachsen, daß der Honig ausgekostet, daß die Centifolien sich in Centifranken verwandelt, und es nicht mehr der Mühe werth ist, schließlich als flügellahmer Tag- und Nachtfalter sich zur Ruhe zu setzen und seine alten Tage mit den Veilchen zu schmücken, die anspruchslos am Ufer der Seine wachsen.

Paris ist im Begriff vernünftig zu werden. Niemand, der dieses Babylon kennt, wird mir glauben, was ich sage, und dennoch ist es wahr, daß Paris scheinbar seinen Leichtsinn quittirt, daß die mariages au treizième aus der Mode kommen, daß Paris — heirathet. Ich würde dies selber nicht glauben, wenn ich nicht überall die Beweise sähe; um aber meine Behauptung dem Leser gegenüber zu rechtfertigen, berufe ich mich

auf die Aeußerungen eines Pariser Feuilletonisten, der im Frühjahr Folgendes schrieb:

„Seit einiger Zeit wird in Paris erstaunlich viel geheirathet; es ist unmöglich, bei einem Restaurant einzutreten, ohne in eine Hochzeitsgesellschaft zu fallen und die Beamten des Hymen, welche die Verträge zwischen den Seelen schließen, die sich suchen, diese Beamten sind bereits genöthigt gewesen, vor ihren Häusern eine Nachtglocke anzubringen.

„Die Mairien (denn in Paris werden bekanntlich die Ehen vor dem Maire geschlossen) sind von Morgens bis Abends belagert und haben schon Supplementar=Beamte anstellen müssen, um die Heiraths=Acte schließen zu können; es hat sich eine wahre Legalitätswuth aller Geschlechts=Relationen bemächtigt, und wenn das so fortgeht, wird im Hofe der Mairie des 13. Arrondissements bald das Gras wachsen. (Wie bekannt, giebt es nur 12 Arrondissements und die mariage au treizième ist die ebenso bekannte Studentenehe.)

„Freilich gewinnt dadurch die Moral, aber die Phantasie geht zu Grunde; diese Matrimoniomanie ist dermaßen verbreitet, daß, wenn man eine halbe Stunde mit einem jungen Mädchen oder einer jungen Wittwe gesprochen, die man nie gesehen, niemand sicher ist, daß er sie nicht vor dem Abend schon heirathet.

„Man denke sich folgendes Beispiel: Kürzlich promenirte einer unserer Freunde im Tuilerien=Hofe; vor ihm geht eine junge Dame an der Seite einer älteren Begleiterin; er bemerkt, daß die erstere einen ihrer Handschuhe verliert, galanterweise hebt er den Handschuh auf und überreicht ihn der jungen Dame, die sich erröthend verneigt und zu ihm spricht:

„Mein Herr, Ihr Benehmen ist außerordentlich ehrenwerth und sofern Ihre Absichten l a u t e r und r e i n sind, erlaube ich

Ihnen, meine Mutter um ihre Einwilligung zu bitten.“ Acht Tage darauf wurden beide aufgeboten. —

„Noch ein Beispiel: Vor einigen Tagen tritt ein Herr in Begleitung einer jungen Dame in eines der Cabinette des maison-d'or. Kaum sind sie im Kabinet, als wir einen der Garçons seinem Collegen zurufen hören:

„Man verlangt ein soufflet à la vanille und einen Notar in Numero 8!“ — „Der Notar ist in Nr. 6 besetzt und schon für Nr. 2 bestellt“, antwortet der andere Garçon.

„Ganz dieselbe Heirathswuth herrscht in den Pariser Theatern. Einer unserer dramatischen Schriftsteller kann mit den Proben seines neuen Stückes durchaus nicht zu Ende kommen, weil die erste Liebhaberin seit 14 Tagen nur an ihre Hochzeit denkt; eine andere Liebhaberin streitet sich mit ihrem Bräutigam schon seit einer Woche um die Wahl des Notars, der den Contract aufsetzen solle, bis endlich der Direktor des Theaters den Streit dadurch geschlichtet hat, daß er sagte: Kinder, sich vor der Hochzeit streiten, heißt das Dessert vor der Suppe essen; macht Euch gegenseitig Concessionen: Sie, Monsieur, werden den Notar wählen, der den Ehecontract aufsetzt, und Sie, Madame, reserviren sich im Voraus das Recht, den Notar zu wählen, der den Scheidungscontract zu entwerfen hat.

„Eine unserer ersten Schauspielerinnen, welche den alten dramatischen Usus vorzieht, hat sogar, als sie von dieser Heirathsmanie hörte, an die Thür ihrer Salons und ihrer Garderobe einen Zettel kleben lassen mit den Worten: „hier wird nicht geheirathet.“ — — —

O elende, armselige Nation trotz all deiner gloire! Es gilt doch in Allem bei dir nur der berühmten Omelette; das Kaiserreich hat dich am Gängelbande deiner Thorheiten und deine Lenker

denken unzweifelhaft mit Sydenham, daß die Ankunft eines Hanswurstes in einer Stadt noch einmal so viel werth ist, als die Ankunft von zwanzig mit Medicamenten beladenen Eseln.

III.

Nach Bordeaux. — Der „pot de chambre de la France." — Hôtel du commerce. — Nächtlicher Wanzenkrieg. — Auch ein Girondisten-Bankett. — Die Quellen des Rothweins. — Die Creolin. — Der Postillon von Longjumeau. — Lauter Gegend! — Die Landes. — Bayonne. — Basken und Baskiren. — Hotel St. Etienne. — Ein politischer Schneider. — Ein Gottesdienst. — St. Denis und andre Heilige.

Es lag mir daran, dem Triumphzuge einer politischen Seifenblase, des Siegesherzogs Espartero, durch die nördlichen Provinzen Spaniens beizuwohnen, der damals noch hoch am Himmel der Parteien und der spanischen Politik stand; heute aber in sein Nichts zurückgekehrt ist, und von dem Augenblick ab in dieses Nichts zurückkehrte, wo er sich auf dieser Reise überzeugte, daß seine Popularität im Verbleichen sei. Nach einer diesmal nur vierzehntägigen Anwesenheit in Paris also bestieg ich vor dem Bureau der Orleans-Eisenbahn den Omnibus, um mich zum Embercadère transportiren zu lassen. Mein Begleiter von Paris nach Madrid war Herr R., den ich bei einem der literarischen Collegen in Paris kennen gelernt und der einen längeren Aufenthalt in der Stadt des Manzanares beabsichtigte.

Die Witterung, die bisher so freundlich gewesen, schlug, während ich im Omnibus saß, plötzlich in Sturm und Regen um, ein Grund mehr, mich von dem Augenblick ab, wo ich das Coupé bestieg, dem Schlummer zu übergeben. Da es Nacht war, existirten diesmal Orleans, Tours und Poitiers für mich nicht;

erst als es Morgen ward und wir Angoulème, dieses reizend gelegene, pappelumstandene Städtchen erreichten, kehrte mein Reisebewußtsein zurück.

Gegen halb zehn Uhr Morgens erreichte ich Bordeaux. Einer meiner Reisegefährten im Coupé hatte mir dort als ganz vorzügliches Hotel das „Hôtel de Commerce“ empfohlen und mein Gesellschafter war mit mir derselben Meinung, daß nämlich in besagtem Hôtel de Commerce abgestiegen werden müsse. Der Himmel über Bordeaux war trübe, wie lachend auch der frühere Morgen gewesen; ein Bewohner Bordeaux, der mit uns im Coupé saß, erzählte uns, dies sei ganz in der Ordnung, denn in Bordeaux regne es fast immer und Bordeaux heiße eben deshalb der pot de chambre de la France. Ich muß jedoch bevorworten, daß ich dies nicht unterschreibe, vielmehr in Bordeaux einen der heitersten Tage verlebte.

Ich wollte, jener Verläumder des schönen Bordeaux wäre mir nie begegnet, denn er war die Veranlassung eines weiteren, sehr bittren Irrthums, über den wir uns schwer zu beklagen hatten. Hôtel de Commerce! riefen wir dem Omnibuskutscher zu, der uns am Bahnhof aufnahm; wir fuhren über die schöne Brücke, am Quai entlang, und hielten erstaunt und kopfschüttelnd vor einem unbedeutenden Wirthshause, das allerdings die Bezeichnung „Commerce“ an seiner Stirn trug. Entschiedenes Mißtrauen gegen unsren Empfehler beschlich uns, indeß einmal auf der Schwelle war nicht gut umzukehren und mein Gefährte bezahlte diesen verhängnißvollen Schritt über die besagte Commerce-Schwelle mit einer schlaflosen, wanzenbelebten Nacht, die ihm noch heute sehr denkwürdig ist. Er jammerte die ganze Nacht hindurch; ich suchte ihn zu trösten, indem ich ihm vorstellte, daß dies Alles noch gar nichts gegen die spanischen Stiergefechte sein könne, denen wir ja entgegen gingen, er aber nahm keine Trostgründe an, klagte mir,

er sei sehr nervös, werde die Stiergefechte schwerlich mit ansehen können, und fuhr fort, standhaft gegen seine Wanzen zu fechten.

Eine Promenade durch Bordeaux machte einen höchst angenehmen Eindruck auf mich, denn Bordeaux' Straßen, Alleen und Plätze, die Liberalität, mit der sie angelegt sind, übertreffen bei Weitem die Physiognomie aller übrigen Städte Frankreichs. Bordeaux ist eine gute, alte Stadt, aber es schickt sich an, neu zu werden, man beginnt hier, etwas von Paris zu fühlen, reißt nieder und baut wieder auf, man will sich verjüngen. Mein erster Weg war der zum Quai des Chartérons, zum Hause des Lübeck'schen Consuls Herrn Dircks, dessen liebenswürdiger Familie ich schon im vorigen Jahre einen Besuch zugedacht. Herr Dircks war so freundlich, mir ein Cicerone in Bordeaux zu sein; obgleich eben im Begriff, nach seinem Landsitze zu fahren (wie dies am Sonnabend in Bordeaux die Sitte ist), führte er mich durch die Stadt und in die bemerkenswerthesten Gebäude derselben, er machte mich mit den inneren Verhältnissen der Stadt, mit ihrer politischen Stimmung und mit Allem bekannt, was mir zu wissen von Interesse war; wir besuchten namentlich die Börse, das Hospital, eines der ausgezeichnetsten hinsichts seiner Einrichtung, die ich je gesehen, das Hôtel de Ville, das Zellengefängniß und eine kleine Gerichtssitzung, in welcher der Jagdhund des Herrn D. sich mit großer Unbefangenheit unter die ernst und grübelnd dasitzenden Richter und Advokaten mischte, während des Plaidoyer den Sprecher fragend anschaute und nicht zu begreifen schien, wie man um der weltlichen Gerechtigkeit willen so viel Worte und so ernste Gesichter machen könne.

Am Nachmittage überließ mich Herr D. mir selbst, er ging auf seinen Landsitz, wo er, wie er sich ausdrückte, so glücklich war, keine Weinberge zu haben. Die glücklichen Bordeauxer, sie sind froh, wenn sie ein Plätzchen finden können, wo sie nicht von

Wein umwachsen sind! — Lange stand ich, nachdem Herr D. mich verlassen, an der großen Marmortafel in der Halle der Börse, welche die Kaufmannschaft zur Erinnerung an den Besuch Napoleons III. hier errichtete, und auf welche sie mit goldenen Buchstaben die Rede eingraben ließ, die der Empereur der guten Stadt hielt. Irre ich nicht, so wurde während dieses Gironde-Bankets hier in Bordeaux zuerst die Idee des neuen Kaiserthums öffentlich angeregt, die vielleicht längst schon in dem Präsidenten der ihrer selbst überdrüßigen Republik gelebt hatte. Es ist das eine vortreffliche, ganz Napoleonische Rede, die der Kaiser hier den Bordeauxern hielt: „lorsque la France est satisfaite, le monde est tranquil“ sprach Napoleon bei diesem Banket; ob er nur aus Gefälligkeit gegen die Bewohner von Bordeaux und die von ganz Frankreich sich zum Kaiser proclamiren ließ, weiß ich nicht, wohl aber ging mir aus Allem, was ich in Bordeaux hörte, hervor, daß die Bevölkerung dieser Stadt mit dem dermaligen Regime durchaus zufrieden ist. Aber auch hier, wie in ganz Frankreich, trifft den Kaiser das Schicksal, trotz Allem, was er thut (und gewiß hat er viel Gutes gethan) nicht populär werden zu können; trotzdem hört man es den Leuten an, sie sind zufrieden, denn ihre Interessen sind gewahrt und gesichert, und das ganze Kaiserreich ist ja im Grunde nichts, als die Consolidirung der Interessen des Individuums, die des Kaisers selbst nicht ausgenommen.

Müde von der Promenade, setzte ich mich vor das Café, dem Theater gegenüber, und ließ die schöne Welt von Bordeaux vor mir vorüber passiren; eine Anzahl von Omnibussen und Diligencen versammelte sich vor dem Café, denn Bordeaux schickte sich ja heute am Sonnabend an, auf's Land zu fahren. Nie hat ein Omnibus so viele spirituelle Gedanken in mir wach gerufen, wie diese hier; da war eine messagerié générale nach Medoc,

ein Omnibus nach Pouillac, nach Margaux und nach sehr vielen andern höchst interessanten Orten. Wer, dachte ich mir, doch so glücklich sein könnte, heute nach Lafitte, morgen nach Medoc, übermorgen nach Margaux oder nach all' den andern paradiesischen Orten zu fahren, die uns so oft auf den Landkarten unserer Weinhandlungen begegnen! Wohl ging ich mit dem Gedanken um, einige Tage an Bordeaux' Umgebung zu spendiren und meine Sachkenntnisse in dieser geographischen Richtung zu vermehren; wohl überlegt' ich: so viel kostet dich dieses Medoc, dieses Margaux, dieses Lafitte schon, ohne es gesehen zu haben, und jetzt willst du einige Franken sparen, um ihnen aus dem Wege zu gehen! Aber mein Reisegefährte schien keinen Sinn für diese Poesie zu haben, denn er ist ein Wassertrinker und in seinen Augen ist das Wein-Schiras um Bordeaux nicht mehr als jede andere beliebige Gegend ist.

So verzichtete ich also auf diese Expeditionen, die geeignet gewesen wären, mich die Quellen des Rothweins entdecken zu lassen, und entschädigte mich von meinem erhabenen Standpunkte vor dem Kaffeehause aus durch Musterung der beau monde, die um diese Promenadenstunde die Allée de Tourny auf und abspazierte. Es waren viel sehr schwarze und glühende Augen darunter, namentlich aber viel dunkler Teint; eine Creolin in stolzer Crinoline, an der Seite ihrer Creolin-Mutter, schien besonders Furore unter den Lions von Bordeaux zu machen; sie war eine stolze, imponirende Schönheit, ihre Augen leuchteten wie Karfunkel und ihre umfangreiche Atlasrobe rauschte mit einem schauerlich-poetischen Effekt über das Trottoir. Am Abend sah ich sie im Theater wieder und so viel Operngucker hier in den Logen existirten, so viel waren auf die schöne Creolin gerichtet.

Wie schön und großartig das Theater von Bordeaux (eins der schönsten Europas) auch ist, so traurig waren an diesem Abend

die Leistungen desselben; man gab den Postillon de Lonjumeau; eine dicke, kugelrunde Primadonna und ein stimmloser primo tenore waren die Helden dieser Oper; nach derselben folgte das Ballet Idalia; Flora Fabri tanzte, das Publikum war empfänglicher für die Volubilität ihrer Füße als wir zwei müde und gähnende Reisende, die wir lange vor dem Schluß des Theaters das Haus verließen, um in die Arme des Schlummers und der Wanzen zu eilen.

Am Morgen um 5 Uhr hatte mein armer Kamerad seine Schlacht geschlagen, ganz zerstochen stellte er sich auf seine Beine und beneidete meinen Schlummer, während ich im Fenster lag und die große Anzahl frommer weiblicher Seelen beobachtete, die schon um halb sechs Uhr mit nüchternem Magen in das uns gegenüber liegende Gotteshaus strömten. Ich bekenne, daß ich bei dieser Gelegenheit sehr profanen und irreligiösen Gedanken nachging und bei der großen Mehrzahl weiblicher Individuen, die zur Kirche eilten, die üppige Vegetation unter der Nase bewunderte, die sich in der Gestalt von schüchternen Schnurbärten bei den Frauen bemerkbar macht und immer auffallender wird, je weiter man in die Pyrenäen kommt.

Als mein Reisegefährte mit seinem Kummer über den Wanzenluxus dieses Hotels zu Ende war, begannen wir über Mangel an Kaffee zu klagen, der um so fühlbarer wurde, als der Omnibus bereits vor der Thür stand und noch immer keine Aussicht auf den Mocca vorhanden war. In das Gastzimmer hinab steigend, fanden wir indeß einen Garçon, der vor der Flamme am Kamine hockte und in der einen Hand eine Kasserolle mit schwarzer, in der andern Hand eine solche mit weißer Sauce hielt, die er aufwärmte und die allem Anscheine nach vereint unsern Kaffee bilden sollten. „Erst Wanzen und dann schwarze Sauce!“ jammerte mein Reisegefährte, mit einem trübseligen Blick unsre ganze

Situation überschauend; indeß, was half es, der Kaffee wurde genossen, er war nicht ganz so schlimm, wie er aussah, und eine Viertelstunde darauf trug uns der Omnibus nach dem Bahnhofe von Bayonne und von hier der Train durch eine der trostlosesten Gegenden Europa's, durch die sogenannten Landes, eine Gegend, die mich lebhaft zum Theil an die Lüneburger Haide, zum Theil an die romantischen Gefilde von Jüterbogk, Großbeeren und ähnliche Strecken erinnerte. Stundenlang war nichts als „Gegend, lauter Gegend“ rings umher; da es Sonntag war, standen die Landleute trotz all dem schlechten Wetter in ihren Festtagskleidern vor den Thüren, die Hirten spazierten in dem nassen Heidekraut auf hohen Stelzen umher, und der Regen goß in Strömen herab. — „Großer Gott, wie schön ist Deine Erde!“ seufzte mein unglücklicher Gefährte, sich vergebens an dem neblichen Horizont nach irgend einem Zeichen der Pyrenäen und einer Frühstücksstation umschauend, die wir leider erst zwei Stunden später in Morcens erreichten.

Frankreichs Ressourcen mögen in der That so unerschöpflich sein, wie sie von den französischen Statistikern genannt werden, aber wie viel größer könnten sie noch sein! Ich habe, so weit ich dies zu beurtheilen Gelegenheit gehabt, schon mehrfach zu schildern gesucht, wie ungewöhnlich der Boden Frankreichs in manchen Theilen des Landes noch vernachlässigt ist, wie demselben von den Händen des deutschen Landmannes unendlich viel mehr abgewonnen werden könnte. Auch in diesem Jahre hatte ich mich wieder in Paris überzeugt, wie unpraktisch und unbeholfen man in Frankreich bei allen ökonomischen Verbesserungen zu Werke geht, wie z. B. die Drainage dort durch Fürsorge der Regierung Fortschritte gemacht, wie aber selbst diese Fortschritte noch von einer in unsren Augen fast naiven Bedeutung sind.

In Frankreich waltet im Landwirthschaftlichen, im Wegebau-

und überhaupt im Gemeindewesen ein großer Uebelstand ob: man verlangt Alles vom Gouvernement. Wenn eine Meile Chaussee gebaut werden soll, so muß hierüber erst so viel Papier beschrieben werden, daß man damit reichlich zwei Meilen bedecken könnte; wenn die allergeringste Aenderung in irgend etwas vorgenommen werden soll, so werden darüber a priori erst zehn Aktenstöße vollgeschrieben, mit einem Worte, wie leicht und wohl gar leichtfertig die französische Staatsmaschine auch aussehen mag, der Zopf sitzt ihr doch noch faustdick im Nacken, davon giebt uns der flüchtigste Blick in Frankreichs Zunftwesen, in die Monopole Einzelner bis auf die Mehlträger hinab, in die Handels- und Ackerbauverhältnisse den besten Beweis. Frankreichs Verwaltungssystem hat seine sehr guten Seiten, aber es hat dafür auch desto mehr faule Stellen, die leider um so weniger ausgerottet sind, als sich der Egoismus einzelner Individuen, die daraus Nutzen ziehen, an dieselben anklammert. Frankreichs letzte Revolution ging an der 45 Centimen-Steuer zu Grunde und wenn wiederum eine Regierung in Frankreich untergeht, so mag sie vielleicht noch an weniger zu Grunde gehen. Bei diesem Verwaltungssystem kommt Frankreich hinsichts der materiellen Cultur nicht von der Stelle und welch enormen Umwandlungen und Neuerungen dieses Land auch in politischer Hinsicht bereits unterlegen, giebt es doch keine Nation, die nach allen andern Richtungen hin so conservativ, so am Alten klebend wäre, wie diese. Es mag das paradox klingen, ist es aber keineswegs.

Auch die „Landes," von denen ich eben spreche, geben einen Beweis, wie wenig man in Frankreich bis jetzt sich darauf angewiesen sah, dem Boden das Aeußerste abzugewinnen. Diese öden Strecken galten in den Augen aller ihrer Nachbaren bis vor wenigen Jahren für durchaus uncultivirbar, man sah sie überall von Haidekraut, hie und da auch von Flugsand bedeckt, man hielt

sie für steril und gab sich weiter keine Mühe zu untersuchen, ob sie es wirklich **seien**, bis endlich vor einigen Jahren Spekulanten auf die Idee geriethen, diese Strecken mit Fichten zu besaamen, ein Versuch, der so gut gelang, daß in diesem Augenblick eine Strecke Landes in dieser cis-pyrenäischen Sahara schon zu ganz wesentlichen Preisen verkauft wird, während ein Spekulant **früher** diese ganzen „Landes“ für ein Butterbrot hätte erstehen können. Die Landes sind demnach gegenwärtig ein besonderes Augenmerk der Bewohner von Bordeaux und es soll mich nicht wundern, wenn in zehn oder zwanzig Jahren die genannten Strecken ein einziger Fichtenwald sein werden.

Am Nachmittag um 2 Uhr trafen wir in Bayonne ein. Die Umgegend dieses freundlichen Städtchens mit ihrem dichten Grün, den schon in Aehren stehenden Kornfeldern, den buschigen Hügeln an den Ufern des Adour und der Nive machte einen wohlthuenden Eindruck auf mich. Französische Soldaten hielten ihre Mittagsruhe in den Gebüschen und an den Gräben der Festungswälle; die hochliegende schöne Kathedrale streckte ihre gothischen Thürme aus den Laubdächern der Alleen, welche Bayonne durchgrünen — das ganze Städtchen erschien mir wie eine Oase in der Wüste. Auch die Ausläufer der Pyrenäen, nach denen ich bisher vergebens ausgeschaut, traten jetzt plastisch am Horizont hervor, denn der Regen hatte aufgehört und die Strahlen der Sonne trockneten die an den Blättern hängenden schweren Wassertropfen.

Schon in Bordeaux ist die Sprache der untern Klassen mit starkem baskischem Beigeschmack versehen und oft ein unverständliches Zungen-Ragout, hier in Bayonne aber erscheint es einem oft, als klinge die Sprache weder baskisch noch französisch, sondern fast **baskirisch**; jedenfalls ist sie ein Patois, das dem

Fremden weder durch Vermittelung der spanischen, noch durch die der französischen Sprache verständlich werden kann. Auch die französischen Blousen verlieren sich in Bayonne bereits und machen der kurzen spanischen Jacke, auch wohl hie und da schon der „Capa" Platz; die Gesichter nehmen immer braunere Tinten an — es wird Einem bereits spanisch zu Muthe, denn während im Elsaß das französische und deutsche Idiom mit einander kämpfen, ohne daß das eine irgend welchen merkbaren Erfolg über das andere gewönne, weicht hier das französische vor dem spanischen zurück und findet eigentlich erst in Bordeaux seine Brustwehr.

Die Frequenz zwischen Bordeaux und Bayonne scheint mir unbedeutend; mein Begleiter und ich wir waren die einzigen Passagiere der ersten Klasse und deshalb auch der einzige Raub der im Bayonner Bahnhofe haltenden Omnibusse. Mein „Guide en Espagne" hatte mir das Hotel St. Etienne als das beste in Bayonne empfohlen und so fuhren wir denn über die Adour-Brücke in das freundliche, von grünen Bäumen und Alleen geschmückte Städtchen. Schon vor der Thür des Gasthofes umdrängten uns die Häscher der messageries und der diligences générales, mindestens sechs Diligencen stritten sich um die Ehre, uns nach Spanien führen zu wollen; die einen riethen uns den Weg über Saragossa, die andern den über Burgos, schließlich aber war keiner von allen im Stande, uns heute noch weiter zu befördern, denn unsere Pässe mußten hier erst von dem spanischen Consul, von der französischen Unterpräfectur und Gott weiß, von was sonst für Behörden noch visirt werden, die sich in der Regel an den Grenzen auf die Lauer legen, um dem armen Reisenden im Namen der gesammten betreffenden Nation die erste Pistole auf die Brust zu setzen. Fünf Francs für ein Reisevisum sind ein hübsches Stück Geld, aber trotzdem bequemt sich Niemand in

Bayonne (anderswo leider ebenfalls), sich für diese fünf Francs in seiner Sonntagsruhe stören zu lassen.

Kurz entschlossen nahmen wir Quartier im Hotel St. Etienne, um am nächsten Morgen erst weiter zu gehen und vorher beim spanischen Consul anzufragen, wo Espartero zu treffen sein werde. Herr K. übernahm den Weg zum Consul, traf jedoch nur dessen Frau zu Hause, die nicht allein nichts von dem Verbleiben des Siegesherzogs wußte, sondern auch nicht einmal ein Sterbenswort französisch verstand. „Quelle bêtise!“ brummte Herr K. in's Zimmer zurückkehrend, wir setzten uns zu Tische und begannen danach, in der Hauptstraße die vielen und bunten Schilder der Diligencen-Büreaux zu studiren. Wir waren entschlossen, den Weg über Burgos zu wählen, die Diligence dahin war jedoch schon besetzt, Herr K., der einige Anlagen zum grand seigneur zeigte, sah seine Hoffnung auf einen bequemen Platz in der Diligence scheitern und entsetzte sich vor der Proposition, oben in dem billigen Banquet beim Conducteur zu sitzen, für welchen ich eine sehr plebejische Schwärmerei zeigte. Seufzend gab er nach und resignirte auf seine Reisebequemlichkeit.

Ganz Bayonne war während dieses schönen Sonntag-Nachmittags auf den Beinen, Alles strömte nach der schönen Promenade am Fluß entlang, wir indeß zogen es vor, die schöne Kathedrale zu besehen und uns dann erst den Bayonner Naturgenüssen hinzugeben. Die Hauptstraße von Bayonne, ein breiter schöner Weg, dessen Häuser schon in spanischem Styl erbaut und sämmtlich durch hohe Bäume beschattet sind, führt gerade zu der Höhe hinan, auf welcher diese zwar nur kleine, aber höchst interessante und alterthümliche Kirche ligt. Ein unbedeutendes, ziemlich rohes Monument von Sandstein auf dem engen Platze vor dem Kirchenportal fesselte unsere Aufmerksamkeit; auf der einen Seite sahen wir die Namen meherer Bayonner Studenten und

eines Schneiders, die in der Juli-Revolution gefallen und deren Andenken dieses Monument gesetzt war. Also auch hier ein politischer Schneider! Auf der andern Seite des Monuments fand ich eine der originellsten Inschriften, die ich je auf modernen Monumenten gesehen. „Les révolutions justes sont le châtiment des mauvais rois“, stand da geschrieben, so unbefangen, so unbeachtet, als sei das ein Bibelvers, wie mancher andere auf Monumenten. Und diese Devise steht in Stein gegraben, in Bayonne, in dessen Nähe Napoleon III. so oft verweilt, in der unmittelbaren Nähe von Biariz, dem Favoritbade der Kaiserin Eugenie!

Durch das äußere Portal traten wir in das Schiff der Kirche; die bemalten Glasfenster verbreiteten ein sehr katholisches Halbdunkel über das Innere und die große Versammlung von Andächtigen; vor dem Hochaltar dampfte der Weihrauch, die Priester und die Chorknaben sangen aus großen und dicken Büchern sehr heilige Gesänge, zu denen das Fagott die Baßstimme lieferte. Beim besten Willen konnte ich mich keines frommen Gedankens bemächtigen, als ich den bausbäckigen Fagottisten auf seinem Instrumente umher fingeriren sah, und der Gesang ging überdies in einem so schnellen Tempo, daß es mir fast schien, als habe die Geistlichkeit Eile, mit dem Gottesdienste zu Ende zu kommen. Ohne unsern Willen störten wir durch unser Umherlungern in der Kirche die Andacht der Versammlung; mindestens der dritte Theil der christlichen Gemeinde hob die Augen aus ihren Gesangbüchern, um die beiden Fremden zu beobachten, die mit dem guide de voyageur, unsrem Gesangbuch, in der Hand in den Gängen umher suchten. Viel besser fand sich der Küster in diese Störung des Gottesdienstes, indem er uns den Klingebeutel vorhielt, und auf diese Weise, da wir keine kleinere Münze besaßen, im Namen der Kirche zwei Frankstücke von uns eroberte.

Fast von größerem Interesse noch ist das unmittelbar an die

Kathedrale stoßende Kloster, das auch Richard, mein Guide, eins der größesten in ganz Frankreich nennt. Ein merkwürdiger Anblick, der sich dem Fremden beim Eintritt in diese weiten Korridore bietet. An den Wänden allerlei Heiligenbilder, unter ihnen auch St. Denis mit seinem Kopf in der Hand. Ich stand vor diesem alten lebensgroßen Bilde da und dachte an die Du Deffant welche die Frage, ob es wohl wahrscheinlich, daß der Heilige mit dem Kopf unter dem Arm ruhig seines Weges gegangen sei, mit den Worten entschied: „s'il est vrai, il n'y-a que le premier pas qui côute."

Auch dieses Kloster ist, wie die Kathedrale, in gothischem Styl gehalten, aber weniger erhalten als jene. Die Bogengänge sind bereits nach der einen Seite gesenkt, die Verzierungen sind zum Theil verwüstet, wie die äußeren Decorationen der Kirche, die durch den Fanatismus Andersglaubender muthwillig und auf eine wirklich barbarische Weise aus den Sandsteinen herausgehauen oder unkenntlich gemacht worden. Hier und da sieht man in den Gängen irgend einen interessanten Torso stehen, eine zerschlagene Statue, einen halben Pfeiler, eine zerpflückte Steinrose des gothischen Blumenstyls, oder andere Reste, die von den Stürmen der Vergangenheit reden. In diesem Kloster ist Alles Verwüstung, Alles Unordnung; es muß aber auch von elenden Händen gepflegt werden, denn die kleine Kapelle abgerechnet, vor der ein paar Dutzend schwarzäugiger Seelen in stiller Andacht knieten, war Alles im traurigsten Zustande. Auf dem von den Säulengängen umschlossenen Hofe standen Sandsteintrümmer auf einander gehäuft, Gras und Schutt überwucherten sie und auf der Thür zu diesem Hofe stand wiederum die in Frankreich beliebte Phrase geschrieben: le public n'entre pas ici! Ich möchte wohl wissen, wem unter diesem Publikum es jemals einfallen würde, diesen Ort moderner Lüderlichkeit zu betreten! Für den Fremden allerdings wär'

er von großem Werth, aber, wie gesagt, der Fremde muß sich begnügen, in den Bogengängen umher zu wandern.

Mein Gefährte war ein Heide, während ich nämlich im Beschauen der Antiquitäten vertieft vor einem dieser wunderlichen, in Stein gehauenen Heiligen dastand und allerlei Allegorien um ihn her zu entziffern suchte, hatte er, mein Gefährte, ein paar Heiliginnen gefunden, nämlich ein paar allerliebste baskische Kindermädchen, die eben aus der Kapelle kamen und von denen er die nöthigen Renseignements über die Klöster einzuziehen schien. Ich weiß nicht, ob dies die rechte Quelle für archäologische Erkundigungen war, aber ich werde es ihm nie verzeihen, daß er in der Kirche und hinter meinem Rücken den beiden hübschen Bonnen die Cour machte, denn selbst auf der Grenze Spaniens muß man doch nimmer die Grenze des Anstandes aus den Augen setzen.

Als wir wieder in die Kirche traten, war der Gottesdienst zu Ende und die ganze Gemeinde erhob sich von ihren Stühlen, um das Haus zu verlassen. Es war dies die letzte Gemeinde, die ich seitdem im Gotteshause sitzend ihre Andacht verrichten sah; denn in Spanien hört bei der Andacht die Bequemlichkeit auf, in den spanischen Kirchen werden den Gläubigen keine Stühle gereicht, man legt für sie eine Matte auf den Steinboden und auf diese kniet Vornehm und Gering nieder, wie dies, meiner Ueberzeugung nach, vor dem Herrn der Welten nicht anders als schicklich ist. Hier werden keine Kirchstühle bezahlt, hier wird kein Unterschied der Person gemacht, das letzte Kind aus dem Volke kniet neben der vornehmsten Señora und wie ich glaube, wird das Gebet des Einen so gut erhört wie das des Andern.

Es wollte schon Abend werden, als ich den Thurm der Kirche bestieg, um von hier den herrlichsten Anblick über die Pyrenäen, über Bayonne, die Festung, den Hafen ꝛc. zu genießen, ein wun=

derschönes Panorama, dessen Reiz durch den Untergang der Sonne um ein Bedeutendes erhöht wurde. In der Dämmerung gingen wir den Bewohnern von Bayonne entgegen, als sie von ihrem Spaziergange aus der Allee am Quai des Adour zurückkehrten. Eine Nachtigall hatte sich in diesen Laubgängen hier verspätet; wir lauschtem ihrem Gesange, bis die Allee gänzlich leer geworden und Alles nach Hause geeilt war, dann aber sputeten auch wir uns in der Dunkelheit heim, um beim ersten Liede der Lerche auf unserem Banquet zu sitzen.

Ein schwerer Stein fiel meinem Kameraden auf's Herz, als die Diligence sich um 5 Uhr Morgens in Bewegung gesetzt: er war in Bayonne gewesen und hatte keinen Schinken gegessen — das hieß so viel, als in Rom gewesen sein und den Papst nicht gesehen zu haben! — Indeß auch dieser Kummer sollte beseitigt werden. Ein stilles Männchen, das schweigend seinen Platz zwischen uns beiden im Banquet eingenommen und bisher keinen Ton von sich gegeben, holte, als wir zwischen den Ausläufern der Pyrenäen dahin fuhren, eben so schweigend ein Papier aus der Tasche und begann sein Frühstück zu ordnen; mit Tigerblicken haftete das Auge meines Gefährten auf dem Frühstück, denn dieses bestand aus Brod und Bayonner — Schinken.

Unser stiller Mann war ein Engländer vom reinsten Wasser, mit stoischem Gleichmuth, unveränderlich ehrbarem Gesicht und mit seinem Murray in der Hand, ohne welchen ein Engländer nie auf Reisen gehen wird; von Sprachen kannte er grundsätzlich keine andere als die seinige. Ich dolmetschte ihm den Kummer meines Pariser Begleiters; wie wenig mittheilsam er auch hinsichts der Worte, um so mehr und bereitwilliger war er es hinsichts seines Schinkens, und so wurde denn eine der größten Unvorsichtigkeiten, in Bayonne keinen Schinken genossen zu haben, glücklich

zur rechten Zeit, noch ehe wir die spanische Grenze erreichten, wieder gut gemacht.

Schnell ging unsere Fahrt über die Berge, über Bidart und St. Jean de Luz, bis wir endlich hinter Urrugne das Thal der die Grenze Spaniens und Frankreichs bildenden Bidassoa erreichten. Ein reizendes, grünes und lachendes Thal! Doppelt schön müßte es gewesen sein, wenn nicht Regen und Sturm wieder eingetreten wären. Wir kamen hinter Behobia an die Bidassoa-Brücke in der Nähe der Fasanen-Insel, berühmt durch den Vertrag von 1659 zwischen Mazarin und Don Louis de Haro, sowie durch die Zusammenkunft Ludwig XIV. und Marie Theresiens von Oesterreich. Die Brücke lag hinter uns und so waren wir denn endlich auf spanischem Boden.

Aufrichtig gestanden, hatte ich mir von dieser Brücke größere Begriffe gemacht, als ich sie hier realisirt sah; weder die Bidassoa noch die Brücke haben eine Ahnung von ihrer Berühmtheit; desto interessanter aber ist unstreitig das ganze Thal bis zu den etwas starren und grotesken Bergformationen bei Irun, der spanischen Douane, wo wir zum ersten Male den Vorgeschmack der spanischen Freiheit genießen sollten. Vor dem elenden Douane-Gebäude, über dessen kleiner Pforte stolz das Wort „Aduana“ prangt, standen bereits die Beamten, um sich über unsere Habseligkeiten zu stürzen. Die Gesellschaft mußte aussteigen, die ganze Imperiale abgeladen und Personen wie Gapäck in das Douane-Zimmer transportirt werden. Hier begann nun wieder das Prüfen der Herzen und Nieren; die spanischen Tölpel durchwühlten Alles, was nur irgend zu durchwühlen war, pfropften die sorgfältig gepackten Reiseutensilien ohne alle Umstände mit den Fäusten wieder in die Koffer hinein und behandelten sämmtliche Passagiere in einer so groben Weise, daß man den Aerger über vergebliches Suchen auf ihren Gesichtern las. Endlich fielen ihnen die Koffer

und Kisten einer von Paris nach Madrid zurückkehrenden Putzmacherin in die Hände, die das glückliche Zollergebniß von nicht weniger als 500 Realen hatten.

Ich benutzte diese Muße, um mich in Besitz der ersten spanischen Cigarren zu setzen, die ich, wie man mir gesagt hatte, in Irun recht gut finden sollte. Welch schöne Träume hatte ich mir von den spanischen Cigarren vorgespiegelt! Ich ahnte nicht, daß mir gerade hier in Irun, abgesehen von aller Douane, die erste Illusion zu Schanden werden sollte, denn von Irun bis Madrid hab' ich kaum eine anständige Cigarre zu Gesicht bekommen, die ich nicht mit 2 Realen, also 4 Sgr., hätte bezahlen müssen. Das Tabacksregal hat es auch hier glücklich so weit gebracht, das Königreich von Spanien und Indien zu vergiften.

IV.

Baskische Pelzmützen. — Spaniens Küste. — Las Diligencias. — Der Mayoral. — Die Civilisation durch eine Fensterscheibe betrachtet. — Las mulas. — Zagal und Delantero. — Anda Leona! — San Sebastian. — Der heilige Ignaz v. Loyola. — Der Parador. — Die Garbanzos und Bucarillos. — Richard und manche andre Touristen. — Tolosa. — Baskische Ursprünglichkeit. — Die neuen Cantabrer. — Der Baske von edler Herkunft. — Vittoria. — El tiempo es sereno! Eine Hungersnoth — Straßenkampf. — Carajo!

Der Gebirgsweg hatte in der That mir des Interessanten sehr wenig geboten und zu meinem eigenen Erstaunen fand ich in meinem Notizbuch über diese ganze Wegstrecke keine andere und keine richtigere Bemerkung als: „in den Pyrenäen tragen die Ochsen Pelzmützen", eine Bemerkung, die allerdings entweder auf diesen Gebirgsweg oder auf meine Beobachtungsgabe ein sehr unvortheilhaftes Licht zu werfen im Stande war.

Eine andere Bemerkung stand mir fortwährend, nicht im Portefeuille, sondern auf den Lippen: waren das Spaniens Lüfte, die mich seit einigen Tagen umwehten? War es vielleicht möglich, daß ich eine falsche Richtung eingeschlagen und anstatt nach Iberien nach — Sibirien gesteuert sein sollte? — Wieviel schöne Grüße hatte ich nach Hispanien mitgenommen und in diesem abscheulichen Wetter fehlte mir, wenn das so fortging, alle Lust, auch nur einen einzigen zu bestellen — Grüße an die schönen Tage von Aranjuez, an Don Carlos, Marquis Posa, an die gefühlvolle Eboli und was sonst meinen Freunden am Herzen lag. — Schon von Irun ab, das, ich weiß nicht warum, in der baskischen Sprache „die gute Stadt" bedeutet, verschleierte sich das Wetter; der Regen peitschte uns ins Gesicht, eine eisige Kälte herrschte und das spanische Klima kam mir daher mit einem Empfehlungsbriefe entgegen, den ich ihm sehr lange nicht vergessen konnte.

Das Schicksal hat mir vergönnt, in drei Welttheilen alle nur denkbaren Transportmittel vom Pony auf Island und dem Rennthier Lapplands bis zum Kameel der Wüste mit Allem was dazwischen liegt, kennen zu lernen, die spanischen Diligencen aber werden mir, trotz all diesen Erfahrungen doch ewig denkwürdig bleiben, denn sie sind auf die Dauer wohl geeignet, selbst den unerschrockensten Passagier in einen vorübergehenden Lebensüberdruß zu versetzen.

Wir mußten das Fenster unsers Bankets herablassen, zu meinem Schrecken aber fand ich mich hiernach in einem Käfig, in welchem ich einen Stieglitz um den seinigen beneidete. Die Fenster waren niemals gereinigt worden und von einer undurchdringlichen Schmutzkruste bedeckt; vergebens wandte ich alle Mittel an, um mir wenigstens, wie an einer gefrornen Fensterscheibe, ein Guckloch zu machen, aber der spanische Schmutz widerstand allen

Reinigungsmitteln der Civilisation. Der neben mir sitzende Mayoral (was wir auf Deutsch einen Conducteur nennen), ein klobiger Kerl von ächter Fuhrmannsnatur, begriff nicht, wie mir der Schmutz der Fenster im Wege sein könne, er meinte, es hätten doch schon so viele Passagiere hinter denselben gesessen, ohne sich darüber zu beklagen, übrigens sei auf dem Wege bis nach San Sebastian wenig zu sehen und für mich also nichts zu verlieren. Ich fügte mich in mein Schicksal und setzte mit meinem Gefährten Hrn. K. unsere Unterhaltung über die spanische Civilisation fort. Letzterer behauptete nämlich, ein Land, das so große Dichter hervorgebracht, müsse nothwendig ein civilisirtes sein, eine Behauptung, die ich nach Allem, was ich gesehen und gehört, entschieden in Abrede stellen mußte. Da Hr. K. bei seiner Behauptung blieb, so ersuchte ich ihn, mit mir den Platz zu wechseln, und sich von meinem Standpunkte aus, nämlich durch ein undurchdringliches Fenster, die spanische Civilisation zu betrachten, was ihm indeß nicht behagte, und so nahmen wir denn einstweilen an, daß Spanien ein civilisirtes Land sei.

Im Kampfe mit den vierschrötigen Gliedern meines Mayoral, der in einer Stunde 25 Cigarillos rauchte, kamen wir nach Renteria in Guipuzcoa, einer der drei Herrschaften, welch die baskischen Provinzen bilden; die Maulthiere wurden gewechselt, mein Mayoral setzte sich wieder neben mich und begann jetzt erst seine eigentliche Thätigkeit als Mayoral zu entwickeln. Unter einem so schauderhaften Lärm, wie er in und vor meinem Banket herrschte, bin ich nie gefahren. Acht Maulthiere keuchten vor unserer Diligence, von dem unmittelbar vor dem Banket befindlichen Sitze aus lenkte sie der Zagal; sobald die Gegend gebirgig wurde, kamen noch vier bis sechs fernere Maulthiere mit dem sie führenden Delantero oder Vorreiter an der Spitze hinzu, und Zagal, Mayoral und Delantero unterhielten also auf der ganzen fünf-

und vierzigstündigen Strecke bis nach Burgos ein Trio, das jeder nervösen Organisation das Trommelfell hätte sprengen müssen. Das spanische Maulthier hat, meiner Ueberzeugung nach, eine viel elendere Existenz als das italienische, namentlich, wenn es verdammt ist, die Diligence zu befördern. Unbarmherzig wüthet der Zagal mit der Peitsche auf die armen Thiere los, ein Gleiches thut der Delantero, und geht es irgend eine Anhöhe hinan, so steigt der Zagal vom Bock, läuft neben dem Wagen her und bearbeitet die armen Thiere in einer wahrhaft dramatischen Weise.

In der Regel haben die spanischen Diligencen auch noch einen oder zwei, oft sogar drei Individuen um sich, die nebenher laufen, sich an irgend eine angreifbare Stelle des Wagens klammern, wenn es schnell geht, immer aber um die Diligence herum sind. Ursprünglich mag diese Begleitung den Zweck gehabt haben, die Diligence vor Räuberanfällen zu schützen und in manchen Provinzen sind diese Leute noch heut mit der Escopeta (der Flinte) bewaffnet, aber ich bin überzeugt, daß bei einem Ueberfall diese Leute die ersten sind, die davon laufen.

Wie dem sein mag, alle diese Individuen haben das Recht, die armen „Mulas" zu malträtiren, jeder ist mit Stock oder Peitsche bewaffnet und drischt auf die Mulas los. Aber auch dies genügt nicht; la mula will unterhalten sein, es ist gewohnt, die Stimme seiner Führer zu hören und verfällt trotz der Peitsche in seine Faulheit, wenn es nicht das Geschrei seiner Führer hört. Zehn Fischweiber können demnach nicht einen solchen Höllenlärm machen, wie dieses Trio des Mayorals und seiner Untergebenen; den ganzen Tag hindurch ruht ihre Zunge nicht, Zagal und Mayoral sind in einer rastlosen Bewegung, sie arbeiten mit Händen und Füßen, der Erstere trampelt auf seinem Bock, der Mayoral flucht und schreit — Anda! Anda! — Anda, Leona, Lola, Carlota, oder was sie sonst für Namen gebrauchen, geht

es den ganzen Tag, die ganze Nacht hindurch, und der arme Passagier im Banquet ist, wenn er nicht einen unerschütterlichen Schlaf besitzt, außer Stande, ein Auge zu schließen vor dem ewigen „Leona," was hier übrigens in der Volkssprache gar nichts mit einer Löwin gemein hat, sondern vielmehr etwa Schindl.... 2c. heißen soll.

In dieser Situation traf ich vor San Sebastian ein, angesichts dessen ich dem Mayoral eine eindringliche Rede hielt und ihn ersuchte, sich künftig neben mir in den Grenzen eines anständigen Mayoral zu halten. Leider verstand er spottwenig französisch und das eigentliche Salz meiner Rede mußte daher für ihn verloren gehen.

Schon in Bordeaux hatte man mir die Lage San Sebastian's als außerordentlich schön bezeichnet. Vom Schaum des aufgeregten Meeres bespritzt lag der conische Felsen Orgullo vor mir, an seinem Fuße das schöne Städtchen, geschützt durch den Felsen vor den Stürmen des Meeres; auf der Spitze des Orgullo das Schloß Mota in einer Höhe von etwa 400 Fuß. Schäumende Wellen trieb der Sturm in das Flüßchen Urumea herein, fern auf der Höhe des Meeres schwärmten Fischerboote, ein Spielball der Wellen; dicke Wolken wälzten sich über das Schloß und hüllten auch die Spitze des ihm gegenüber liegenden Felsens in ihren Regenschleier. Es war ein herrlicher Anblick, dieser reizende Punkt; schöner wäre er gewesen, wenn die Sonne ihn freundlich beleuchtet hätte, grotesker aber war er, umschäumt von den wilden Kämmen der Wogen, umkreist durch Hunderte von Möven, die der Sturm an die Küste schlug, die, sich rettend, den Felsen umschrien und in ihrer Flüchtigkeit die schönste Staffage dieses Bildes wurden.

San Sebastian war ehedem die Hauptstadt von Guipuzcoa, heute ist dies Tolosa; trotzdem hat San Sebastian noch immer

und mehr als je seine Bedeutung: es ist ein Favorit-Badeort der Madrileños, der Madrider, sein modernes Gepräge erhielt es seit 1813, wo es die Engländer plünderten und in Brand steckten, eine Katastrophe, in der es seine schönsten Gebäude, seine Archive und eine große Anzahl von Einwohnern verlor, die seitdem der Stadt den Rücken wandten. Interessant ist ferner San Sebastian durch seine Umgebungen, namentlich durch das Thal, in welchem im Jahre 1491 Inigo oder der heilige Ignaz von Loyola geboren wurde, der, nachdem er Page Ferdinand's V. gewesen und in der Belagerung von Pampelona gegen die Franzosen verwundet worden, sich zum Ritter der Jungfrau Maria weihte und die Gesellschaft Jesu, d. h. den Orden der Jesuiten, gründete.

Hier also, Angesichts des unendlichen Meeres, Angesichts des Pardido von St. Sebastian, Angesichts dieser Felsen und Thäler, des 3000 Fuß hohen Arobbi oder Iqueldo stand die Wiege des großen Heiligen Ignatius, von hier aus schickte der Himmel einen seiner unseligsten Apostel durch die Welt, die so schön ist; von hier aus floß unsäglich viel Finsterniß und Grämlichkeit in die Gemüther einer ganzen Welt! — O, ich begreife, weßhalb über San Sebastian die Sonne nicht scheinen kann! Fragt dieses Meer da, ob es so tief und finster ist wie die Seele jenes Apostels, fragt die Möven, die das Thal Loyola's umkreisen, ob ihrer so viel über den Ocean fliegen, als von hier aus Saamenkörner des Elends und der geistigen Vernichtung über den Erdball gestreut wurden!

Der eisige Nordwind peitschte mir den Regen in's Gesicht, als ich am Abhange des Felsens dastand, in das Thal hinabschaute und dem Laufe des Rio de Loyola folgte. — Was geht Dich der heilige Ignaz an! riefen mir die Winde zu; Loyola ist todt und seine Jünger predigen daheim vor Deiner Thür;

ihr Orden ist ewig wie der Felsen, an dessen Fuße sein Gründer geboren ward! —'Sie hatte Recht, diese Stimme. San Sebastian ist unschuldig an der Gesellschaft Jesu; ich vergab diesem Ort, was er an der Menschheit gethan und — stieg in die Fonda hinab, um zu frühstücken.

Die ganze Gesellschaft saß bereits im „Parador de las Diligencias“ bei der Tafel, die hier noch ganz französischen Styl hatte und von drei jungen Spanierinnen bedient ward. Die dicke Putzmacherin aus Madrid präsidirte und mein Begleiter K., ein liebenswürdiger Mann, aber ein großer Bavardeur (er verzeihe mir diesen Ausdruck, denn er nannte sich scherzhafter Weise selbst so), war im vollen Zuge, ihr allerlei Liebenswürdigkeiten zu sagen und sie zum fünf und zwanzigsten Male zu versichern, daß er die spanische Sprache in wenigen Monaten erlernt haben würde. Der Arme befand sich, seit wir die spanische Grenze überschritten, in einer bedauernswerthen Lage, das Sprechen ist in ihm eine Leidenschaft und wenn er nicht bavardiren kann, ist er, wie er selbst gestand, der unglücklichste Mensch von der Welt. Er war natürlich in der schrecklichsten Situation, wenn ihm die Phrasen im Munde stecken blieben und Niemand ihm die Gefälligkeit erzeigen wollte, ihn zu verstehen. Die dicke Putzmacherin war daher das geduldige Opfer seines Sprechanismus.

San Sebastian's Table d'hôte gab uns die erste Probe der spanischen Küche; man servirte uns die in allen Hôtels hier so beliebte Wassersuppe mit geweichten Semmeln, eine Mehlauflösung, die mich lebhaft an die Lawine in der Suppenschüssel erinnerte, welche ich im letzten Herbste auf dem St. Gotthard mit meinem mir noch immer denkwürdig gebliebenen Reisegefährten Mister Worsley vertilgte. Wie eine bleiche, schwefelfarbige Gewitterwolke über dem Wasser liegen in den spanischen Suppen diese aufgelösten Semmelscheiben auf der Oberfläche, saft-

und kraftlos, ohne Geschmack und Würze. Nach der mit dem in Spanien unvermeidlichen Saffran zubereiteten Suppe kamen die berühmten „Garbanzos“, eine große Hülsenfrucht, die ich mir noch während der Tafel vermittelst meines Taschenwörterbuchs in Kichererbsen übersetzte. Garbanzos mit trockenem Rindfleisch sind bis nach Madrid meine unwandelbaren Nahrungsmittel gewesen, sie sind mir deshalb so widerwärtig geworden, daß ich eine Art von Wuth empfinde, wenn ich nur ihren Namen aussprechen höre. „Los Garbanzos“ sind ein Lieblingsgericht aller Spanier, und zwar der Art, daß, als ich in Madrid eine Wohnung suchte, mir die Wirthin einer casa de huespedes als besondere Auszeichnung für ihre Küche sagte, sie koche keine Garbanzos. Ich muß hieraus abnehmen, daß dieses Gewächs auch andern Reisenden gleich verabscheuungswürdig geworden ist.

Mit den Garbanzos zugleich servirte man eine Olla potrida von Kohl, Kohlrabi, Speck, Garbanzos und noch verschiedenen anderen Vegetabilien, dann Braten, Fisch, Dessert und nach dem Dessert Chocolade mit den sogenannten Zucarillos, einer schaumgeborenen Illusion von Zucker, die in ein Glas Wasser gesetzt werden und in diesem sich aufgelöst haben, während man die Nase in die Chocoladen-Tasse steckt. Auch die Zucarillos sind große Lieblinge der Spanier, zwanzigmal hat man sie mir unterwegs vorgesetzt mit der Zumuthung, Zuckerwasser und Chocolade zu genießen, wenn ich einen Kaffee oder ein Frühstück begehrte.

Herr K. war eben im Begriff, der dicken Putzmacherin zum sechsundzwanzigsten Male zu versichern, daß er in wenigen Monaten die spanische Sprache erlernt haben werde, als der Moyoral uns zum Einsteigen nöthigte. Drei-Pecetas (über drei Francs) kostete das Göttermahl von San Sebastian, inbegriffen alle Garbanzos und Zucarillos; eine weitere halbe Peceta gehörte den Dienerinnen als Douceur. Wieder saßen wir in unserem Ban=

quet und kämpften mit dem stürmischen Wetter. Die Gegenden begannen wieder ihren bergigen Charakter anzunehmen. Anda, anda, Leona! hieß es wieder, bis wir nach Ueberschreitung des Oria am Nachmittag, etwa um 4 Uhr, in Tolosa eintrafen.

Man macht sich von den baskischen Provinzen, sogar von Castilien, einen sehr unrichtigen Begriff, wenn man an die Schilderungen glaubt, die von verschiedenen Touristen über diese Gegenden geliefert worden sind. Ich selbst hatte vor meiner Abreise eine Beschreibung dieser Theile Spaniens gelesen, die allerdings zugiebt, daß diese Striche nicht eben hervorragend interessant seien, die aber doch mehr von ihnen zu erzählen weiß, als hier zu finden. Es ist ein Unglück mit manchen unserer Touristen, die eine Genugthuung darin sehen, Gegenden als schön zu beschreiben, die in der That gerade das Gegentheil davon sind. Zu diesen Touristen gehört auch mein Richard mit seinem Guide en Espagne, der in den elendesten Weilern und Dörfern allerlei Merkwürdigkeiten findet und mir die interesselosesten Flecken mit einer so empfehlenden Genauigkeit beschreibt, als müsse der Reisende nothwendig ein paar Tage in diesen absolut gleichgültigen Nestern verweilen.

Tolosa hat einen wohlklingenden Namen, aber es ist eine Stadt wie hundert andere kleine spanische Städte, mit engen schmutzigen Straßen und ärmlichem Charakter. Tolosa liegt in einem Thal an den Ufern des Oria und des Arages, über welchen letztern eine ganz hübsche Brücke führt. Die Stadt wurde durch Alphons von Castilien gegründet, im Jahre 1794 von den Franzosen unter dem General Fregeville genommen, und ist, wie schon bemerkt, die Hauptstadt von Guipuzcoa. Ihre Einwohnerschaft beträgt wenig über 5000, sie soll zwei schöne Kirchen haben, die ich zu sehen nicht die Zeit hatte, und, nach Richard's Behauptung, große Hôtellerien und Posadas, an die ich nicht glaube.

Interessant mögen die Ruinen eines alten Schlosses auf der Anhöhe des Aldaba und auch das Kloster sein, doch gestehe ich, daß ich keine Versuchung fühlte, beides in Augenschein zu nehmen.

Eine Strecke schöner Felder dehnte sich auf dem Wege von Tolosa nach Algeria vor uns aus; die Bauern waren eben in Begriff, ihre Aecker zu bestellen, die ich in diesen Provinzen, ja bis nach Madrid hin, um vieles weiter zurück fand, als ich sie in dem mittägigen Frankreich gesehen. Dies ist übrigens sehr natürlich, denn das Klima in diesen Gegenden diesseits der Pyrenäen ist um ein Bedeutendes kälter; auf diesen hohen Plateaux, die allmählich bis nach Bruchala, einem der höchsten Plateaux Spaniens ansteigen, herrschen fortwährend die rauhsten Winde, die im Sommer einer plötzlichen Hitze weichen und dann wiederum fortdauernd ihr Recht in Anspruch nehmen.

Auch die Art und Weise, wie ich in der Provinz Guipuzcoa die Aecker bearbeiten sah, ist höchst interessant in ihrer patriarchalischen Unbeholfenheit. Man denke sich den Acker, wie ihn der Frühling überliefert; es ist Zeit, ihn zu bestellen, und also ziehen fünf bis sechs Arbeiter mit großen Handgabeln bewaffnet hinaus, um den Acker zu umbrechen. Dies geschieht folgender Weise: vier oder fünf Arbeiter stellen sich in Reih und Glied, ein anderer, mit einer Hacke in der Hand, stellt sich vor sie. Die Vier beginnen nun a tempo ihre Gabeln in die Erde zu stoßen, den Rasen in großen Stücken aufzubrechen, und diese Stücke umzuwerfen; der vor ihnen stehende zerschlägt das Rasenstück mit der Hacke und so geht die Gabelei den ganzen Tag hindurch, bis endlich der Acker aufgebrochen ist. Daß diese Arbeit mindestens zehnfach mehr Zeit gebraucht, als jede andere Weise der Bearbeitung, braucht nicht erwähnt zu werden, man bleibt aber bei dieser Bestellungsmanier, weil man sie einmal gewohnt ist.

Diese Basken sind überhaupt eins der originellsten Völkchen.

zwischen Frankreich und dem eigentlichen Spanien, zwischen dem Ocean und dem Mittelmeere wohnend, bilden sie noch heute gewissermaßen einen Staat, eine Republik für sich und lassen sich von ihren Gerechtsamen kein Tittelchen verkürzen; sie wollen nichts vom Fiskus, von Stempeln, Douanen und Militär-Aushebungen (die sie contribucion de sangre nennen), noch von sonstigen Rechten des Gouvernements über sie wissen, ja sogar die Abgaben, die sie dem Staate zahlen, tragen bei ihnen mehr den Charakter freiwilliger Beiträge, deren Höhe sie selbst bestimmen. Sie haben ihre eigenen Staatsschulden, ihre eigenen Finanzen und bilden also gewissermaßen zwischen Frankreich und Spanien einen neutralen Boden, auf welchem sie selbst hinsichts der Sprache sich von dem einen Nachbar so unabhängig wie von dem andern halten, und auf welchem nur ihre eigenen, selbsterwählten Gewalten, ihre eigene, verbriefte Constitution, ihre eigenen Criminal-, Civil- und Handelsgesetze gelten. Diese baskischen Provinzen bestehen aus den drei Herrschaften Biscaya, Alava und Guipuzcoa, zwischen der Bidassoa, dem spanischen Navarra, dem Golf von Biscaya und Alt-Castilien; eine Art von Föderativ-Republik, die einen König nur dazu gebraucht, daß er sie schütze unter dem Vorbehalt, ihn dafür wieder zu schützen. Was Horaz schrieb (Cantabrum indoctum juga ferre nostra), das gilt noch heute, sie sind in gewissem Grade noch immer die alten Cantabrer hinsichts Charakter, Sitten und Gestalt; sie besitzen einen Stolz und ein Unabhängigkeitsgefühl, das selbst dem südlichen Spanier imponirt, und halten sich übrigens auch allen Ernstes für die eigentlichen Spanier par excellence, d. h. für die ältesten und wahrhaftigsten Spanier von der Welt. Fast Alle, wie sie da sind, dünken sie sich Hidalgos (Philipp II. war es namentlich, der ihnen diesen Nagel in den Kopf steckte); ihre Gebräuche haben noch einen ganz feudalen, patriarchalischen Anstrich und ebenso ist ihre historische

Unabhängigkeit so makellos geblieben, daß weder die Carthager, noch die Römer, die Gothen, noch die Mauren ihr etwas anhaben konnten.

Noch heute findet man in den Basken- mancherlei Traditionen aus der Zeit der Cantabrer bewahrt, ihre kräftigen schönen Gestalten erinnern noch an jenes freie Volk, das seine Greise tödtete, wenn sie nicht mehr im Stande waren, auf die Jagd oder in den Krieg zu gehen. Sie sind noch heute die unverwüstlichsten Soldaten, jedoch nur, so lange sie freiwillig kommen, denn ihr Unabhängigkeitsgefühl duldet es nicht, sich in Reih und Glied zu halten. In den früheren Kriegen sah man sie denn auch oft von den Fahnen desertiren, in ihre Dörfer eilen, um während der Waffenruhe bei den Ihrigen zu sein; aber man sah sie auch pünktlich am Abend vor dem Kampfe wieder zurückkehren, ein Umstand, der fast glauben läßt, daß sie von fern das Pulver riechen.

Allerdings haben diese Provinzen von ihren alten Privilegien manche verloren, aber es sind ihnen doch noch genug geblieben, um sich scheinbar ganz unabhängig zu fühlen, denn selbst den Leistungen, zu denen sie gezwungen sind, geben sie den Schein der Freiwilligkeit. Ihre Administration haben sie in die Hände sogenannter juntes nationales gelegt, die das Volk unmittelbar ernennt, die sich zu bestimmten Zeiten unter dem Baume von Guernica (im Kirchspiel del Luno) vereinigen und zu denen nur Eingeborne im Besitz von Grundstücken von mindestens 3000 Francs gewählt werden können. Wie einst Tingswalla den Isländern, so ist dieser Baum noch heute den Basken das heiligste Monument, denn unter diesem Baume war es, wo die Könige von Spanien ihnen ihre Freiheiten und Gerechtsame beschwören mußten. Aus diesen Junten werden auch die Generaldeputirten der Executiv-Gewalt erwählt, die das Gouvernement bilden und in dem Hauptort jeder Provinz ihren Sitz haben.

Wie schon erwähnt, gelten alle geborenen Biscayer als von edler Herkunft und haben als solche, sobald sie sich außerhalb ihrer Provinzen befinden, den Vorzug, in Spanien nur durch den Groß-richter von Biscaya in Valladolid gerichtet zu werden. Wie der Leser weiß, hatten diese guten Leute (Gott weiß, auf wessen Rath) die Absicht, auch dem Kinde von Frankreich eine Huldigung dar-zubringen, und sie schenkten ihm also das Schönste, was sie schenken konnten: das Privilegium eines Basken von edler Herkunft.

Durch ein Dutzend Flecken und Städte, über einen Theil der Montes Cantabres, trafen wir am Morgen gegen 3 Uhr in Vittoria ein. Alle Passagiere der Diligence lagen trotz dem ewi-gen Geschrei des Mayorals und seiner Genossen im tiefsten Schlum-mer, ja sogar die dicke Putzmacherin unter mir im Coupé schlief und schnarchte, daß ich es oben in meinem Käfig hören konnte.

Der schweigsame Engländer und ich, wir machten uns auf die Beine, um während der Stunde, deren die Diligence hier be-durfte, und in Ermangelung irgend eines geöffneten Wirthshauses, die Stadt zu durchstreifen. Es war noch dunkel, der Sereno*) begegnete uns auf der plaza nueva, er war mit einer Laterne, einem großen Stock und einem breitkrempigen Hut versehen und schrie eben seine tres horas! in die Dunkelheit hinein. „El tiempo es sereno!“ setzte ich hinzu; der gute Mann war aber so verständig, diesen schlechten Scherz von der humoristischen Seite zu nehmen und brummte sich mit einem „Carajo!“ an uns vorüber.

Gern hätte ich Vittoria bei Tage gesehen, aber hier vier und zwanzig Stunden zu verweilen, um den Abgang der nächsten Di-ligence zu erwarten, das war nicht der Mühe und der Kosten werth, und so stiegen wir denn wieder in das Banquet zurück,

*) So nennt man die Nachtwächter in Spanien, weil sie nicht nur die Stunden ausrufen, sondern noch heute in manchen Städten hinzuzusetzen haben: el tiempo es sereno, das Wetter ist schön.

nachdem wir den Besitzer eines Estanco (eines Tabakladen) herausgelärmt, der uns für einige Pecetas Cigarillos verkaufen mußte, und uns ebenfalls mit einem „Carajo!“ empfangen hatte.

Ich will den Leser nicht mit der Beschreibung der uninteressanten Partieen ermüden, die wir von Vittoria aus am folgenden Tage durchfuhren, wohl aber bin ich es mir und meiner Reisegesellschaft schuldig, der entsetzlichen Hungersnoth zu erwähnen, die an diesem Tage in der Diligence zu wüthen begann. Seit dem vorigen Morgen hatten wir keinen Bissen zu essen bekommen; eine Meuterei brach daher gegen den Mayoral aus, an deren Spitze sich die dicke Putzmacherin stellte. „Piccolomini soll unser Sprecher sein!“ hieß es etwa; der Mayoral mußte anhalten, von seinem Sitz herabsteigen und Rede stehen, wie er es verantworten könne, eine so achtbare Gesellschaft vierundzwanzig Stunden hindurch allen Schrecken des Hungers preiszugeben. Der Mayoral entschuldigte sich damit, daß er seiner Ordre folgen müsse, und doch auch nur da anhalten könne, wo sich eine Posada befinde, die sich zum Speisen der Passagiere hergebe; gleichzeitig fügte er die Bemerkung hinzu, daß vor Burgos, das wir am Abend um 8 Uhr erreichen würden, an Speisen nicht zu denken sei.

Dies war eine niederschmetternde Nachricht; der Hunger tobte in unsern Eingeweiden, den Mayoral konnten wir nicht verspeisen, die Maulthiere eben so wenig, und am ganzen Himmel war kein Gegenstand zu entdecken, der nur entfernt einem Wirthshause glich. Zum Glück heiterte das Wetter sich selbst und uns ein wenig auf, der Mayoral stellte in Aussicht, daß wir in einer Stunde in einem Dorfe vielleicht Brot und Wein finden würden, und so wurde er denn von unserm Tribunal entlassen,

Wirklich kamen wir an dieses Dorf; eine Deputation bleicher ausgehüngerter Passagiere wurde durch den Koth des Dorfes in die Posada geschickt und kehrte in der That mit mehreren Flaschen

Wein, kalten Cotelettes und einigen gekochten Ochsenzungen zurück, von denen ein gerechter Theil, nämlich eine Zunge, eine Cotelette und eine Flasche Wein auf unser Banquet fiel. Getröstet sahen wir jetzt der Zukunft entgegen.

Die Diligence bewegte sich langsam die Höhen hinan; auf den vom Regen total durchweichten Landstraßen schon um 8 Uhr in Burgos anzulangen, davon war gar keine Rede mehr und der Mayoral schien uns dies auch nur vorgeschwatzt zu haben, um unsren Hunger zu beschwichtigen, denn als er uns nach dem Frühstück in einer sehr beschaulichen Stimmung sah, rückte er langsam mit der Bemerkung heraus, daß es wohl Mitternacht werden könne, ehe man Burgos erreiche.

Es wurde Abend; ich schlief; mein gesättigter Engländer hatte zutraulich seinen Kopf auf meine Schulter und die Hände auf seinen zweibändigen Murray gelehnt. Plötzlich, als die Diligence die Höhen hinab glitt, hielt der Wagen; wir erwachten, ich hörte Geschrei, ich sah in der Dämmerung den Zagal wie eine Katze von seinem Sitz herabspringen, sah, wie der Mayoral ebenfalls hinabglitt, mit beiden Fäusten am Wege ein paar Steine ergriff und nach der Seite eilte, woher der Lärm kam. Wir hielten mitten in einer Heerde von Merinoschafen, in die der Wagen gerathen war, ohne sich an dem Abhange aufhalten zu können. Die beiden castilianischen Schäfer mit ihren braunen Capas und den schwarzen castilianischen Hüten hatten die Maulthiere gepackt und hieben mit ihren langen Schäferstöcken auf dieselben los, um ihre Schafe zu retten. Zagal und Mayoral ihrerseits sprangen mit ächt spanischer Wuth auf die Schäfer los, jeder packte einen von ihnen, der Mayoral schlug den ersten von ihnen mit dem in seiner Faust befindlichen Stein nieder, während der Zagal mit dem andern rang. Ehe wir uns selbst klar geworden, was überhaupt vorging, hatte sich vor uns ein Kampf auf Leben und Tod

entsponnen, der gewiß einen sehr blutigen und ganz spanischen Ausgang gehabt hätte, wenn nicht, wie ein deus ex machina, plötzlich einer der auf den Landstraßen postirten Gensdarmen erschienen wäre und durch seine Autorität dem Kampfe ein Ende gemacht hätte.

„Carajo!“ fluchte der Mayoral während des ganzen übrigen Weges, eingedenk seiner Affaire mit den castilianischen Schäfern, und ganz in derselben Laune noch benachrichtigte er mich gegen Mitternacht: „Carajo! eso es Burgos!“ — Wir waren vor der Hauptstadt Alt-Castiliens.

V.

Wo ist der Siegesherzog? — Spanische Illumination. — Ein dunkles Gerüste. — Der Parador de las Diligencias. — Juan Manzanedo. — Sennora Martina. — Die Kleider des Anstandes. — Die spanische Romantik und die salteadores de caminos. — Gefangenschaft der Marquese Malpiqua. — Ein Zapfenstreich. — Die Alt-Castilianer. — Volksfest. — Die Nobleza von Burgos. — Dreihundert Orden! — Die Inauguration. — Viva Espartero! — Der Siegesherzog als Redner. — Los toros! — Das Stiergefecht und die Wissenschaft des Stierfechtens.

Wo war Espartero? — Diese Frage beschäftigte uns während der ganzen Fahrt bis Burgos; es lag uns Alles daran, den Siegesherzog zu sehen, der jetzt auf seiner Triumphfahrt durch die nördlichen Provinzen Spaniens begriffen war, unter dem ostensiblen Vorwande, die Eisenbahn zu inauguriren, im Grunde aber wohl mehr, um zu erforschen, wie weit er bei der bevorstehenden, unvermeidlichen Explosion auf seine Popularität bauen, und wie weit er selbst, auf dieselbe gestützt, ohne allzu große Gefahr vorgehen könne.

Ich wußte, daß man in Madrid diese Reise mit der gespann=

testen Aufmerksamkeit, mit Furcht oder wenigstens Besorgniß verfolgte, weil Espartero seine größte Popularität gerade in diesen Provinzen, namentlich in Saragossa, besaß. Das Einzige, was die Moderados trösten mochte, war das Bewußtsein, daß Espartero nicht liebte, die Verhältnisse zu machen oder zu provoziren, daß es vielmehr seine Gewohnheit war, sich von den Verhältnissen machen und tragen zu lassen. Was man indeß Espartero nicht zutraute, das war doch immer von dem Volke zu befürchten; man hielt es für möglich, daß Espartero sich an die Spitze etwaiger Pronunciamientos stellen und also etwa von Saragossa aus der Königin und seinem Gegner Odonnell Schach bieten werde.

Unter solchen Umständen war es natürlich höchst interessant, den Ex-Regenten von Spanien, vielleicht gar in dem Momente zu sehen, wo er einen seiner ehrgeizigsten Pläne, den Gedanken einer neuen Regentschaft, zu verwirklichen im Begriff war.

Also: wo war der Duque de la Victoria zu finden? War er noch in Valladolid oder war er bereits in Saragossa? — Niemand wußte dies unterwegs zu sagen, es war also wahrscheinlich, daß Espartero die Stadt Burgos noch nicht passirt hatte und daß er in seinem Triumphzuge von uns dort zu erwarten sein dürfte.

Es war bereits Mitternacht, als wir durch das Thor von Burgos fuhren. Der Regen hatte aufgehört, kein Stern stand am Himmel, Alles vor der Stadt war in dunkle Nacht gehüllt. Um so mehr wurden wir überrascht, als wir, die wir bisher unser Licht nur von der blinden Wagenlaterne empfangen hatten, uns plötzlich inmitten einer städtischen Illumination sahen, die allerdings höchst mangelhaft und spanisch, aber doch immer eine festliche Illumination war. In den Straßen befanden sich Ehrenpforten, Guirlanden hingen an allen Ecken über den ersteren, auf den Balkons und Fenstergesimsen aller Häuser standen kleine Oel-

Gläser mit bunten Flammen, denen aber der Regen und Wind dermaßen mitgespielt hatte, daß die Hälfte der Flammen, der Sache überdrüssig, erloschen waren.

Der Siegesherzog Espartero war heute Abend in Burgos eingezogen; morgen sollte die feierliche Inauguration der Eisenbahn vor dem Thore stattfinden — einen glücklicheren Treffer konnten wir nicht haben!

Rasselnd bewegte sich unsre Diligence durch die Straßen; endlich am Markte angelangt, mußten wir vor einem amphitheatralischen Gerüste halten, das rings um den Marktplatz gebaut wurde, den Raum einer großen Arena in sich faßte und mir im Schatten der Nacht wie die Vorbereitung zu einer öffentlichen Hinrichtung erschien. Man war noch immer mit dem Zimmern der Gerüste beschäftigt und schien große Eile mit denselben zu haben. Auf meine Frage unterrichtete mich der Mayoral, daß diese Tribünen für ein Stiergefecht gebaut würden, und daß dieses Stiergefecht vermuthlich morgen zu Ehren des Siegesherzogs stattfinden werde. Auch das paßte mir ganz in meinen Kram und vollständig zufrieden mit der Stadt Burgos sah ich mich wenige Minuten darauf vor dem Parador de las diligencias, dem Bureau und Gasthause der Diligencen, in der Calle de la Pescaderia.

Ueber eine breite Steintreppe führte man uns in das obere Geschoß dieses Wirthshauses, in einen Salon, der allerdings mit mancherlei Bequemlichkeiten ausgestattet und offenbar der Glanzpunkt des ganzen Hauses war; nebenan sollte unser Wohnzimmer sein, der Salon sollte von uns und zwei anderen, spanischen Passagieren, die mit uns angelangt waren, gemeinschaftlich benutzt werden. Auch dieses Schlafzimmer war, nach spanischem Maßstabe, ein ganz comfortables, denn es bestand aus zwei leidlichen Betten, einem lahmen Tisch und — weiter nichts. Desto größe-

ren Luxus trieb dahingegen der Wirth des Hôtels mit seinem Namen; er nannte sich Juan Manzanedo und mein Gefährte konnte sich bis zu unsrer Abreise nicht darüber beruhigen, daß ein solches Rhinoceros einen so poetischen Namen führe.

Erlaube mir jetzt, lieber Leser, Dir auch Señorita Martina, einen der dienstbaren Geister des Hauses, vorzustellen. Martina war der hohe Beruf zu Theil geworden, uns zu bedienen; sie trat dieses Amt mit einem Knix und einem „quiere Usted?“ (was befehlen Sie?) an, servirte uns Chocolade und trocknes Brot, machte uns dafür ein paar desto verliebtere Augen und versprach uns, am andren Morgen das Außerordentliche zu leisten, nämlich: uns Kaffee zu besorgen.

Die ganze Nacht hindurch dachte ich an die weltberühmte corrida de toros, die ich morgen endlich erleben sollte. Noch ganz steif von der mehrtägigen Gefangenschaft im Banquet erhob ich mich am Morgen; mein Gefährte war schon im Begriff, seine Toilette zu machen und seine Empfehlungsbriefe an Espartero und mehre andre Herren aus Madrid, die im Gefolge des Siegesherzogs hier waren, abzugeben; auch ich suchte aus meinem Briefpaket diejenigen Adressen heraus, die hier zu bestellen waren, in welcher Beschäftigung mich Señora Martina mit einem graziösen „buenos dias!“ störte, indem sie uns nach mancherlei schwierigen Vorbereitungen ein Getränk brachte, das gerade so schwarz war, wie ihre Hände, denn das Waschen derselben schien nicht zu ihren Gewohnheiten zu gehören. Sie that ein Uebriges und bereitete mir den Kaffee, indem sie mit diesen Händen in ein Porzellan-Gefäß griff und eine Hand voll trockner, grauer Materie herausholte, das ich für Mauerkalk hielt. „Que es eso?“ fragte ich verwundert in schlechtem Spanisch, das um so vandalischer klang, als in Burgos der schönste und reinste Dialekt gesprochen wird. Martina behauptete, das sei Zucker, und in

der That habe ich seither diese ihre Aeußerung durchaus bestätigt gefunden, denn selbst in einzelnen Kaffeehäusern von Madrid ist der Zucker nicht viel reinerer Extraction als in Burgos.

Es war nothwendig, mich in die Kleider des Anstandes zu werfen, denn mein Gefährte und ich „los estrangeros," hatten vom Ayuntamiento eine Einladung zu den Feierlichkeiten der Eisenbahn-Inauguration erhalten. Eine Eisenbahn in Burgos! dacht ich, während ich den Frack aus dem Koffer suchte; so ist auch Spaniens Romantik dahin! Was für traurige Geschäfte werden die spanischen Straßenräuber hinfort machen, wenn erst die Eisenbahn durch's Land gehen wird; was soll aus ihnen werden, was wäre aus Rinaldo Rinaldini, aus Abällino und Karl Mohr geworden, wenn man Eisenbahnen gehabt hätte! Ehrliche Leute werden alle die spanischen Ritter vom Stegreife werden müssen und dazu haben sie leider gar keine Anlagen.

Es war ein Glück, daß ich Spanien noch sehen konnte, ehe der Credit-mobilier oder „Credito mobiliaro," um mich spanisch auszudrücken, dieses schöne Land ruinirt; erzählte mir doch später der preußische Gesandte in Madrid eine höchst romantische Geschichte von der Marquesa Malpiqua, die jetzt eben Wochen lang behindert war, in den Salons von Madrid zu erscheinen und ihr Ausbleiben dadurch entschuldigen ließ, daß sie und ihre Tochter in ihrem Schlosse in den Bergen von Toledo, in der Nähe von Talavera, von einer Räuberbande förmlich belagert seien und sich nicht nach Madrid begeben könne, da man sie unterwegs aufgreifen wolle, um ein hohes Lösegeld von ihr zu erpressen.

Die Herren Straßenräuber hatten der Marquesa einen artigen Brief geschrieben, in welchem sie ihr freistellten, ein sehr beträchtliches Lösegeld im Voraus zu erlegen und dann nach Madrid zu reisen, oder aber sich unterwegs gefangen nehmen zu lassen und dann erst das Lösegeld zu bezahlen. Da der Mar-

quesa diese Entschädigungssumme etwas zu ausschweifend erschien, schrieb sie an ihren Sohn in Madrid, dieser machte alle denkbaren Schritte beim Gouvernement für die Sicherheit seiner Mutter, die sich Tag und Nacht im Schlosse von ihrer bewaffneten Dienerschaft beschützen lassen mußte, und es gelang ihm endlich, mit Militairmacht nach dem verzauberten Schlosse zu ziehen und seine Mutter und Schwester unter Bedeckung von Soldaten und Dienerschaft nach Madrid abzuholen.

Auf der Landstraße begegneten ihnen mehrere der Herren salteadores de caminos, die ein Incognito für ganz überflüssig hielten. Sie wurden erkannt; der das Detachement befehlende Offizier erklärte sie für seine Gefangenen, die Salteadores aber produzirten ihm ihre Legitimationen, nach denen sie unschuldige Nationalgarden waren, die sich nur in ihren Mußestunden mit der freien Kunst des Straßenraubes beschäftigen. Man mußte sie laufen lassen und die Marquesa langte glücklich in Madrid an. — Sind das nicht romantische Zustände? Ich empfehle diese Geschichte, deren Wahrheit ich verbürge, den deutschen Romanschriftstellern, die überhaupt nach Spanien reisen sollten, denn die Romantik läuft hier barfüßig wie in Glacéstiefeln auf den Straßen umher. —

Großer Lärm herrschte in Burgos, als wir die Straße betraten: ein Tambour in andalusischem Kostüm, mit reich besetzter Calessera (Jacke), mit dem sombrero calañes (dem andalusischen, in seiner Form noch ganz an die maurischen Turbane erinnernden Hut), kam uns trommelnd entgegen; ein anderer höchst wunderlich aufgeputzter Musikus begleitete ihn auf einer Clarinette — beide zogen, das große Fest des Tages verkündend, durch die Straßen. Zu Tausenden hatten sich die ernsten und stolzen Castilianer in ihren braunen Capas oder Mänteln, mit dem castilianischen Hute auf dem Constitutionsplatze versammelt; schweigend und im ganzen

Bewußtsein ihrer Grandezza (pobereza wäre freilich richtiger!) standen sie da, lehnten sie sich an das Postament der in der Mitte des Platzes stehenden Statue Carls III., des „padre de la patria“ und „restaurador de las artes“; ihre Mäntel waren zum Theil auf's Verwegenste geflickt, zum Theil nicht einmal geflickt, sondern ganz einfach dermaßen zerrissen, daß sie einer arabischen Filigran-Arbeit glichen, aber um ihren Stolz, um ihre Würde hätte sie ein König beneiden können.

Die Städte Unter-Italiens sind reich an ähnlichen Figuren, auch dort sieht man sie, namentlich in den kleineren Städten, zu Hunderten auf dem Markte umher stehen oder in den Straßen flaniren, um die Sonne und ihre beneidenswerthe Faulheit zu genießen, diese italienischen Gesichter haben aber großentheils etwas anwidernd spitzbübisches, verschmitztes, während der Typus, namentlich des Alt-Castilianers etwas unverkennbar Aristokratisches besitzt, das unwillkührlich fesselt und in der Regel mit dem grauen Kostüm einen höchst drolligen Eindruck macht. „Noble como el Rey!“ —

Was diese guten Castilianer von uns dachten, als wir à quatre epingles unter ihnen umher streiften, das war schwer zu errathen; sie wollen gewöhnlich von den Fremden wenig wissen und sind immer geneigt, dieselben für Franzosen zu halten, die bei ihnen, des während der französischen Invasion verübten Vandalismus wegen, nicht sonderlich angeschrieben stehen. Vermuthlich hielten sie uns für zwei französische Beamte des credit mobilier, eines Instituts, das namentlich nach Madrid einen ganzen Schwarm von französischen Industriellen und Employés importirt hat.

Auch die Castilianerinnen der Umgegend und aus der unteren Bevölkerung der Stadt waren auf dem Platze und in den Straßen stark vertreten, denn die Spanierin liebt die Volksfeste auf's Leidenschaftlichste und da sie nicht gewohnt ist, häusliche Be-

schäftigungen vorzunehmen, auch zu denselben sehr wenig Talent hat, so sind die öffentlichen Feste natürlich ihre Lieblinge. Rings umher waren sämmtliche Häuser des Platzes mit Blumen geschmückt, von den Balkons hingen bunte Teppiche und Tücher, die Balkons selbst waren vom frühen Morgen mit spanischen Toiletten, bleichen Marmorgesichtern und brünetten Köpfen geschmückt; das Rathhaus oder casa de Ayuntamiento trug Guirlanden bis zum Dache, der große Balkon war roth, gelb und und grün drapirt, rothgelbe Fahnen umwehten den palacio de Velasco.

Die Militär-Musik zog über den Boulevard der Vega, die Promenade von Burgos; auch diese war festlich geschmückt, namentlich aber der zu Ehren des ersten Grafen von Castilien, Fernand Gonzalez (gestorben 968) errichtete Triumphbogen war so mit Wappen, Allegorien, Kränzen und Guirlanden überladen, daß von diesem würdigen Gebäude kaum etwas zu sehen übrig blieb. Hier an diesem Triumphbogen hatte die Provinzial-Phantasie der Castilier sich selbst übertroffen, indem sie Allegorien gemalt hatte, aus denen selbst die kühnste Combinationsgabe nicht klug werden konnte.

Halb betäubt von dem Lärm des Zapfenstreichs kehrten wir zum Constitutionsplatze *) zurück, hier hatte sich die Scenerie vervollständigt; inmitten des Platzes standen acht schwarze

*) Die Namen der spanischen Marktplätze stehen immer im engsten Zusammenhange mit dem dermalen in Spanien herrschenden Regierungsprinzip, und da hier bald das eine, bald das andre Prinzip die Oberhand hat, so wechseln die Plätze ihre Namen eben so schnell. In einigen Städten hatte man daher ein sehr sinnreiches Mittel erfunden; man hängte an die Ecken des Platzes Blechtafeln, auf deren einer Seite geschrieben stand: „plaza de la Constitution“, während auf der andren „plaza real“ zu lesen war. Je nach Bedürfniß wurden diese Blechtafeln nur umgekehrt und also die Plätze umgetauft.

Stiere, die am Nachmittage die Helden der corrida sein sollten und jetzt hier ausgestellt wurden, denn das Stiergefecht sollte ein durchaus unentgeldliches Volksschauspiel sein und man war also besorgt, dem Volke des Schauspiels so viel wie möglich zu geben. Die armen Stiere wurden jetzt von einigen Muthwilligen nach Möglichkeit geneckt, indem man sie an Stricken hin und her zerrte; übrigens schienen diese Thiere trotz aller Neckerei ziemlich gutmüthiger Natur, was sehr erklärlich, da zu einem unentgeldlichen Stiergefecht nur Stiere zweiten oder dritten Ranges hergegeben werden.

In dem Hause, welches der Siegesherzog bewohnte, wimmelte es von Uniformen; zu diesem Gott des Tages schon am Morgen zu dringen, das war eine Unmöglichkeit; wir verzichteten daher einstweilen auf den spanischen Siegesgott und erschienen endlich um 1 Uhr Mittags im Saale des Rathhauses, wo sich die Civil- und Militär-Notabilitäten der Stadt versammelten, um von hier aus vor das Thor, zum Inaugurationsplatze zu fahren.

Zwei volle Stunden saßen wir hier, nicht wissend, was wir mit uns selber anfangen sollten, in dem weiten Saale. Eine große Anzahl von Civilisten, Militärs in goldstrotzenden Uniformen fanden sich nach und nach ein; mehre von ihnen, denen uns der Alcalde vorstellte, hatten freilich allen guten Willen, sich mit uns zu unterhalten, da sie aber nicht französisch, und wir nicht spanisch verstanden, so war die Conversation eine mangelhafte und auf beiden Seiten Jeder froh, wenn sie zu Ende war. Nie ist es mir passirt, in einer so zahlreichen und glänzenden Gesellschaft von höheren Beamten und Offizieren nicht eine einzige Person anzutreffen, die auch nur den nothwendigsten Hausbedarf von der französischen Sprache besessen hätte. Trotzdem gab es für uns Stoff genug zu eigener stiller Unterhaltung; unter den Offizieren fanden wir Gestalten und Physiognomien, die uns von großem

Interesse waren, denn fast ohne Ausnahme trugen diese die Spuren großer Fatiguen und Blessuren, Merkmale, die uns überzeugten, daß in einem Lande, wo der Bürgerkrieg zur Tagesordnung gehört, der Kriegerstand keine Sinecure ist. Aber das Vaterland ist auch dankbar für die Verdienste der Seinigen, denn wenn ich die Zahl der auf den verschiedenen Uniformen dieser etwa hundert Personen befindlichen Orden überschlug, so rechnete ich mindestens dreihundert Decorationen heraus, die oft dutzendweise eine einzige Brust bedeckten.

Endlich nachdem ich mir auch das im Saale hängende kolossale Porträt Isabella's II. zum zwanzigsten Male betrachtet und der Saal sich gänzlich gefüllt hatte, wurde durch Verlesen der Namen das Signal zum Aufbruch gegeben. Man war galant genug, uns unter den Ersten mit aufzurufen, und das Schicksal verschlug uns in eine Equipage, welche wir mit einen alten Militär und einem alten Civilbeamten theilten; beide sehr liebenswürdige Herren, von denen namentlich der Offizier sich Mühe gab, vermöge einiger französischen Brocken, die ihm aus der Herrschaft der Franzosen noch dunkel erinnerlich sein mochten, sich mit uns zu unterhalten. Der alte Herr hatte die ganze Brust mit Orden bedeckt, darunter einige von der Größe eines Zwiebacks in Zeiten, wo die Kornpreise niedrig sind.

Glänzend war das militärische Schauspiel, das sich uns in den von Volksmassen dicht besetzten Straßen bot. Die Miliz von Burgos hatte ein Spalier von der Wohnung des Siegesherzogs bis zum Triumphbogen gebildet, von hier ab bildete die Linie eine Gasse; Tücher wehten von den Balkons, als Espartero mit seinem glänzenden Gefolge erschien, das Volk schrie „viva Espartero! Viva la constitucion!“ die Musikchöre spielten Nationalhymnen, Alles jauchzte und jubelte.

Der Inaugurationsplatz draußen vor dem Thor war dem

Volke abgesperrt, nur die geladenen Gäste durften unter den Pavillon treten, unter welchem der Erzbischof von Burgos im Ornate mit seiner Geistlichkeit den Siegesherzog, begleitet von dem Minister de Fomento, Graf Lujan und dem General Garcia, empfing. Hier begann die Ceremonie, die Häupter wurden entblößt, der Wind spielte in den Haaren derjenigen, die sich derer noch rühmen durften, und einige muthwillige Spanierinnen, die sich eine Art Tribune auf einem dicht an den Platz stoßenden Gartenzaun errichtet hatten, schienen ihre Freude an der großen Zahl von in der That ganz baarhäuptigen Individuen zu haben, zu denen auch der Siegesherzog gehörte. Nach der kirchlichen Ceremonie begann die praktische Ceremonie mit Karre und Schaufel; der Minister Lujan verlas die Ordre der Königin und Espartero hielt darauf eine kurze, mit all den Schlagwörtern verzierte Rede, welche er in der Regel zu benutzen versteht. Die Madrider Witzblätter, namentlich der Padre Cobos, haben dem guten Siegesherzog bereits viel zugesetzt, indem sie stets behaupteten, sein Secretär Linage (von dem ich später noch erzählen werde) soufflire ihm diese Reden, und zum größten Aerger beider, Espatero's und Linage's, citirte der Padre Cobos jedesmal, wenn Espartero eine Rede gehalten hatte, das Original, aus welcher die Rede entwendet, resp. zusammen gesetzt war. Dergleichen ist ärgerlich; hier aber in Burgos war davon nichts zu befürchten. Espartero's Rede schloß mit einem Hoch auf die Königin und auf die Constitution, dem unerläßlichen Amen der spanischen Freiheitsreden. Ein Enthusiast unter der Gesellschaft stimmte ein donnerndes Viva Espartero! an und die Ceremonie war zu Ende.

Espartero's Persönlichkeit zu beschreiben, unterlasse ich einstweilen, da ich später Gelegenheit habe, nicht nur von dieser, sondern auch von seinem politischen Charakter, seinen Schwächen, und seinem ganzen Einfluß auf die neuste Geschichte Spaniens

umständlicher zu sprechen. Ich habe von ihm und manchem seiner Kollegen allerlei zu erzählen, was zu ihrer Ehre allerdings besser ungeschrieben bliebe, was aber zum Verständniß der inneren Zustände Spaniens von Nöthen ist.

Los toros! Los toros! war den ganzen Vormittag hindurch das Losungswort in Burgos; selbst ich fühlte mich in dem Gedanken an die toros, die Stiere, weniger unglücklich, als es sonst zu geschehen pflegt, wenn ich auf der Reise im Frack umhersteigen muß. Der Alcalde von Burgos hatte uns einen Platz auf dem Balkon der casa de ayuntamiento, des Rathhauses, angewiesen, von welchem aus Espartero und das ganze Ayuntamiento dem Stiergefecht zusehen sollten; wir zogen es jedoch vor, uns populär zu machen, erkämpften uns einen Platz unter den braunen Capas und den castilianischen Hüten und klammerten uns während ganzer zwei Stunden an die äußerste Spitze eines rohen Brettes — eine Situation, die ich gern jedem Anderen überlassen haben würde, wenn ich nicht so neugierig gewesen wäre. Burgos soll etwa 12,000 Einwohner haben, von diesen waren mindestens die Hälfte zugegen, ja ich muß annehmen, daß die andere Hälfte krank oder verreist gewesen sei, denn daß ein Spanier ein Stiergefecht versäumen sollte, ist etwas Unerhörtes.

Höchst originell war der ganze Verlauf dieses unentgeltlichen Schauspiels. Gleich zu Anfang brachen an mehreren Stellen die rohen Gerüste unter der Masse der Zuschauer zusammen; ungeheures Gelächter aller Derer, die nicht davon betroffen wurden, begleitete diese Zwischenfälle. Der Held des Tages, Espartero, stand indeß von dem ganzen Ayuntamiento, seinen Generalen und Adjutanten umgeben, auf dem Balkon des Rathhauses; die Lorgnette vor's Auge gelegt, folgte er den Wendungen des Stiergefechtes und da ihm dieses ein höchst gewöhnliches Schauspiel sein mußte, da er dieser ihm zu Ehren veranstalteten Corridas wäh-

rend seiner Rundreise tagtäglich mindestens eine über sich hatte ergehen lassen müssen, so langweilte er sich offenbar zum Sterben. Den Balkon zu verlassen, das wäre ein Verbrechen an seiner Popularität gewesen; ein geduldiges Schlachtopfer derselben mußte er also, ohne eine Miene zu verziehen, diesem Schauspiel bis zum Einbruch der Nacht beiwohnen.

Absichtlich unterlasse ich es, hier dieses Stiergefecht zu beschreiben; ich würde mich in manchen Punkten nur wiederholen müssen, wenn ich später die so glänzenden Corridas von Madrid zu schildern habe. Die armen Stiere und der arme Espartero, diese Beiden waren während des Volksfestes von Burgos die Gegenstände meines tiefsten Mitleides, denn da während des dreitägigen Aufenthaltes des Duque de la Victoria jeden Nachmittag sechs Stiere auf's Festlichste und Umständlichste, mit allen Raffinerien der Tauromachie abgeschlachtet wurden, mußte der Held des Tages stets von Anfang bis zu Ende zugegen sein, um diese blutigen Spiele zu dirigiren und mit einem viva Espartero! auf- und abzutreten.

Hätte ich mich nach diesem ersten Anblick einer Corrida sogleich an den Schreibtisch gesetzt, ich würde die Spanier in die Hölle verdammt haben, ich würde sie Fleischergesellen und Bluthunde genannt haben, so empört war ich nach dieser Volksbelustigung. Ich weiß, daß ich Nerven wie Bindfaden besitze, ich erinnere mich, noch zuletzt im Orient-Kriege den blutigsten Scenen standhaft beigewohnt zu haben, und dennoch verließ ich dieses erste Stiergefecht in Burgos, nachdem der vierte Stier abgeschlachtet worden (zwei waren noch übrig) in der höchsten Aufregung; ich war an allen Gliedern zerschlagen und mußte obenein noch die Vorwürfe meines Reisegefährten hinnehmen, der schon nach dem Zusammenstürzen des ersten Stiers die Arena

verlassen hatte und nicht begreifen konnte, wie ein Mann von Gefühl einer solchen Fleischerei beiwohnen könne.

„Man muß das verstehen!“ sagt der Spanier kaltblütig, wenn man ihm seinen Enthusiasmus für die Stiergefechte vorwirft, und wirklich habe ich seitdem mit meiner sittlichen Entrüstung hinsichts der Stiergefechte überall Fiasco gemacht. In der festen Ueberzeugung, daß man im Gespräch über die Corridas mit einem Diplomaten von ihm wohl die reine Wahrheit hören könne, habe ich mit mehreren solchen hierüber debattirt und sie für die Stiergefechte eingenommen gefunden; auch sie sagten mir, man müsse das eigentliche Wesen der Stiergefechte erst kennen lernen.

Also das Stiergefecht auch schon eine Wissenschaft! Ich habe ferner auch mit einer sehr liebenswürdigen und hochgebildeten Dame, einer Deutschen, bei Tische über dieses Thema geredet, und auch sie war für die Stiergefechte, auch sie meinte, man müsse dieselben kennen und richtig beurtheilen lernen. Himmel, wo sollte ich jetzt außer meinem Reisegefährten, der schwache Nerven hatte, eine menschliche Seele finden, die mit mir für die armen Stiere Patei nahm! Ich sollte das erst kennen lernen, sollte erst in die Rudimente des Stierfechtens eindringen, und ging also wiederum einer neuen Wissenschaft entgegen, von der ich nie eine Ahnung gehabt! Man lernt nie aus, und selbst wenn man Alles gelernt hätte, bliebe Einem noch immer die Wissenschaft des Stierfechtens. Man sage mir noch, daß die Welt nicht unbillige Ansprüche an die geistigen Fähigkeiten des Menschen mache.

Meinem armen, nervösen Gefährten, erschienen seit jenem heißen Tage von Burgos alle Spanier wie Stierfechter; Alles, was ihm im Nationalcostüm begegnete, nannte er einen Stierfechter. Ich meinerseits beschloß gelehrig und geduldig zu

sein, das Stierfechten erst „kennen zu lernen“, und wenn ich den dazu nöthigen spanischen Gesichtspunkt erfaßt, einen sehr gediegenen und wissenschaftlichen Artikel über die Corridas de toros zu schreiben, für welchen ich den Leser im Voraus um Entschuldigung bitte. Ich bin ja ohnehin der Neunhundertundneunundneunzigste, der die Stiergefechte beschreiben wird.

VI.

Der Schottische in der Kirche. — Die Kathedrale. — Die Velascos. — Der Koffer des Cid. — Die Cartuja de Miraflores. — „In San Pedro de Cardenna.“ — Wilde Abende. — Die schöne Castilianerin. — Ein Lampenball. — Eine geheimnißvolle Geschichte.

Während am andern Morgen die Volksfeste ihren ungestörten Fortgang nahmen, war mein erster Weg der zur Kathedrale von Burgos, einer der sieben schönsten Kirchen von Spanien. Ich trat durch die Hauptpforte Santa Maria, über der sich die meisterhaften Ornamente und die schöne Rosette von buntem Glase erheben. Die Schwelle war von Bettlern belagert, die mir mit ihrem „Usted! Señor! Señorito! Caballero!“ die Hände entgegenstreckten. Ich besaß nicht so viel Cuartos, als hier Hände zu befriedigen waren. Bei meinem Eintritt in das Schiff spielte die schöne Orgel einen Schottischen. Der Leser halte dies nicht für eine gottlose Bemerkung, es ist hier vielmehr das Gegentheil der Fall: ich halte es für gottlos, wenn ich, wie dies oft geschieht, in katholischen Kirchen mit Tanzmusik empfangen werde, die keineswegs geeignet ist, mich zur Andacht zu erheben. Freilich kann man seinen Gott auf jede Weise verehren, aber der Fremde ist doch nicht im Stande, sich vor den sehr befremdenden Eindrücken, die dergleichen in ihm hervorbringt, zu bewahren.

Wieder muß ich dem Leser eine Kirche beschreiben, denn unmöglich kann ich hier von Burgos reden, ohne seiner berühmten Kathedrale zu erwähnen. Ich will mich aber hierin so kurz wie möglich fassen. Diese Kirche ist ein Meisterstück des 13. Jahrhunderts, ihr prachtvolles Aeußere im schönsten gothischen Styl entspricht durchaus dem ebenso prachtvollen Inneren; diese leicht aufstrebenden Thürme, diese köstlichen Ornamente, diese Säulen, Rosetten und Bogen haben zugleich etwas Imposantes und Einschmeichelndes, das von noch größerer Gewalt sein würde, wenn man diese schöne Basilica nicht von allen Seiten so sehr mit Gebäuden eingeschlossen hätte, die, schmutzig und baufällig, sich nicht entblöden, ihren Rücken unmittelbar an diese Kathedrale zu lehnen. Unendlich reich ist das Innere dieser Kirche an Gemälden, Statuen, Reliefs, Säulen, Capitälern und Ornamenten, von denen eins dem andern den Vorrang streitig zu machen sucht; eine Kapelle neben der andern, durch hohe Gitter von dem Gange getrennt, umgiebt das Schiff der Kirche, man weiß nicht, welcher Kapelle man zuerst seine Aufmerksamkeit widmen soll. Fromme Seelen standen im Kirchengange vor den Weihwassern, bekreuzten sich und beteten für das Heil ihrer Seele; die Orgel spielte ihren Schottischen weiter, die langen in das Schiff der Kirche reichenden Posaunen der Orgel durchströmten die Kirche mit ihren Tonwellen; ich schaute und lauschte, ich wußte nicht, wo ich anfangen solle.

Einer der allzeit fertigen Cicerone griff mich in dieser Lage auf und erbot sich, mir die Sehenswürdigkeiten der Kirche zu zeigen; der Mann war mir willkommen; er führte mich zuerst unter die prächtige Kuppel, unter die ich nicht zu treten gewagt hatte, da ich sah, daß eine Anzahl Betender gerade unter derselben kniete, und ich ihre Andacht nicht hatte stören wollen.

Eine seltene Eleganz herrscht dort oben in dieser Kuppel,

fast mehr palast- als kirchenmäßig; die ganze Kuppel ist licht und luftig, eine Unzahl von Statuen und Reliefs decken die weißen Wände; nur Schade, daß es unmöglich ist, sie alle einzeln in's Auge zu fassen, da die Kuppel eng, und man genöthigt ist, sich gerade unter sie zu stellen. Ich hätte mich auf die Erde legen müssen, um diese Kuppel aufmerksam zu betrachten, und dies ging Angesichts des Gottesdienstes nicht wohl an.

Die größte und schönste Kapelle ist die „del Condestable", die Grabkapelle der Familie Velasco, derselben, die auf ihr Wappenschild die bescheidene, echt spanische Devise setzte:

„Antes que Dios fuese Dios,
O que el sol illuminab los Penascos,
Ya era noble casa de los Velascos."

„Ehe Gott Gott wurde, ehe die Sonne die Felsen beleuchtete, war schon das Haus der Velascos ein edles."

Diese Kapelle allein ist so groß, wie es kaum manche unsrer mittleren Kirchen sind, so reich, daß man zwei Kirchen mit ihrem Aufwande dekoriren könnte. Die schönen Skulpturen schreibt man Juan de Borgoña zu. Vor dem Altar ruht Don Pedro Hernandez de Velasco und seine Gattin Maria Lopez de Mendoza (gest. 1492 und 1500); beide Statuen sind Skulpturen, die in ihren Details ausgezeichnet, über deren Werth im Allgemeinen sich jedoch streiten ließe. Ein kleines Hündchen, ein Sinnbild der Treue, ruht, ebenfalls in Marmor, zu Füßen der Señora. Zur Seite dieser Statuen liegt ein ungeheurer Jaspisblock. Mehr als alles Uebrige in dieser Kapelle schätze ich die meisterhafte kleine Statue St. Sebastians, wie es heißt, von Becerra; sie ist unbedingt die größte Merkwürdigkeit in der Kapelle, wenn sie auch von bescheidenster Größe ist. Die heilige Magdalena soll von Leonardo da Vinci sein, ich glaube das aber nicht; auch ein Andrea del Sarto ist vorhanden, wenigstens nennt man das Bild einen

solchen. Die Spanier sind sehr prahlerisch in Allem, was sie sind und haben, man muß ihnen also nur das glauben, was man als unzweifelhaft erkennt.

Weitere Kapellen sind: die capilla de San Enrique, de la Visitacion, de la Presentacion, mit einem apocryphen Michel Angelo, der von Andern Sebastian del Piombo zugeschrieben wird; endlich die capilla del Cristo en agonia mit einer Kreuzigung von Mateo Corego, dem spanischen Van-Dyck, und die capilla de Santa Tecla, die sehr geschmacklos decorirt ist.

Aeußerst anziehend ist das, in unmittelbarem Zusammenhange mit der Kirche stehende Kapitel. Sowohl die Gänge als die Gemächer sind mit Skulpturen geschmückt, auch mit Gemälden, die jedoch höchst mittelmäßig. Mein Cicerone öffnete mir eine schwarze eisenbeschlagene Thür, um mich zu einem der interessantesten Andenken an den Cid zu führen, das hier bekanntlich aufbewahrt wird. Es ist dies der Koffer des Cid, mit welchem der große Campeador folgenden kleinen credit-mobilier veranstaltete:

Durch Alfonso verbannt, nachdem er durch den Krieg seinen Reichthum eingebüßt, sah sich Don Rodrigo de Vibar in der Nothwendigkeit, Geld zu borgen, um sich ein Land zu erobern, das er Neu-Castilien zu nennen gedachte:

„Und zur Mittagszeit nach Tische
Wanderte er zu zwei Juden,
Schmeichelt ihnen süß und freundlich,
Bittet sie um tausend Gulden.
Und zwei Kisten, voll von Silber
Er verspricht, im Sinn voll Truges,
Welche sie verkaufen könnten
Ueber's Jahr zur selben Stunde,
Wenn er sie nicht hat gelöst,
So erstattend reichen Wucher.
Und er giebt sie, wohlverschlossen;

Sand ist in den beiden Truhen;
Und vertrauend seinem Wort
Leihen sie ihm tausend Gulden."

Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß Don Rodrigo beide Kisten zur Verfallzeit durch Kapital und Zinsen einlöste, denn wer den Cid gelesen, weiß, daß er außerdem noch in seinem Testament verordnete:

„Jenem Juden, den aus Armuth
Ich einst schnöde hatt' betrogen,
Füllt die Kiste, so voll Sand war,
Aus mit Silber und mit Golde";

Der hier in der Sacristei aufgehängte Koffer ist eine von diesen einst verpfändeten Kisten. Heute würde dem Cid Niemand vier Groschen für diesen Koffer borgen, denn sein Holz ist von den Würmern stark zernagt, der Eisenbeschlag ist stark gerostet; die geringen Dimensionen dieses Koffers aber beweisen, wie sehr bescheiden die Garderobe des großen Campeador gewesen sein muß. Der amerikanische Reisekoffer meines Reisegefährten war viermal größer als der des Cid und doch klagte Ersterer noch über Mangel an Raum.

Mein Cicerone brachte mich noch in die sacristia vieja, um mir die Porträts der ehrwürdigen Prälaten und andere alte Gesichter zu zeigen, ich habe aber von all diesen Merkwürdigkeiten nichts bewundern können, als die vorzüglichen Holzschnitzwerke, die ich in mehreren Gemächern vorfand.

Von der Kathedrale begab ich mich zur casa de ayuntamiento, dem Rathhause; hier steht eine Statue des Cid, sie ist plump und nicht sehenswerth; doppelt aber ist es die Asche des großen Campeador, die hier in einer kleinen Kapelle, in einer unscheinbaren Nußbaum-Urne bewahrt wird. Vom Rathhause ging ich noch einmal zum Triumphbogen, den Philipp II. dem Fernand Gonzalez hier errichtete, zu der Stelle, wo der Cid wohnte (calle

alta), zum Schlosse, in welchem ehedem die Könige und Prinzen von Castilien residirten, jetzt eine Ruine, die kaum noch sehr bemerkenswerth genannt zu werden verdient.

Es ist viel Monumentales in Burgos, wie der Leser finden wird, fast Alles betrifft den Cid, denn ganz Burgos ist ein einziges Denkmal des unsterblichen Maurenbezwingers. Mir blieb jetzt noch das Schönste übrig, nämlich die cartuja de Miraflores und das Grabmal des Cid. Eine gute Stunde von Burgos entfernt liegt das genannte Kloster; majestätisch erhebt es sich mit seinen Bogen und Wölbungen, es ist alt und ehrwürdig, einer der schönsten derartigen Bauten des funfzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1441 ward es auf der Stätte eines Palastes Heinrich III. als königlicher Begräbnißort gegründet, Isabella vollendete es 1488 im gothischen Style nach den Entwürfen Juans de Colonia; sie auch ließ den schönen Altar und das Mausoleum errichten, an welchem man die Inschrift liest: „Hier ruht Juan II. und seine Gattin Isabella mit ihrem Sohne, dem Infanten Alonso, der 16 Jahre alt zu Cardenosa am 15. Juli 1470 starb.“ Diese Alabastergräber sind unstreitig mit die schönsten Grabmäler, welche der Kunstsinn zu bewundern Gelegenheit finden kann, von unendlichem Werthe sind alle diese Details, das Ganze macht einen wahrhaft unbeschreiblichen Eindruck, denn unter diesen tausenderlei Dingen ist auch nicht eins, was der Kritik Anlaß zum Tadel zu geben im Stande wäre. Leider ist auch dieses Monument nicht unbeschädigt geblieben, denn viele von diesen Decorationen hier sind während des Unabhängigkeits-Krieges verstümmelt, eine große Anzahl von Bildern aus dem Kloster entführt worden.

Nicht weit von der Karthause, in einem grün belaubten Thal, liegt das Kloster von San Pedro de Cardeña, an seinem Portal sieht man den Cid auf seiner treuen Babieca, wie er mit seinem Schwert Tizona die Mauren in Stücke zerhaut.

„In San Pedro de Cardenna
Liegt der Cid auf seiner Bahre,
Jener nie besiegte Sieger,
Nie durch Mohren, Christenlanzen.“

In der Kirche dieses Klosters wurden die Leichen des Cid und seiner geliebten Ximena beigesetzt, zu ihren Füßen ihre Töchter Maria Sol, Königin von Aragonien, und Elvira, Königin von Navarra, mit ihrem Gatten und ihrem einzigen Sohne, der in der Schlacht von Consuegra fiel. Die Asche ward, wie erwähnt, später nach der Casa de Ayuntamiento in Burgos geschafft.

Lange betrachtete ich mir die Bildnisse dieser Unsterblichen, dann als der Untergang der Sonne zum Rückzuge mahnte, verließ ich das Kloster, das allein mir die dreitägige Anwesenheit in Burgos aufgewogen haben würde. Ich trat aus dem Mausoleum, als eben die letzten Strahlen der Sonne in den Laubgewölben der Alleen umher spielten; noch einmal betrachtete ich den steinernen Campeador des Portals;

„Längst ist dieser, längst gestorben,
Niemals, niemals stirbt sein Name,“

citirte ich mir aus den Schlußversen des ebenso unsterblichen Epos und machte mich auf den Heimweg. —

Inzwischen waren bei meiner dreitägigen Anwesenheit in Burgos „alle Pferde los,“ die Stiere nicht gerechnet, deren man gerade achtzehn losgelassen und unter dem größten Enthusiasmus der Castilianer getödtet.

Müde von meinen Excursionen, in jener ewigen Unruhe, die mich seit Jahren rastlos weiter treibt, mich von Burgos fort sehnend, lag ich in meinem Zimmer; es war zehn Uhr Abends und erst gegen zwölf Uhr sollte die Diligence von Bayonne eintreffen, mit der ich nach Madrid gehen wollte, ohne daß ich vorher auch nur die geringste Auskunft im Bureau hatte erhalten

können, ob in dieser Diligence heute auch ein Plätzchen für mich und meinen Gefährten übrig sein werde.

Meine wenigen Habseligkeiten waren gepackt, meine Rechnung an den Wirth der Fonda und das Douceur an Señora Martina für ihre Mühwaltungen bezahlt — was jetzt noch beginnen bis zur Ankunft der Diligence?

Von einem meiner Fenster sah man unter einem antiken Portal hindurch nach der placa de constitucion, auf welcher der Lärm seit vorgestern ohne jede Unterbrechung und mit ungeschwächten Kräften fortgesetzt wurde. Feuerwerk, Tanz, Musik und das Knallen der die Luft durchschwirrenden Raketen verursachten auf diesem Platze einen wahren Höllenlärm; die Dudelsäcke waren in ihrer schönsten Laune, die Pfeifer bliesen sich den Athem aus, die Tambourine rasselten unter dumpfen Faustschlägen ohne Ende; mit einem Wort: es war ein Skandal, daß man nicht auf fünf Minuten ein Auge schließen konnte. Dennoch schien mir letzteres endlich gelingen zu wollen und würde mir wirklich gelungen sein, wenn nicht plötzlich gegen das Fenster prasselnd und verpuffend eine Petarde auf meinen Balkon gefallen wäre und mich aus meiner Lethargie geweckt hätte.

Unter Wölfen mußt du mit heulen! dacht' ich, vom Bette aufspringend und begab mich auf die Straße. Wilde, zigeunerhafte und phantastische Gestalten führten auf dem Markte bei Fackelschein ihre Bolero's und Fandangos auf, das Volk bildete dichte Kreise um dieselben und begleitete die Tänzer mit ihrem ola! bravo! bravissimo! Trommel und Tambourin waren die einzigen musikalischen Instrumente, die diese Ballete begleiteten, höchstens schrillte noch die spanische Pfeiferei dazwischen.

Es ist unglaublich, welche Ausdauer dieses Volk in seiner Ausgelassenheit zu entwickeln vermag, wie selbst der ernste, gemessene Alt-Castilianer nicht genug finden kann, wenn er einmal

angefangen hat, sich zu amusiren! Den ganzen Tag hindurch hatte dieses Vergnügen genau wie gestern und vorgestern gedauert, mindestens zehnmal war ich in demselben ermüdet, aber ebenso oft hatte ich, mich wieder in die Knäuel drängend, immer noch dieselben Gestalten an demselben Orte wiedergefunden; ja sogar auf den dicht besetzten Balkons der Häuser sah ich jetzt am späten Abend noch dieselben weiblichen Gestalten, die ich am Morgen in's Auge gefaßt.

Dort auf dem Balkon eines der schönsten Häuser am Marktplatz stand, in die Ecke der eisernen Brustwehr gelehnt, noch die schlanke, wunderbar schöne Gestalt einer Castilianerin, von der ich am Vormittage mein Auge nicht losreißen konnte. Wohl hatte ich mir am Morgen mit äußerster Mühe einen der gefährlichsten Plätze auf diesen Gerüsten erkämpft, um abermals dem Stierkampfe beizuwohnen, aber was war die wilde blutige Corrida gegen diese Gestalt dort oben auf dem Balkon, wie sie schwermüthig die Arme auf die Brustwehr stützte und mit einer Rose in der kleinen Hand spielte! Sie trug ein schwarzes Atlasgewand, ein schwarzes Sammetmieder, aber mir schien es, als sei ihr Haar noch schwärzer als beide. Das schwarze Mieder war mit weißen Perlmutterknöpfen und ihr weißes Antlitz mit zwei wunderbaren schwarzen Augen, zwei künstlich geschnittenen Brauen und mit zwei Reihen weißer Zähne besetzt, wie sie nur einer Spanierin gehören können.

Diese Schönheit der Töchter Hispaniens ist in der That unerklärlich, sie stört die Ruhe der kältesten Gemüther, sie fanatisirt einen Eiszapfen, sie verwildert die Resultate der sorgfältigsten Erziehung und alle guten Vorsätze eines schwachen Sterblichen. Wenn ganz Spanien außer diesen Schönheiten keine Naturschönheiten böte, wenn ganz Spanien eine Wüste wäre, ich würde wie der Araber nur nach diesen Sternen, nach diesen glänzenden

schwarzen Augen blicken und auf Sonne und Mond verzichten, wenn mir nur der Glanz dieser Sterne leuchtete. Ich weiß und begreife nicht, warum der Himmel gerade die Spanierinnen so schön geschaffen, warum er die Pyrenäen zwischen uns und diese größten Wunder seiner Schöpfung geworfen; aber ich begreife dagegen, warum das Klima Andalusiens so heiß sein muß, denn hier kreisen Myriaden Sonnen und die arme Seele ist leider immer ihr Brennpunkt. —

Die Señorita mit den schwarzen Augen und den weißen Perlmutterknöpfen stand also noch immer auf ihrem Balkon, umströmt von dem Glanz des Feuerwerks, der sich mit dem ihrer Blicke maß. Das Licht warf blanke Streifen auf ihr Gewand und zeichnete auf demselben desto dunklere Schatten, wunderschöne Schatten, und mit so anatomischer Genauigkeit, daß ich mich über die Eisenstäbe des Balkons ärgerte, die mir neidisch diese Schattenlinien unterbrachen. Ihr Antlitz war bleich, es hatte die Marmorbleiche, welche der Glanz eines dunklen Auges stets über den Teint verbreitet, jene aristokratische Bleiche, die allen Spanierinnen eigenthümlich ist; sie hatte ferner die erwähnten zwei Reihen Perlmutterzähne hinter den schönen Lippen und zwei Reihen Perlmutterknöpfe auf der Brust und auf den Armen; — ganz Castilien und Aragonien hätt' ich dafür hingegeben, wenn ich einer dieser Knöpfe hätte sein können! — Was sie dachte, als sie so träumerisch in das Menschengewühl hier unten herabstarrte, was sie den ganzen Tag hindurch gedacht, den sie bereits hier auf dem Balkon verbracht haben mochte, das wußte ich unmöglich; ich hätte wohl annähernd sagen können, was eine Deutsche, eine Französin, eine Engländerin, eine Italienerin &c. in einer derartigen Situation gedacht haben möchte, aber die Gedanken einer Spanierin zu errathen vermaß ich mich noch nicht, denn sie war mir noch zu neu, zu unbekannt, als daß ich die Dispositionen

dieser Gemüther, die Prädilectionen ihrer Herzen, die Richtung ihrer Gedanken hätte taxiren können. In Madrid gab es unter meinen Freunden Leute, die da behaupteten, die Spanierinnen denken wenig, es gab sogar Einige, die behaupteten, sie denken gar nicht, aber das sind offenbare Verläumdungen, an die ich einstweilen nicht glaubte.

Das erhellte Zifferblatt der casa de ayuntamiento zeigte auf eilf, es war also Zeit, den Platz zu verlassen.

Noch einen Blick warf ich auf den Balkon und auf seine Perlmutterknöpfe, dann bahnte ich mir einen Weg durch die Massen und vertiefte mich in die halbdunklen Straßen.

In der Nähe der Kathedrale lockte mich der Lärm der Trommel und des Tambourin in eine Gruppe, die neugierig vor einer weiten erhellten Hausdiele stand. Bunte, andalusische Trachten bewegten sich auf dieser Diele, dazwischen die braunen Manta's und die schwarzen, betroddelten Sombrero's der Castilianer. Man tanzte die Madrileña, zwei üppige junge Gestalten in kurzen bunten Röckchen, mit halb gelöstem, dichtem schwarzem Haar und tief dunklen glühenden Gesichtern, und ein junger Castilianer im hübschen Schäfercostüm waren die Tänzer; drei andere junge Männer in ebenso romantischen Nationalcostümen umstanden zunächst die Tanzenden. Die kleine Musikbande, aus zwei Zigeunern bestehend, hockten an der Ecke.

Eine Viertelstunde wohnte ich, an die Thürpfosten gedrängt, dieser interessanten, beweglichen Scene bei und folgte gespannt den graziösen Wendungen des Tanzes. Nur eine der beiden Mädchen war nach hiesigen Ansprüchen wirklich schön zu nennen, die andere schien ihre Schwester zu sein, und wußte, was ihr an Schönheit des Gesichtes fehlte, durch die Geschmeidigkeit ihrer tadellosen Formen zu ersetzen. Beide waren bereits ziemlich erhitzt, ein Beweis, daß der Tanz schon eine Zeit lang gedauert

haben mußte, und wenn ich mir die Ausdauer betrachtete, mit welcher die beiden Musikanten ihre Instrumente handhabten, wenn ich die Unermüdlichkeit der Tänzer und ihre Freude am Tanze, die Leidenschaftlichkeit ihrer Bewegungen beobachtete, so konnte ich annehmen, daß der Tanz einstweilen auch noch nicht zu Ende gehen werde.

Es war mir anfangs nicht klar, welch einen Zweck dieser öffentliche Tanz hier haben möge, da kein Raum für Zuschauer vorhanden war, bald aber stellte sich mir heraus, daß diese drei hier nur zu ihrem eigenen Vergnügen tanzten und das kleine Publikum draußen nur tolerirt wurde, wie man hier überhaupt gewohnt ist, dergleichen öffentlich zu thun. Wahrscheinlich mußte es eine Art von „baile de candil“, ein Lampenball sein, wie man ihn in Spanien liebt.

Ich vergaß meine Diligence und meine Abreise und stand aufmerksam da. Die eine der Tänzerin trat ab und die hübschere setzte den Tanz mit ihrem Caballero fort. Plötzlich gerieth eine heftige Bewegung in die Gruppe der in der Thür stehenden Zuschauer; drei junge männliche Gestalten mit gebräunten Gesichtern drängten sich in die Thür und versperrten mir und allen Uebrigen die Aussicht. Während die Zuschauer hinter mir heran drängten, hielt ich es für besser, mich aus dieser Gruppe herauszuziehen, denn es ist, namentlich zur Abendzeit, nicht gerathen, sich als Fremder unter animirten Gruppen aufzuhalten, obgleich in Castilien, mit Ausnahme einiger Gegenden, wenig zu besorgen ist. Unschlüssig stand ich einen Moment da, das Gedränge an der Thür sowohl, wie das Erscheinen der drei jungen Männer, von denen nur zwei in der Thür stehen blieben, hatte für mich eine Anziehungskraft, die ich mir selber nicht erklärte: jedenfalls lag in diesem Moment jenes Etwas, das uns festbannt, ohne daß wir wissen, warum.

Während draußen das Publikum in allerlei Exclamationen und nicht bös gemeinte Flüche ausbrach, die der Spanier immer bei der Hand hat, verstummte drinnen plötzlich die Musik; ich hörte ein Geräusch, das keineswegs dem des Tanzes glich; mehre halb erstickte Rufe, die wild verschlungenen Schatten an der weißen, vom Licht erhellten Wand erschreckten mich; gleich darauf hörte ich das Aufschreien zweier weiblicher Stimmen, beide Tänzerinnen stürzten sich auf das Gedränge in der Thür, bahnten sich schreiend einen Weg durch die Zuschauenden und verschwanden in der Dunkelheit der Straße.

Das Geschrei lockte im Nu Hunderte herbei; um wo möglich die so räthselhaft gewordene Hausdiele überschauen zu können, eilte ich an das gegenüberstehende Haus und stellte mich auf die Schwelle; kaum aber hatte ich mich postirt, als die Thür des Hauses zugeschlagen wurde; wie durch einen Zauberschlag verschwand die Menge in dem Moment, wo sich die Straße verfinsterte und ich stand da — so klug wie ich vorhin gewesen war.

Um mir einigen Aufschluß über diese sonderbare Metamorphose zu verschaffen, trat ich an einen der Davoneilenden und fragte ihn, was geschehen sei. „Ich weiß es nicht, Señor!“ war die Antwort und wie es mir schien, war es dem Mann sogar unlieb, gefragt zu werden.

Eine Stunde darauf verließ ich Burgos. Zwei Tage nach meiner Ankunft in Madrid las ich in einer Correspondenz der Epoca aus Burgos, daß daselbst während der Festlichkeiten zu Ehren des Siegesherzogs zwei Morde vorgefallen seien. Mir ist, als sei ich bei dem einen derselben zugegen gewesen. Nähere Details über diese Vorfälle brachte die Zeitung nicht; es ist schon außerordentlich genug, daß man derselben überhaupt Erwähnung that.

VII.

In der Redonda. — Ein päpstlicher Republikaner. — Valladolid. — Die Gensdarmerie. — Himmelfahrts-Rosquillos. — „Bürgerglück und Fürstengröße.“ — Eso es Madrid! — Die Schatten der Kastanien. — Der dos de Mayo. — Ein kleiner Carlist. — Die Revolution in der Schulstube. — Puerta del Sol. — Die Fonda San Luis. — Der „Mozo.“ — In Oel gesottene Prinzipien.

Im Bureau der Diligence hatte man uns darauf vorbereitet, möglicherweise keinen Platz mehr finden zu können, da es oft vorkomme, daß der Wagen ganz besetzt sei, und Supplement-Wagen in Spanien nicht gestellt würden. Viel hatte ich auf diese Gefahr hin mit meinem Reisegefährten den Gedanken ventilirt, mit ihm den Weg nach Madrid zu Pferde fortzusetzen, ein Vorschlag, den er mit Recht zurückwies, ohne gleichwohl die geringste Neigung zu fühlen, noch einen Tag länger in Burgos zu bleiben.

Um so größer war unsre Freude, als dennoch bei Ankunft der Diligence zwei Plätze für uns frei blieben. Leider waren diese Plätze die unglücklichsten, die wir hätten finden können, indeß fügten wir uns in die Umstände und krochen um Mitternacht in das enge Viereck, das man hier Redonda zu nennen beliebt; zwei Spanier saßen bereits darin und schienen lebhaft dagegen zu protestiren, daß wir außer ihren vier Beinen noch vier übrige in diesem roth ausgeschlagenen Kasten unterzubringen beabsichtigten. Ich bin nicht sehr an Bequemlichkeit gewöhnt und habe auch keine Gelegenheit, mir diese anzueignen, aber diese sogenannte Redonda war für vier Personen eine wahrhaft empörende Zumuthung. Dennoch war es immer besser, in dieser Redonda nach Madrid zu fahren (wieder einige vierzig Stunden), als ohne dieselbe in Burgos zu bleiben.

Die Nacht verging unter abwechselnden Seufzern von vier unglücklichen Passagieren; in meiner Angst blieb mir endlich nichts

übrig, als meine anspruchslosen Beine zum Fenster hinauszuhängen, das sich nach Omnibussitte hinten am Wagen befand, und in dieser wenig beneidenswerthen Situation überraschte mich auch die aufgehende Sonne, die mir zugleich erlaubte, meine beiden spanischen Gesellschafter etwas näher zu betrachten.

Waren diese beiden Männer über Nacht ausgewechselt worden, oder wie ging es zu, daß unsere Gesellschafter, die uns so unfreundlich empfangen, jetzt die liebenswürdigsten Leute, ächte Spanier an Galanterie und Gefälligkeit waren? Die kleinsten Aufmerksamkeiten, die man einem Reisegefährten erzeigen kann, wurden uns zu Theil, sie regalirten uns mit ihrem Frühstück, da an ein Anhalten der Diligence vor 5 Uhr Abends nicht zu denken war, mit ihren Cigarrillos, denn die unsrigen waren unverantlicherweise in Burgos liegen geblieben. Nur der Eine von ihnen gab uns im Laufe des Tages Gelegenheit zur Unzufriedenheit, indem er sich als einen politischen Agenten, einen demokratischen Missionair decouvrirte und uns viel ungewaschenes Zeug vorschwatzte, das wir zum Glück nur zur Hälfte verstanden. So viel aber ward uns klar, daß er im Interesse einer spanisch-italienischen Föderativ-Republik reiste und agitirte, an deren Spitze der Papst treten sollte. Sonderbarer Schwärmer! Aber so sind die spanischen Staatsklugen; die Politik liegt hier noch in den Windeln, Alles, was hier Politik ist, hat der Art den Anstrich der Kindheit, der Unwissenheit, daß man diese Leute bemitleiden möchte. Sie machen's so gut wie sie können.

Ich will des Lesers Geduld nicht durch eine Beschreibung der Route von Burgos nach Madrid auf die Probe stellen und über diese Strecke leichter hinweggehen, als sie mir geworden ist. Wir hatten in Burgos einen itinerarischen Schnitzer gemacht, oder vielmehr man hatte uns einen Bären aufgebunden, indem man uns gesagt, die Diligence gehe über Valladolid und ver-

weile dort mehrere Stunden. Jetzt verlangten wir durchaus in Valladolid anzukommen, hörten aber, daß die Diligence gar nicht über Valladolid gehe, sondern die kürzeste, aber elendeste aller Gegenden durchschneide, die wir gerade zu vermeiden beabsichtigt hatten. Valladolid sollte also für uns nicht existiren.

Wann wirst du endlich nach Spanien kommen! seufzte es in mir. Umsonst blickte ich nach dem „Schatten der Kastanien" umher, diesem sehr glücklichen Reim auf „Spanien", den ich seinem Dichter bisher noch nicht verzeihen konnte. Trostlos öde waren die Gegenden den ganzen Tag hindurch, die elenden spanischen Dörfer mit ihren nach orientalischer Weise dem Hofe zugekehrten Häuserfronten. Eine von Regenwetter fast unfahrbar gemachte Straße, hier und da auf den Höhen noch die Ruinen eines alten maurischen Wachthurms oder das Wachhaus der spanischen Wege-Gensd'armerie, vor welchem in der Regel ein Gensd'arm mit seinen hohen Gamaschen und seinem quer aufgesetzten Dreimaster stand, das waren die Unterhaltungen dieser ganzen endlosen Strecke! Wie sehr viel Mühe ich mir auch gab, um diese unfreiwillige Pause in meinen phantastischen Schwelgereien auf Hispaniens Boden durch das Studium der spanischen Sprache auszufüllen, es war auch dies unmöglich, denn der Weg war so abscheulich, daß er mir alle meine Vocabeln im Kopfe durcheinander schüttelte und kein Wort zu behalten möglich war.

Wieder eine sehr unglückliche Nacht in der Rotonda; wir Alle vier schliefen nach Maßgabe der Verhältnisse und erwachten stets a tempo, wenn uns irgend eine Grube im Wege aufschreckte; unsere Spanier fluchten ihr Carajo! mein Kamerad fuhr mit seinem Donnerwetter dazwischen; die arme Señora im Interieur des Wagens seufzte, daß wir es in der Redonda hören konnten, uns Alle aber überstimmten der Zagal und der Mayoral durch ihr den zwölf Maulthieren geltendes Geschrei.

Als es Tag ward, befanden wir uns bereits auf dem Hochplateau, das sich unausgesetzt nach Madrid erstreckt und auf welchem diese Stadt, 2000 Fuß hoch, Angesichts von des Guadarrama schneebedeckten Gipfeln liegt. Hier wenigstens nahm die Gegend einen ausgesprochenen Charakter an; hatten wir bisher nur die ödesten Landwege passirt, so fuhren wir jetzt über riesige Granitplatten, zwischen kolossalen Granitstücken und zum Theil höchst grotesk formirten Felsblöcken dahin. Ein Regenbogen wölbte sich über dieses Plateau und schien seine eine Spitze gerade in unsere Redonda zu strecken; die Hirten schlummerten noch unter ihren Heerden, armselige Hütten und Felsgeröll waren die einzige, aber doch für mich interessante Staffage.

Die Sonne begann heute zum ersten Mal empfindlich zu werden, unsere Diligence hüllte sich in eine einzige Staubwolke; wir verschmachteten vor Durst, der Hunger begann uns zu quälen, und doch war vor Madrid, das wir gegen 3 bis 4 Uhr erreichen sollten, an keine Recreation zu denken. Es brach abermals eine spanische Hungersnoth aus, wie ich sie dem Leser schon einmal geschildert. Auf dieser ganzen wüsten Strecke lag keine Stadt außer Aranda am Duero, wo gestern gespeist zu haben wir uns dunkel erinnerten. In Buitrajo, einem auf hohem Felsplateau gelegenen Dorf, hatte man uns vor dem Morgengrauen eine Tasse Chocolade, weiter aber nichts verabfolgt, und jetzt erstieg die Noth wieder den höchsten Gipfel.

Als nun gegen 1 Uhr die Diligence in San Augustin hielt, beschlossen wir zu marodiren, und fanden in der That als Reste des Himmelfahrtsfestes eine Quantität Rosquillas, feines überzuckertes Gebäck, dessen Vorhandensein schon sehr auf die Nähe der Hauptstadt Spaniens schließen ließ. Auch Wein war hier vorhanden, doch war derselbe für uns mit einigen Umständlichkeiten verknüpft; eins der schwarzen Ziegenfelle, welche man hier

als Weinschläuche benutzt, die man mit dem Rebensaft gefüllt vor die Thüren und in die Hausdielen hängt und von denen der Wein natürlich einen unangenehmen Beigeschmack annimmt, mußte erst herabgeholt werden, etwa wie man bei uns einen Schinken aus dem Rauchfang holt; man öffnete diesen sonderbaren Schlauch, füllte einige große Krüge antiker Form und labte dann unsere durstigen Zungen. Im Dorfe selbst war heute Sonntag, wie überall in der ganzen Christenwelt; die Kinder zogen mit hölzernen Kreuzen, die durch Blumen und Bänder geschmückt, in den Straßen umher und erbaten sich, diese Kreuze uns vorhaltend, im Namen Christi einige Curatos.

Die Hitze wurde immer unerträglicher; kein Baum, kein Strauch rings umher in dieser Steppe; abwechselnd allenfalls grüne Wiesen und Kornfelder, von denen jedoch die letzteren äußerst dürftig erschienen. Einen höchst erfrischenden Anblick bot uns in der Gluth und dem Staube des Tages der Anblick des schneebedeckten Guadarrama, das sich in düstern Gebirgsmassen zu unserer Rechten hinzog. Dort rechts also lag der Escorial und bereits hinter uns Segovia, la Granja; vor uns mußte in einigen Stunden Madrid erscheinen.

Einer meiner Spanier, nämlich der päpstliche Republikaner, erzählte mir viel aus Madrids jüngster Geschichte, aus der Revolution von 1854 und wie jetzt in Madrid die Dinge ständen; ich dachte dabei an Marquis Posa, der da sagte:

„Sanftere Jahrhunderte
Verdrängen Philipps Zeiten,
Die bringen mildere Weisheit, Bürgerglück
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,
Der karge Staat mit seinen Kindern geizen
Und die Nothwendigkeit wird menschlich sein!“

Ein schlechter Prophet dieser Posa! „Bürgerglück versöhnt mit Fürstengröße wandeln!“ Und erst vor zwei Jahren hatten sie

hier des Bürgerglücks wegen die Mutter Cristina fortgejagt, ohne daß trotzdem das Madrider „Bürgerglück“ wesentliche Fortschritte gemacht hätte.

„Caballero, eso es Madrid!“ rief mein Nachbar mir zu, als ich eben über das spanische Bürgerglück nachdachte; ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß gerade in dieser Sandbüchse, in welcher die Natur auf's Sorgfältigste alle Variationen vermieden, die Hauptstadt Spaniens liegen könne. Neugierig schaute ich hinaus — da lag in der Ebene anspruchslos eine größere Stadt, mit etwa zwanzig bis dreißig Thürmen, und da mein Spanier es sagte und diese Aeußerung mit allen geographischen Berechnungen übereinstimmte, so mußte es wohl Madrid sein.

Ich schaute lange auf die Stadt, schaute kopfschüttelnd auf die nackte Gegend und schrieb in mein Notizbuch folgende Schlußverse einer noch ungedichteten Romanze:

> Dichter Du von Spanien,
> Wo sind die sothanigen
> Schatten der Kastanien!

Ich glaube, ich hatte seit dem grünbelaubten Bayonne kaum zwanzig Kastanienbäume gesehen. Mein Spanier, dem ich diese Romanze übersetzte, meinte, ich werde die Kastanien und noch manches andere Schöne in Andalusien, überhaupt im südlichen Spanien, finden. Das ließ sich hören, ich hatte im Grunde auch nie daran gezweifelt, daß es Kastanienbäume in Spanien gebe. Man hat wirklich Städte und Länder, die in einem so unerschütterlichen romantischen Rufe stehen, daß nichts ihnen denselben anzufechten vermag, und wiederum andere, die bei der Poesie der Art in Mißkredit sind, daß diese ihnen nicht einen Maravedi borgt. Welche Begriffe z. B. macht man sich von einem Kastanienbaum, wenn er in Spanien wächst, und wiederum: wer ließe sich wohl zu einer romantischen Anwandlung verführen, wenn man ihm

sagte, daß in Berlin Akazienbäume auf den Straßen wachsen? So ist die Welt in ihren Vorurtheilen.

Kurz vor der Stadt hängte sich an den Tritt unseres Fensters ein kleiner Knabe von etwa zwölf Jahren, der mit dem Mayoral bekannt zu sein schien. Es war ein allerliebster lebhafter Junge mit dem ächten feurigen Auge des Spaniers und gebräuntem Teint; obwohl sonst ziemlich arm gekleidet, trug er doch untadelhaft reine Wäsche und die kleine Capa, den spanischen Mantel, herausfordernd über die linke Schulter geschlagen. Der kleine Mann erzählte uns von der großen Revue, die vorgestern zu Ehren des „dos de mayo," des zweiten Mai, des Todestages der Patrioten, gehalten worden, die im Jahre 1808 im Straßenkampfe zu Madrid gegen die französische Garnison gefallen, oder besser gesagt: hingeschlachtet waren. Mit einer glühenden Lebendigkeit schilderte uns der Junge dieses Fest, wie die Einen „viva la Reya, die Anderen viva la constitucion! geschrieen, und wie endlich eine Revolution in Madrid unvermeidlich sei. Er selbst, setzte er hinzu, sei Carlist und wolle als solcher sterben! —

„Stolz lieb' ich den Spanier!" dacht ich mir; in einem Lande wie Spanien ist es nothwendig, schon auf der Schulbank eine politische Ueberzeugung zu haben, wie dies hier auch wirklich der Fall ist, denn später hörte ich, daß schon in den Schulen sehr heftige Parteikämpfe ausgefochten werden: die Einen sind Progressisten, die Anderen Moderados; in den Schulpausen erläßt die eine Partei ein Pronunciamiento; der Kampfplatz sind die Gassen der Schulbänke; der Anführer der einen Partei heißt Espartero oder O'Donnell, der der andern Narvaez; der Kampf bricht los, der kleine Espartero hält eine Anrede an sein Heer: „Soldaten, mein Herz hüpft vor Freude, unter Euch zu sein! Soldaten und Milicianos, sterben wir für das Vaterland und die Freiheit!" —

Ganz wie man es dem großen Espartero abgelauscht, der auch nichts weiter als dumme Fraktur-Phrasen redet. „Soldaten, mein Herz hüpft vor Freude!“ fährt der kleine Schul-Espartero fort; die Schlacht bricht an; Espartero wird mit einem Lineal niedergestochen und fällt mit dem Rufe: „Es lebe die Freiheit!“ Narvaez wird mit einer Syntax niedergeschossen, Alles erschossen und erstochen — bis der Lehrer in die Klasse und mit ihm die Waffenruhe eintritt.

Unsere Diligence rollte, durch den Staub fast unkenntlich gemacht, mit ihren zwölf schellenbeladenen Maulthieren auf das Straßenpflaster von Madrid. Ein berittener Douanier schloß sich am Thore uns an. Die Straßen waren für mich von wenig Interesse, ich sah geputzte Spanier und Spanierinnen; einzelne große Gebäude fesselten nur flüchtig meine Aufmerksamkeit.

Endlich hieß es „puerta del sol!“ Dieser Name elektrisirte mich, denn wie viel hatte ich schon von der berühmten puerta del sol gehört und gelesen! Eine dichte Menschenmasse, eine Unzahl von „Cerilleros“ (Feuerzeugverkäufern), Colporteuren, welche die „Democratia“ ausschrieen, Aquadores mit ihren Blech-Behältern und den Gläsern, aus welchen sie das Wasser bieten; mit einem Wort: ein großes Gewühl, ein großes, vielstimmiges Geschrei war Alles, was mir an der puerta del sol auffiel, denn der Platz hat als solcher gar keine Bedeutung, und ist überhaupt nur als Stapelplatz der Volksmassen, der Volksmeinungen, als Revolutions-Werft zu seiner Bedeutung gekommen. Einige Häuser davon, gegenüber dem „Correo“, der Post, war das Bureau unsrer Diligence; von einer dichten Staubkruste umgeben, entkrochen wir dem Wagen, die Imperiale ward abgeladen, die Vertheilung der Güter begann durch Namensaufruf der Passagiere, und da wir inzwischen einem französisch sprechenden Lohndiener in die Hände gefallen waren, ließen wir uns durch diesen nach

der nahe belegenen „Fonda de San Luis," in der auf die puerta del sol auslaufenden calle de Montera bringen, ein Hôtel, das unter den Gasthöfen meines „Guide en Espagne" obenan stand und „zwar klein, aber sehr gut genannt" war. Mein Gefährte, der in Madrid sein Reiseziel erreicht hatte, opponirte schon beim Eintritt: „das ist ein Saustall und nicht das erste Hôtel von Madrid!" rief er entrüstet, als wir die elende Treppe hinanstiegen. Und dennoch waren wir in einem Hôtel erster Klasse, denn die Fonda peninsular und die Fonda Biscaina abgerechnet, die stets sehr besetzt sind, schmeichelt sich diese Fonda de San Luis noch immer eines ersten Rufes.

Ueber eine baufällige Hühnersteige führte man uns in einen Salon mit ausgetretener Backsteindiele, baufälligem Kamin und sehr vielem Schmutz. Ich überließ Herrn K., der gern den Seigneur spielte und dessen Wege sich von den meinigen jetzt trennten, diesen Salon und folgte dem „Mozo," dem Garçon, in mehrere andre kleine Zimmer, die aber noch schmutziger waren, als dieser sogenannte Salon. Da ich indessen schon morgen eine Privatwohnung zu miethen gedachte, so nahm ich endlich ein Zimmer in dem hohen Parterre in Beschlag, in das der Eingang durch den Speisesaal führte, und von dessen Fenster ich in eine Art Hof und in ein cabinet d'aisance schaute. Wie sich der Wirth mit einem spanischen Offizier abgefunden, der in diesem Zimmer logirte und dessen Uniform und Gepäck man sofort hinausschaffte, das war mir sehr gleichgültig.

Nach einer Stunde saß ich mit Herrn K. beim Diner, vor einem Tischtuch, an dem schon seit einer Woche mancher Hungrige gespeist sein mochte. Der Mozo legte uns eine lange, geschriebene Speisekarte vor, auf der mit Sanskrit-Zügen eine Unzahl von uns sehr geheimnißvollen Gerichten verzeichnet standen. Der Mozo, der uns diese erklären sollte, war ein Italiener und sprach schlecht

spanisch; wir waren Deutsche und sprachen so gut wie ar nichtg spanisch. Wir verlangten also einen andern Mozo, der uns im reinsten Castilianisch Rede stehen sollte. Dieser trug uns eine Suppe, wieder mit den beliebten Semmelwolken auf, und fragte mich dann, was wir als „Prinzip" speisen wollten. Das fehlte mir noch! In diesem Lande speist man Prinzipien, und davon sollte ein deutscher Magen satt werden! — Da indeß dieses Prinzip hier mehr eine Vorspeise bedeutete, so kamen wir zurecht und warfen uns dann nach einer durchweg in Oel gekochten oder gesottenen Mahlzeit in die Straßen.

VIII.

Wir „machen Zeit." — Im Teatro del principe. — Die Butacas. — Der tejado de vidrio. — Auf dem Pulverfaß. — Theater-Odeurs. — Vier Sennoras. — Die Conversation der Spanierinnen. — Das Ballet und Donna Ruiz. — Wir suchen Wohnungen. — Meine Casa, meine Wirthin und Margarita. — Spanische Küche. — Häusliche Anarchie. — Straßen und Plätze. — Die Puerta del Sol. — Königin Isabel II. und ihr Don Franzisco. — Die Calle de Alcala. — Der Prado und der Salon. — Madres, Tias und Duennas. — Große Schwärmerei. — Dos de Mayo.

Der Leser gestatte mir, in meinen Schilderungen von Madrid ganz meinen Eindrücken und Erfahrungen zu folgen, ohne irgend welche topographische Rücksichten. Madrid ist unter den Städten Spaniens gerade diejenige, in welcher alle Originalität, jeder Typus verwischt worden, ohne daß Madrid deshalb den Anstrich einer europäischen Hauptstadt hätte gewinnen können. Die Stadt ist jung, ohne hervorragende Architectur, ohne großartiges Volksleben; man wird immer am besten thun, als Fremder den eigenthümlichen politischen Verhältnissen in Madrid die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, auf die Volksfeste Acht zu ha-

den, im Uebrigen aber das eigentliche Volksleben Spaniens in den Provinzen zu studiren, wo es nur in seiner Unverfälschtheit zu finden ist. —

Die Dämmerung war bereits eingetreten, als wir uns von unsrer sehr anspruchslosen Tafel erhoben und von unsrem Cicerone geführt, die Calle de Montra hinabstiegen. In den Straßen herrschte viel Leben, Alles erinnerte gewissermaßen an das Neapolitanische Volkstreiben. Die Trottoirs waren mit zahlreichen, in ihre Mäntel gehüllten Flaneurs bevölkert, welche die Cigarette im Munde gemächlich zum Café oder zum Theater, oder auch nur zur puerta del sol steuerten, um hier „Zeit zu machen“ „hacer tiempo,“ wie der glückliche Spanier seine ewige Beschäftigung des Nichtsthuns nennt. Welch ein herrliches Bewußtsein liegt allein in diesem Ausdruck „Zeit machen!“ In der ganzen Welt beklagt man sich stets, keine Zeit zu haben, der Spanier aber kennt diesen Uebelstand nicht, er ist der Herr seiner Zeit, er ist nie pressirt, er ist nie um Zeit verlegen, denn er macht sie selbst und hat also ihrer immer vollauf so viel, wie er gebraucht.

Auch wir hatten heute Abend nichts Besseres zu thun, als Zeit zu machen; dennoch steckte uns der geschäftige Deutsche in den Gliedern, es mußte etwas unternommen werden, und da unser Führer für uns keine bessere Beschäftigung wußte, so führte er uns zum teatro del principe. Ein großes Gewühl drängte sich vor dem Theater, namentlich vor dem offenen, mit Eisengitter versehenen Fenster, hinter welchem eine häßliche Señora wie eine Löwin im Käfig saß und die Billets an die schaulustige Menge verkaufte. Mein Führer fragte mich und meinen Begleiter, der ein ebenso großer Spanier war wie ich, welche Plätze wir zu nehmen gedächten und ob wir in die butaca gehen wollten. „Meinetwegen gehen wir in die butaca!“ antwortete ich, ohne

eine Idee zu haben, was eine butaca sein könne. Aber die butaca, die, wie ich später erfuhr, ein Sperrsitz ist, war verkauft, alle übrigen Plätze waren ebenfalls schon verkauft und so begann denn unser Cicerone einen Handel mit den Aufkäufern der Straße, die uns zwei Billets zum Balkon für je 3½ Francs überließen.

Das teatro del principe ist das zweite in Madrid; das nur Opern aufführende königliche war gegenwärtig bereits geschlossen. Leider bin ich mit demselben nicht bekannt geworden, da es die ganze Sommersaison hindurch geschlossen blieb; ebenso bedauerlich war es für mich, daß hierdurch mein Studium der spanischen Theater, wie ich es mir vorgenommen hatte, wesentlich beeinträchtigt wurde. Ueberdies war Madrid während meiner Anwesenheit durch die Vorbereitungen zur Revolution dermaßen durch politische Vorgänge agitirt, meine Aufmerksamkeit durch dieselben dermaßen beansprucht, daß auch schon dieserhalb zu einem theatralischen Studium wenig Muße blieb, denn die Abende, welche man dem Theater hätte zuwenden können, wurden durch das Beiwohnen politischer Debatten und das Geräusch der sich in den Kaffeehäusern begegnenden politischen Strudel vollauf absorbirt.

Wir traten in das teatro del principe. Ein gelinder Schreck überkam mich, als ich mich in dem schmutzigen Corridor befand, eine schmutzige Treppe hinauf eilte und wieder in einen ebenso schmutzigen Corridor gelangte, in welchem ein dichter Cigarrenqualm herrschte. Der Logenschließer trat uns mit dem Cigarillo im Munde entgegen und führte uns in unsere Loge. Es war noch früh; um uns her versammelten sich alle Zuschauer erst, und wir fanden also unsere Zerstreuung darin, in die besagte Butaca hinabzuschauen, deren glückliche Inhaber ich um die bequemen rothen Sammet-Fauteuils beneidete, welche den ganzen Salon unten einnahmen — eine Einrichtung, die sehr empfehlenswerth, denn sie giebt dem ganzen Theater ein sehr hübsches

Relief und macht einen viel angenehmeren Eindruck als das hyperpensylvanische System unserer deutschen Sperrsitze. Auch die übrige Einrichtung dieses Theaters ist praktisch, doch ohne jeden merkbaren Luxus.

Die Señores und die Señoras, die Señoritos und die Señoritas versammelten sich so geräuschvoll wie möglich; die ersteren im weiten spanischen Mantel, in welchem sie noch selbst bei 30 Graden Wärme umherlaufen und in denen sie sorgfältig die Nase verstecken, sobald sie bei der in Madrid gewohnten häufigen Witterungsveränderung ein kaltes Lüftchen anweht. Die Letzteren, die Señoritas, drapirten ihre reizenden kleinen Mantillen so schön wie möglich, setzten ihre schwarzen Augen und ihre Fächer in Parade, und die comedia muy applaudida, betitelt „el tejado de vidrio" konnte nun angehen.

Leider hatten wir vergessen, uns von dem Cicerone diesen für uns äußerst räthselhaften Titel übersetzen zu lassen, und wir saßen also da, eine Comödie erwartend, von deren ungefährem Inhalt wir auch nicht die allerentfernteste Ahnung hatten. Aber genau erwogen: was hätte uns diese auch genützt? Mit elenderen Sprachkenntnissen als nach Spanien war ich noch nie in ein fremdes Land gekommen, auf Verständniß des Dialogs war also von meiner Seite sehr wenig zu rechnen und die ganze Comödie wäre für mich eine Art von Pantomime gewesen, wenn sie in meinen Augen nicht ihre künstlerische Bedeutung gehabt hätte.

Das Orchester begann ein Potpourri, in welchem namentlich mehre deutsche Walzer und das Alpenhorn figurirten. Die deutsche Musik hat auch in Madrid einen bedeutenden Vorsprung; an der Spitze der Militärmusik steht ein Deutscher, ihre Blasinstrumente sind deutscher Fabrik und in den Kapellen ist das deutsche Element ebenfalls ziemlich vertreten. Als das Orchester schwieg, begann es hinter mir in der Loge zu rauschen, vier junge Seño-

ritas, von einem Caballero begleitet, schwebten in die Loge, und ehe ich mich dessen versah, war ich von ihnen vollständig umzingelt. Mir ward sehr beklommen zu Muthe, ich wagte kaum aufzuschauen, denn es karfunkelte entsetzlich um mich her; mir war es, als sitze ich auf einem Pulverfaß und als müsse die ganze Loge in die Luft fahren, sobald nur ein einziger dieser glühenden Blicke in dieses Pulverfaß falle. Die Fächer umwehten mich, Diamantsterne trafen mein Auge von sehr beneidenswerth situirten Brochen und Agraffen, wenn ich einmal einen scheuen Seitenblick wagte, ich fühlte, wie sich durch Zufall ein kleiner andalusischer Fuß auf den meinigen verirrte und sich erschreckt zurückzog; ich fühlte mich von einem südlichen Athem umweht, ich fühlte mich beengt und genirt, und dennoch würde ich zwanzig Franken anstatt der 3½ für diesen Platz bezahlt haben, wenn ich hätte ahnen können, welche Sterne mir hier leuchten sollten.

Es giebt Augenblicke, wo man selbst bei der größten Unerschrockenheit sich ängstlich in sich zurückzieht, und in einem solchen befand ich mich eben, bis die erstere wieder ihr Recht geltend machte und ich einen verwegenen Blick nach rechts und links wagte. Meine beiden Nachbarinnen waren so schön, wie sie je in Granada's und Sevilla's Paradiesen gewandelt sein können, auch die neben dem fremden Caballero sitzende war schön, alle drei schienen sie Schwestern und die letztere eine junge Frau zu sein. — Ich weiß wohl, wie es zugeht, daß wir Nordländer uns immer ein wenig gedrückt fühlen diesen heißen, vollblütigen, südlichen Naturen gegenüber, wir finden bei ihrem Anblick, wie sehr uns alle jene Nerve, jenes Bewußtsein der vollen sprudelnden, drängenden und leidenschaftlicher Lebenskraft fehlt.

Da saß ich also in einer Art von Kreuzfeuer; ich war blöde und befangen wie ein Schuljunge, denn ich hatte ja mein Pensum, die spanische Sprache, nicht gelernt; die Señoritas hingegen

waren keineswegs blöde, sie schauten sich gegenseitig mit ihren großen, gottlosen Augen an und schienen sagen zu wollen: mein Gott, fremder Mann, wie kommst denn du in unsre Mitte! — Es war ein Unglück, daß mich Niemand, selbst wenn ich den Mund nicht aufthat, für einen Spanier halten wollte.

Endlich ging der tejado an, eine Comödie, von der ich dem Leser viel erzählen würde, wenn ich einen einzigen zusammenhängenden Satz aus dem ganzen Dialoge verstanden hätte. Nur eins war mir vollständig klar, daß nämlich dieses neue Stück an einer entsetzlichen Armuth hinsichts der Handlung litt. Eben des ersteren Uebelstandes wegen war mir das Theater an sich viel interessanter, als die Comödie; ich hatte meine Zerstreuung darin, den Spanier im Theater zu sehen, ihn zu beobachten, überhaupt das spanische Theater vorläufig nur äußerlich kennen zu lernen. Das Publikum seinerseits schien sich mit der Darstellung (obgleich dieses neue Stück als etwas Vorzügliches überall gepriesen wurde) wenig und nur in den Hauptscenen zu befassen; ganz wie im italienischen Theater war auch hier das Theater mehr ein Rendezvous-Ort; man unterhielt sich, man plauderte und lachte; zuweilen streckte irgend ein Caballero sehr cavalierement den Kopf in eine Loge, um hier befreundete Familien zu begrüßen; seine Cigarrette weiterrauchend blieb er fünf oder zehn Minuten sitzen und verschwand dann, um in einer andern Loge einen Abstecher zu machen.

Während der Zwischenakte promenirte man auf den engen Corridoren, die Herren rauchten hier ihre Cigarillos, die Damen kokettirten mit ihrem Fächer; ein Foyer, in das man sich hätte von den Logen aus retten können, war nicht vorhanden, wohl aber müssen an diese Corridors entsetzlich viel — Abtritte grenzen, denn während die Logen in den Zwischenakten geöffnet blieben, drang vom Corridor ein so beleidigender Gestank in den

Salon, daß man unwillkürlich mit dem Taschentuch zur Nase fuhr.

Auch meine Spanierinnen gaben meiner Beobachtung viel Stoff, und nie habe ich mich einer Beobachtung so gern unterzogen, wie dieser. Nie habe ich im weiblichen Geschlecht so wenig Prüderie, so viel Unbefangenheit, eine so liebenswürdige, fast cordiale Naivität gefunden wie hier. Unbekannt mit ihrem Wesen und ihren Neigungen mußte ich meinen Señoras schon während des ganzen ersten Aktes als ein Böotier erschienen sein, denn ich saß da, that den Mund nicht auf, und gaffte so geistreich wie möglich in die Welt hinein. Aber was sollte ich auch reden, wie sollte ich reden, woher eine Engelzunge nehmen, um spanisch zu conversiren? Ich hatte schon so viel unangenehme Erfahrungen hinsichts der Sprach-Ignoranz der Spanier gemacht, daß ich mich fürchtete, mir hier eine neue Niederlage zu bereiten. Endlich indeß, im zweiten Zwischenakt, als mir meine Lage doch gar zu einfältig erschien, wagte ich eine französische Anrede an die schönste der beiden Doñas, und richtig, ich bekam eine französische Antwort. Jetzt war meine Ehre gerettet. Nie habe ich mit durchaus fremden, und wie es schien, so vornehmen Damen eine so ungenirte, vertrauliche, mündliche Correspondenz geführt, wie mit diesen; die Señoras behandelten mich wie einen alten Bekannten, sie erzählten mir tausenderlei Geschichten, und dabei waren die Fächer, die Niemand so schön zu handhaben versteht wie die Spanierin, und die Augen, die Niemand so schön zu gebrauchen versteht wie sie, in einer fortwährenden höchst gefährlichen Bewegung nach allen Richtungen.

Ich hatte bisher, was ich dieser Art über die Spanierinnen gelesen, immer für Uebertreibung gehalten, nach allen meinen bisherigen Erfahrungen muß ich jedoch die erstaunliche Ungenirtheit und Vertraulichkeit dieser Damen, ihnen unbekannten Männern gegenüber, durchaus bestätigen, zugleich jedoch auch hinzufügen, daß

man aus dieser Ungenirtheit keinerlei der Moral oder der Convenienz gefährliche Schlüsse zu ziehen braucht. Die Spanierin kennt durchaus keine Prüderie; wenn sie mit einem, wenn auch ganz unbekannten Herrn zusammentrifft, so will sie plaudern, und sie plaudert mit ihm dermaßen von der Leber weg, als kenne sie überhaupt gar keine persönliche Geheimnisse. Sie hat nicht zu viel Geist, aber dafür desto mehr Sprechtalent; sie versteht zu plaudern, zu lachen und dies so mit dem Augen- und Fächerspiel zu unterstützen, daß man ihren Mangel an Erziehung und Kenntnissen durchaus nicht bemerkt. Sie hält es dabei für Ungeschicklichkeit, für Bêtise, wenn man sich nicht mit ihr unterhalten wollte, ja sie weiß sogar ganz genau, daß ihre Schönheit es denn doch sehr der Mühe werth macht, sich mit ihr zu unterhalten, und verlangt diese Conversation als einen Tribut für ihre Schönheit.

Trotz dieser Ungenirtheit giebt es aber eine strenge Grenze in der spanischen Etiquette, die nicht überschritten werden darf und auch selten überschritten wird; bis zu dieser erlaubt sich die Spanierin alle Freiheiten der Koketterie und der natürlichen Anmuth, sie schaut Jedem dreist und groß in die Augen, und zwar mit einer Unbefangenheit, die überall für zweideutig gehalten würde; man beobachte sie nur auf ihrem Balkon, man bleibe bewundernd stehen und schaue sie an; Señora Dolores, Encarnacion oder wie sie sonst nach irgend einem spanischen Festtage heißen mag, wird diese Bewunderung mit großer Liebenswürdigkeit annehmen, sie wird Euch dankbar wieder anschauen, wird Euch vielleicht sogar ein Lächeln spenden und dabei ihre schneeweißen Zähne (einer der größten Reize in Spanien) zum Besten geben.

Ganz dasselbe auf den Promenaden: nachdem die Wahl lange sehr schwer, entschließt man sich endlich eine besondere Schönheit in's Auge zu fassen und sie mit schweigender Aufmerksamkeit zu

beobachten. Sie bemerkt dies natürlich und spendet gern ihrem Bewunderer einen eben so stummen Blick, der ungefähr zu sagen scheint: Du hast einen guten Geschmack, ich finde das ganz in der Ordnung! — Begegnet man der Schönen später wieder auf der Promenade, beobachtet man sie abermals, so ist das nicht minder dankbar; man erntet immer wieder wohlwollende, ermunternde Blicke, ungefähr des Inhalts: ich habe zwar sehr viele Bewunderer, wie dies ganz natürlich ist, aber ich vergesse doch keinen einzigen von ihnen! — Das Promeniren hat also seine ganz besonderen Annehmlichkeiten in Spanien; dafür versteht man aber auch nirgendwo so gut, spazieren zu gehen, und namentlich spazieren zu sehen wie in Madrid.

Doch kommen wir wieder auf das Theater und den tejado de vidrio zurück. Wie es Einem ergehen kann, wenn man eine Sprache nicht versteht! Unter diesem tejado hatte ich mir Gott weiß was vorgestellt, und jetzt sagten mir meine Señoras tejado de vidrio, das sei ein Glasdach. — Doppelt sonderbar das, da ich während der ganzen fünfaktigen Vorstellung von diesem Glasdach auch nicht eine einzige Scheibe zu sehen Gelegenheit hatte. Die Vorstellung ging zu Ende unter einem unendlich animirten, meisterhaften Spiel; das Stück selbst mußte unseren deutschen Begriffen nach ein sehr mittelmäßiges sein; trotzdem applaudirte das Publikum häufig, der Verfasser wurde gerufen, und so kam mir denn zum ersten Male ein lebendiger spanischer Bühnendichter vor Augen.

Dem Schauspiel folgte ein Ballet. „El baile! El baile!“ hieß es, und jetzt war Alles aufmerksam, was sich bisher wenig um die Vorstellung gekümmert. Meine Nachbarinnen bereiteten sich zum Anschauen dieses baile etwa wie zum Anschauen eines Stiergefechtes, des höchsten Genusses, den man in Spanien kennt. Das Ballet hieß „la estrella de Andaluzia“, der Stern Anda-

lusiens; es war ein wilder, aber trotzdem verfeinerter Nationaltanz, wie ihn die Madrider Bühnen aufzuführen pflegen, einer der ausgezeichnetsten Tänze, die ich gesehen, sowohl seiner Composition, als seiner Ausführung nach. — Pepita, dacht' ich, was bist Du gegen Doña Ruiz, diese schöne, klassisch gebaute, wildgraciöse Andalusierin, und dennoch, wie hast Du unsere alte Garde in die Hundstage des Kunstdelirium versetzt! Doña Ruiz ist eine Göttin von Gestalt, imposant wie eine Juno und dennoch graciös, leicht, beweglich, von einer verführerischen Gewalt in den schaukelnden, wiegenden Bewegungen des Oberkörpers, wie sie der andalusische Tanz verlangt. Ich habe die berühmteste der jetzigen Madrider Tänzerinnen, Perea Nena, nicht gesehen, denn sie war auf Gastreisen in London, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß sie die Ruiz noch übertreffe. Wie man mir übrigens sagt, verfolgt sie im Tanz die entgegengesetzte Richtung der Nena, denn während diese mehr das zierliche, leichte Genre exercirt, sucht die Ruiz die leichteste Grazie zugleich mit einer grotesken, heroischen Richtung zu vereinigen. Beide Genres streiten sich gegenwärtig in Madrid um die Palme.

Die ganze Vorstellung schloß unter dem berauschenden Eindruck dieses unvergleichlichen Ballets. —

Da wir unter keinen Umständen länger als nothwendig in unsrer Fonda zu bleiben beabsichtigten, so begann am andern Morgen schon das Wohnungsuchen. Hundert Treppen kletterten wir auf und ab in all' den Häusern, an deren Balkons sich ein um die Eisenstäbe gewickeltes weißes Blatt Papier wand. Hängt nämlich dieses Papier in der Mitte des Balkons, so bedeutet das: „Hier ist eine möblirte Wohnung zu vermiethen", hängt es an der Seite, so will das sagen: „Hier ist Wohnung und Pension". Auf letztere hatten wir unser Augenmerk; überall empfing man unsren Vorposten, den Lohndiener, und auch uns mit einer Miene,

als geschehe es nur aus reiner Gefälligkeit, wenn man uns unser Geld abnehme, überall forderte man 8, 10 bis 20 Franken nach spanischem Gelde, während wir uns in den Kopf gesetzt hatten, aus guten Gründen nicht mehr als 5 Francs täglich für Wohnung und Kost auszugeben.

Die Wohnungen in der Stadt, alle wie wir sie sahen, mit nur wenig Ausnahmen, an die sich aber auch horrende Preise knüpften, bieten Alles auf, was nicht an Comfort erinnert. Die Treppen der Häuser sind schmal und meist so dunkel, daß man hinauf tappen muß; die Mauern sind geweißt und wenn man oben oder unten angelangt, hat man immer ein Stück Wand auf der Schulter. In die Zimmer führt ein Corridor, der von den Wirthen größtentheils mit als Wohnung benutzt wird, in den Zimmern selbst stehen gewöhnlich ein halbes Dutzend Rohrstühle, weiter nichts; den Luxus bilden einige alte colorirte Bilderbogen, in Holzrahmen eingefaßt, vorzugsweise Scenen aus dem Cid oder dem Don Quichote; Spiegel, Toilette oder dergleichen sind unbillige Ansprüche. Die Diele der Zimmer ist Stein, doch mit einer von Esparto geflochtenen Matte bedeckt. So wohnt hier Alles, Vermögende und Arme, ja sogar die Wohnungen der höheren Beamten sind oft so ärmlich, wie man bei uns kaum die schlechtesten Bürgerwohnungen findet, und selbst die Fenster des königlichen Schlosses sieht man nicht selten mit den Hemden Ihrer katholischen Majestät garnirt.

Treppauf, treppab ging meine Wanderung, Alles verlangte 7, 8 und 10 Franken; in einem Hause stellte man mir sogar die Zumuthung, mit einem Andern in einem Cabinet zu schlafen. Endlich fand ich ein anspruchsloses Zimmer für 5 Franken täglich, ein einfenstriges Nestchen mit einem Alkoven, das meine Behausung wurde. Ein wacklicher Tisch, eine wurmstichige Commode, in der die Schiebladen keinen Boden hatten, zwei Stühle, ein

Feldbett, in welchem die Wanzen ihre alten, verbrieften Rechte standhaft gegen mich vertheidigten; ein unvermeidlicher Balcon, von welchem aus ich frische Luft genoß, — das war meine Wohnung, über welche das Portrait einer sehr corpulenten Spanierin vor meinem Tische einigen Zauber zu verbreiten suchte. Da indeß ein den Salon der kleinen Etage bewohnender Advokat mir erlaubte, in diesem Salon meine Besuche zu empfangen, so war ich ziemlich glücklich situirt in meiner Calle del Carmen, von wo aus ich mit wenigen Schritten auf der Puerta del sol, dem Pulse Madrids, war. Mir gegenüber machten allmorgentlich drei junge Señoras ihre Toiletten auf dem Balkon; sie mußten mich wohl für sehr discret halten, denn sie verheimlichten mir nichts und machten selbst bei den delikatesten Angelegenheiten nicht von dem Vorhang Gebrauch, hinter welchen man sich auf den Balkons oft zurückzuziehen pflegt. Unter mir ward jeden Abend bei Mondenschein leidenschaftlich Guitarre gespielt, und wenn dieser Mond recht klar und schwärmerisch am Himmel stand, wenn die Señoras mir gegenüber unter den Blumen des Balkons ihre bleichen, schwarz gerahmten Marmorgesichter in dem eben so bleichen Mondenglanz badeten, wenn unter mir der Fandango oder der Jaleo gemandolint ward, so fing auch ich mitunter wohl an zu schwärmen.

Nichts desto weniger hatte meine Wohnung während der ersten Nacht einen ziemlich peinlichen Eindruck auf mich gemacht; von Abends 11 Uhr bis Morgens früh war ich nicht im Stande gewesen, ein Auge zu schließen, denn in meiner nach italienischer und spanischer Sitte mit Schafwolle gefüllten Matratze hatte sich diese Wolle dermaßen gekrollt, daß ich auf derselben förmlich zwischen Berg und Thälern lag; ferner hatte mein Bette zwar sehr zierliche Spitzen, aber es hatte neben diesem Luxus auch noch den der Wanzen in einem ganz erstaunlichen Grade, so daß ich kaum übertreibe, wenn ich sage, daß, als ich mich nach dieser

schlaflosen Nacht aus meinem Alkoven erhob, um das Fenster zu öffnen, die Wanzen so zahm waren, mir bis zum Balkon nachzulaufen. Endlich war dieser Alkoven der Aufenthalt einer ganzen Anzahl großer schwarzer Käfer, die mich ziemlich beunruhigten, und um all' diesem die Krone aufzusetzen, wurde in der Nachbarschaft in einem Hause, das sich nicht gerade des besten Rufes erfreuen mochte, bis gegen drei Uhr Morgens getanzt und mit Guitarre, Castagnetten und anderen höchst seltsamen Instrumenten musicirt.

Meine Wirthin war eine junge Frau mit sehr leidenden Gesichtszügen; sie war untröstlich, als sie aus meinen ziemlich unverständlichen Aeußerungen am Morgen sich mühselig zusammenreimte, daß ich sehr schlecht geschlafen und unzufrieden war. Um den ganzen Umfang meines Unbehagens kennen zu lernen, rief sie den schon erwähnten Besitzer des Salons, den jungen Advokaten, herbei, der französisch sprach, und der ihr meine Beschwerden übersetzen mußte. Hombre, hombre!*) rief sie und versprach, diesem Uebelstande sofort abzuhelfen. Ein andres Unglück ereignete sich aber schon beim Frühstück, das ich, als um 11 Uhr zu serviren, mir nicht spanisch, sondern nach französischer Weise, nämlich ohne Oel, zubereitet bedungen hatte. Margarita, die Dienerin, mußte mir dies serviren; sie brachte mir eine kleine Flasche Wein, ein Weißbrod (das in ganz Spanien ausgezeichnet, nur etwas nüchtern ist), dann auf einer Schüssel zwei dunkelbraune, in einem kleinen See von Oel schwimmende Gegenstände, die fast wie Côtelettes aussahen, in der That auch solche vorstellen sollten, an denen aber schlechterdings gar nichts als Sehnen und Knochen war. In gleicher Verfassung befand sich ein Gericht Fische; das einzige Reelle und Genieß-

*) Hombre (Mensch), ein sehr beliebter Verwunderungsausruf der Spanier.

bare an dem Frühstück waren die das Dessert repräsentirenden Orangen.

Bei einer umherirrenden Lebensweise an gar keine Gourmandise gewöhnt, habe ich doch gegen diese Oelsiederei der südlichen Küchen einen solchen Abscheu bekommen, daß ich mich nicht entschließen konnte, diese Oelung zu mir zu nehmen. Ich ließ das ganze Frühstück stehen, suchte mich draußen zu entschädigen, so gut es ging, kam aber zum Diner zurück, um mich zu überzeugen, ob die Küche wiederum dieselbe sein werde. In der That servirte mir die Wirthin selbst das Diner, jedoch sehr zaghaft, und aufmerksam darauf achtend, mit welcher Miene ich ihre Küche empfangen werde. Wiederum war ich kaum im Stande, diese in Oel schwimmende Collation anzurühren; die arme Wirthin kam ganz unglücklich herein und fragte: no gusto, Señor? — So ging das etwa vier Tage; ich sah es der armen Frau an, wie sehr sie sich bemühte, hinter das Geheimniß zu kommen, warum ich ihre Gerichte verachte, ich sah, wie sie alles Mögliche that, um mir dieselben schmackhaft zu machen, wie sie aber z. B. in die Suppe noch immer mehr Saffran hinein that, während ich gerade das Gegentheil haben wollte. Endlich eines schönen Tages hatte meine Collation eine ganz andere Physiognomie angenommen, und der junge Advokat erzählte mir, wie ihn die Wirthin beschworen habe, sie zu irgend einer Französin zu führen, damit sie sich von dieser belehren lassen könne, wie sie ihrem „Aleman“ den nöthigen gusto beizubringen habe. Diese Französin war glücklich aufgefunden und von dem Augenblick ab war das Oel meiner Tafel auf die bescheidensten Quantitäten reduzirt worden.

Mit meinen Wirthsleuten hatte ich alle Ursache zufrieden zu sein, namentlich die junge Wirthin und Margarita thaten alles Mögliche, um mir ihre Casa behaglich zu machen; nur Eins

war und blieb nicht zu ändern und dies Eine lag allerdings in der spanischen Sitte tief begründet. Hatte ich nämlich während einiger Tage einen Ausflug gemacht, so war von meinen Sachen, die ich nicht in den Koffer schließen konnte (denn andre verschließbare Gegenstände gab es nicht), Alles verschwunden. Bürsten, Kämme, Seifen, Federn, Dinte, Papier — Alles war spurlos abhanden gekommen; die Zahnbürste lag im Cabinet des Wirthes und war also nicht mehr zu gebrauchen, mein Schreibzeug stand in dem Zimmer des Advokaten, Seifen und Kämme waren Gott weiß wo — die Anarchie, oder vielmehr der Communismus war vollständig, denn in den casas de huespedes ist das Zimmer des Gastes Gemeingut, sobald er den Rücken gewendet. Jeder borgt sich dort, was er findet, und giebt es mit der liebenswürdigsten Naivetät zurück, sobald es ihm abgefordert wird. Das ist so des Landes Brauch.

Den ersten Vormittag verwendete ich natürlich zu der sehr ermüdenden Beschäftigung, Madrid nach allen Richtungen zu durchstreifen. In jeder andern Hauptstadt sind solche Streifzüge dankbarer als hier und meine Ausbeute war daher keine bedeutende. Eine Straße ist in Madrid fast wie die andre; die Magazine sind ziemlich arm und die Schaufenster wenig anlockend; die Häuser sind sämmtlich uniform, ein Balkon sieht aus wie der andre, von hervorragenden Gebäuden ist wenig vorhanden, die Kirchen sind theilweise den Dorfkirchen ähnlich und von den Plätzen nur einige sehenswerth. Auch das Volksleben ist, mit Ausnahme der ununterbrochenen Lebendigkeit auf der Puerta del sol, eigentlich nur am Abend von Interesse, um welche Zeit es beobachtet sein will und auch des Charakteristischen unendlich viel liefert.

Zu den erwähnenswerthesten Straßen und Plätzen Madrid's gehören die Calle mayor, jedenfalls die regelmäßigste und am

meisten belebt am Tage des großen Volksfestes von San Isidro; die Calle de Montera, in der unsre Fonda lag, die Carrera San Geronimo und namentlich die Calle de Alcala, von der ich mehr erzählen werde. Unter den Plätzen erwähne ich der Plaza de Cebada, die von ärmlichen Hütten umringt ist; ferner der Plaza Mayor, dicht an der Calle mayor. Es ist dies ein längliches Viereck, umgeben von ganz gleichförmigen Häusern, von denen das größte die Marmor-Inschrift: Plaza de la constitucion trägt. Wie ich schon früher erwähnt, sind diese Constitutionsplätze hinsichts ihres Namens sehr dem Schicksal unterworfen und da die Constitution durch O'Donnell's Bemühung jetzt glücklich über den Haufen gestoßen ist, mag auch dieser Platz demnächst wieder zu seinem königlichen Epitheton zurückkehren.

Die Plaza mayor hat ehedem ihre ganz eigenthümliche Bedeutung gehabt; während man heute über denselben die Leichen der gestorbenen Milizen führt, dort den Sargdeckel abnimmt, das Gesicht der Leiche nach der Inschrift der vergötterten Constitution kehrt und viva la Constitucion! ruft (ein Usus, der seit den letzten Ereignissen eingestellt sein wird), pflegte man hier ehemals die glänzendsten Stiergefechte abzuhalten, denen die königliche Familie aus einigen, noch jetzt vorhandenen großen Fenstern zusah. Ein andres Schauspiel gaben hier die Auto da Fé's und mancher Ketzer wurde hier unter Philipp II. Regierung zu Ehren Gottes auf die scheußlichste Weise zu Tode gemartert. Einen sehr eigenthümlichen Eindruck macht die Plaza de Oriente, an welchem das königliche Schloß steht, eins der schönsten und imposantesten, in welchem je eine Königin residirt. Der Platz selbst ist in seiner Mitte durch Gartenanlagen geziert, um diese herum stehen Sandstein-Statuen in übermenschlicher Größe, so plump, so roh, daß man es ihnen ansieht: sie haben vordem auf der Façade des königlichen Schlosses gestanden und

sind, Gott weiß, durch welches Schicksal, von ihrer Höhe hierher degradirt worden. Einen sehr tristen Anblick gewährt der Platz der Isabel segunda, in dessen Mitte ein sehr bescheidenes eisernes Kreuz steht. Letzteres hat eine Statue Isabella's abgelöst, die ihr der Bischof Santa Ella, Chef des „heiligen Cruzada", auf seine Kosten errichten ließ. Santa Ella war sehr verhaßt, man sagte ihm nach, daß er durch die „Bula", den Verkauf der Erlaubniß zum Fleischessen während der Fasten, enorme Summen einnehme und unterschlage, und da er bei Isabella in spezieller Gunst stand, schrieb der spanische Volkswitz eines Tages an den Fuß dieser Statue:

„Ni Santo El, Ni Santa Ella"

(er ist ebenso wenig ein Heiliger, wie sie eine Heilige). Nach dem Sturze Narvaez' fiel auch diese sehr unpopuläre Statue mit vielem Andren. — Da ich auf diese Plätze zurückkomme, begnüge ich mich einstweilen damit, ihrer nur erwähnt zu haben. Was meinen Spaziergang am Vormittage betraf, blieb er, wie gesagt, hinsichts der Ausbeute hinter meinen Erwartungen zurück; desto lohnender aber sollte der Abend und mein Spaziergang nach dem Prado werden, den ich dem Leser hier im Präsens beschreibe.

Es ist sechs Uhr, die Puerta del Sol wimmelt von Cerillas-Verkäufern in ihrer malerisch-liederlichen Tracht mit dem kleinen Kästchen und der Laterne vor sich; die Aguadores (die Wasserverkäufer) schreien ihr agua, Usted! agua, Caballero! aus, ihre untadelhaft polirten Blechbehälter, in denen sie das in Madrid so rare Wasser feil halten, geben dem Platz ein sehr lebendiges Gepräge, und dessen bedarf er wahrlich, denn die Puerta del Sol hat nie eine so wenig empfehlende Physiognomie gehabt wie jetzt. Man hat die Kirche am Ausgange der Calle de Alcala niedergerissen; seit dem Sturze des Ministerium Sartorius liegt dieser Bauplatz da, von einem rohen Bretterzaun umgeben, kleine Berge

von Schutt bilden gleichsam einen Wall um diesen Zaun. Es war im Werke, eine neue Börse auf dem Raum der ehemaligen Kirche zu bauen (was allerdings ganz in der Richtung des Zeitgeistes wäre), aber man hatte kein Geld zu diesem Bau, und jetzt ist man sich nicht einig, was überhaupt auf diesem Platze erbaut werden soll. So bleibt derselbe in Koth und Schutt liegen; das progressistische Gouvernement hatte viel wichtigere Dinge zu thun, als sich um Verschönerungspläne zu kümmern, und wirklich hat denn auch die Partei der Königin jetzt nach ihrem Siege den Platz ganz so wieder gefunden, wie sie ihn den Händen der Esparteristen überlassen mußte.

Viel Nationalgarde steht auf diesem Platze, in voller Uniform, denn O'Donnell und die Königin halten alle Tage Revuen ab, um die Revolution zu verscheuchen, die Allen schon in den Gliedern steckte. Es roch hier in der That sehr stark nach Revolution, man hatte schon auf verschiedene Tage den unvermeidlichen Ausbruch derselben festgesetzt, der aber erst im Juli, dem üblichen Revolutionsmonat, geschehen sollte. Die Herren Nationalgardisten, „la bien merita milicia", haben die ganze Brust voll Orden, gewöhnliche Unteroffiziere tragen mindestens ihre zwölf Orden auf der Brust. Ich kann mir nicht anders denken, als daß man den Leuten hier immer eine ganze Handvoll Orden auf einmal giebt, denn selbst das allergünstigste Schicksal kann einem armen Sterblichen kaum so viel Gelegenheiten machen, sich einen Orden zu verdienen, als ich sie hier in erstaunlicher Größe auf der Brust noch unbärtiger junger Leute sah.

Auch von dem Heere stehen einige Waffengattungen auf dem Platze, sie tragen die preußischen Helme, deren Muster man sich eigens von Berlin hat holen lassen. Vor dem ministerio de gubernacion (dem ehemaligen Posthause) tritt die Miliz-Wache unter's Gewehr. Die Königin kommt, denn sie fährt zum Prado;

es scheint mir fast, als schreibe ihr die Constitution eine tägliche Spazierfahrt vor, denn seitdem sah ich sie alle Tage ausfahren. Ein großer, pomphafter Zug: voran ein Vorreiter, Palastbeamte zu Pferde und berittene Dienerschaft in glänzenden Livreen; dann der offene Wagen, gefolgt von einem Detachement Cavallerie mit gezogenem Säbel, wieder mehren berittenen Dienern und endlich einem glänzenden Reservewagen. Die Königin grüßt nach allen Seiten, sie sieht sehr wohl aus und lächelt gern. Wollte Gott, der spanische Staat besäße eine so solide Constitution wie seine Königin por la gracia de Dios y la constitucion"! — Neben ihr sitzt Don Francisco, ihr Gemahl, ein zartes, weibliches Gesicht; er soll ein sehr liebenswürdiger, aber sehr schwacher Mann sein, hat kurze, dicke Beinchen und eine Weiberstimme. Sein Einfluß in Spanien ist bekanntlich nicht sehr groß; er befand sich jedoch ziemlich glücklich seit Maria Cristina ihm das Leben nicht mehr sauer machen konnte; heute freilich, wo ihre Rückkehr bereits decretirt ist, werden diese Tage des Glückes wohl gezählt sein.

Die Calle de Alcala ist eine der schönsten und breitesten Straßen, sie hat zu beiden Seiten große Trottoirs, schöne grüne Bäume, die leider theilweise viel von den Revolutionen zu leiden haben, und ist etwa so breit wie die Pariser Boulevarts. Gleich diesen verfolgt sie in gerader Richtung eine Wellenlinie bis zum Thor, die ihr viel von dem großartigen Eindruck nimmt, den sie ohne jene Wellen machen würde. Die Calle de Alcala ist nicht gerade die aristokratische Straße von Madrid, aber doch von der zum Padro wandelnden Aristokratie stark frequentirt. Zu Anfang der Straße befinden sich eine große Zahl von Diligence-Bureaux, deren lange Schilder förmliche Speisekarten mit Städtenamen bilden. Hier liegen das Hôtel Peninsulaire und verschiedene andre Hôtels mit der „mesa redonda," (table d'hôte); dann kommt links das Finanzministerium, über dessen hohem Portal

das Königl. Wappen, gehalten durch zwei allegorische Gestalten. Eine der letzteren scheint mir die Fama zu sein, die das große Rohr an den Mund setzt und in die Welt hinausruft, wie gut oder schlecht die spanischen Papiere stehen. Rechts das Café „Iris,“ das Café suizo, daneben der einzige anständige Restaurant von Madrid, die „Fonda del Cisne,“ die, wie ich höre, jetzt schon wieder geschlossen sein soll; später links eine Kirche, das preußische Gesandtschaftshôtel, rechts das österreichische, der imponirende Palacio de Buenavista, einige Paläste und sehr viel unbedeutende Gebäude.

Endlich stehe ich am Prado, vor mir das Thor von Alcala, hinter welchem die Plaza de toros liegt. Wie viel ist dieser Prado von den spanischen Romantikern besungen, wie viel verliebte Abenteuer haben sie auf diesen Prado verlegt und wie viel dergleichen mögen hier heute noch stattfinden, die nie ein Poet verherrlichen wird! Ist doch Spanien das Land der Galanterie, der romantischen Liebe, und der Prado ihr Schauplatz par excellence. — Diese Promenade gilt mit Recht als eine der schönsten Europas; unmittelbar an derselben liegen das Nationalmuseum, der botanische Garten und das reizende Buen Retiro; die Hauptpartie des ganzen Prado aber ist der sogenannte „Salon“, um welchen auch die schönen Fontainen, namentlich des Neptun (von Juan de Mena), der Apollo und die Cybele sich gruppiren.

Der Salon ist nicht groß, aber doch groß genug für eine Promenade, die darauf berechnet ist, sich recht oft zu begegnen; hier auf dem Prado, im Salon, unter den schattigen Ulmen, hält die haute volée von Madrid gleichsam ihre Gesellschaften, man sucht und findet sich hier jeden Abend, wenn das Wetter schön, von 6—8 Uhr; alle Lions, alle Schönen von Madrid, letztere von ihren Müttern oder ihren Dueñas begleitet, müssen zum Prado, es ist das ein heiliges Herkommen, gegen das Niemand frevelt.

Wir stürzten uns in ein Gewühl von geschmackvollen und geschmacklosen Toiletten, die Hauptgasse verfolgend, welche in diesem Salon von der Holzbarriere am Fahrwege und einer gegenüberstehenden Stuhlreihe gebildet wird. Auf beiden Seiten saßen die Lions und Lionnes, die Mütter daneben, gleichgültig dem Geplauder zuhörend; in dieser Gasse aber bewegte sich die Masse in zwei Strömungen: rechts ging's hin, links ging es her — Alles so dicht gedrängt, daß man nicht Raum hatte, die Cigarre in den Mund zu stecken. Aber welch' eine Auswahl von Schönheiten in diesem engen Raum! Welch ein Flor von reizenden Madrileñas, doppelt schön durch die charakteristische Nationaltracht, die wenigstens so weit erhalten wird, als man nicht der so kleidsamen Mantilla entsagt, die, kokett auf dem Scheitel des üppigen schwarzen Haares mit einer goldenen Nadel befestigt, über die Schulter fällt und mit ihrem breiten Spitzenbesatz in der Regel gerade bis auf die Hüften reicht. Aber unter dieser Mantilla bläht sich bereits die französische Contrebande, die Ballonrobe, auf welche in der That der karge Raum dieses „Salon“ nicht berechnet ist.

Seltsamer Weise befand ich mich hier in der Lage, unter all' diesen Madrileñas das Gegentheil von dem zu suchen, was man sonst zu suchen pflegt. Ich suchte eine Häßliche unter diesem schwarzen Schönheitsflor. Ich glaube behaupten zu dürfen, daß keine Stadt so viel weibliche Schönheiten birgt, wie Madrid; dabei ist und bleibt die Spanierin im ganzen Reiche des Schönen immer eine Spezialität, denn diese bleichen Marmorgesichter, die mit den gluthathmenden, großen Augen, den scharf geschnittenen und schön gewölbten Brauen, den langen Wimpern einen frappirenden Contrast bilden, diese mit einer solchen Schmiegsamkeit, einer so wunderbaren Elastizität verknüpfte Ueppigkeit der Formen findet man nirgendwo außer in Spanien. Auch die ganze Allure, das ganze Erscheinen der Spanierin ist

eine ebenso interessante Spezialität. Die Ruhe des classisch geformten Gesichtes, das Spiel der großen Augen, das Handhaben des Fächers, ohne den man nie die Spanierin sehen wird, der langsame und doch graziöse Gang, die Heftigkeit und Lebendigkeit, mit welcher sie ganz plötzlich aus ihrer scheinbar philosophischen Ruhe heraustritt — Alles dies ist nur der Spanierin eigenthümlich.

Für meinen Reisegefährten und mich war es heute ein Abend großer Schwärmerei, als wir im Prado auf und ab wandelten; wir hatten so unendlich viel zu seh'n und zu bewundern. Auch die eleganten Equipagen, die sich dicht neben dem Salon langsam auf und ab bewegten und in denen die Doñas melancholisch zurückgelehnt saßen und in das Gewühl des Salons schauten, die vielen Reiter auf den stolzen Andalusiern beschäftigten unsere Augen und unsere Phantasie; nur Eins konnte ich nicht begreifen, nämlich den Grund, weshalb man sich in diesem Salon so dicht neben einander drängte, daß man kaum den Elnbogen rühren konnte; weshalb sich Alles so beengt in dieser einen Gasse der Stühle auf und ab bewegte. Dort drüben war noch Raum genug, auch dort promenirten noch Manche, aber doch nur diejenigen, die durchaus keinen Raum in diesem Theile des Salons finden konnten. Allerdings war es erklärlich, daß man gern in diesem Spalier von Schönheiten und in ihrer nächsten Nähe wandelte, aber warum konnte das nicht auch drüben geschehen.

Ich mußte hierüber Auskunft haben, fragte später einen meiner Bekannten und erfuhr Folgendes: Es ist kaum irgendwo die Controlle der jungen Damen so groß wie in Madrid, eben so groß aber auch hier das Bedürfniß des Gefühlsaustausches. Da es sich nun in Folge dessen ereignet, daß viele der jungen Damen kleinere oder größere Inclinationen und Liaisons haben, da die spanischen Poeten durch ihren Verrath die Balcons unter

strenge Aufsicht der Madres, Tias und Dueñas, will sagen der Mutter, Tanten und Bonnen gebracht haben, auch die Serenaden nicht mehr ganz populär sind, so wählt man den Prado, um sich hier in dem dichten Gedränge ungesehen kleine Billets zuzustecken, über deren Inhalt ich freilich nichts Näheres erfahren habe. Ich weiß nicht, wie weit dies begründet ist, ich meinestheils habe vergeblich Acht gegeben, um eine der Señoras in flagranti zu ertappen, und muß also die Verantwortlichkeit dieser Mittheilung meinem Freunde überlassen.

Ueber den Salon, über seine schönen Fontänen, die dunklen Ulmen und die vielen Steinbänke des Prado streckt ein denkwürdiges Monument, ein Obelisk, auf dem erhöhten, von Bäumen umpflanzten Platze (dem Campo de la Lealtad, Feld der Loyalität) belegen, seine Spitze hervor; es ist das Monument des „Dos de Mayo", des 2. Mai, eine bedeutsame Erinnerung an die am 2. Mai 1808 für die Unabhängigkeit Spaniens, der Grausamkeit und Rache Murat's gefallenen Opfer, die nach dem verzweifeltsten Straßenkampfe vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Prado geführt und dort erschossen wurden. In der Nacht vom 2. zum 3. Mai schändete Murat sein Andenken, indem er über 200 der unschuldigen Bewohner Madrids, sogar Greise, Frauen, Mädchen und Kinder hier zu Zwanzigen und Dreißigen füsiliren ließ und sich dadurch seinen eigenen Sturz bereitete, denn die Nachricht dieser scheußlichen Grausamkeit verbreitete sich sofort über die spanischen Provinzen, veranlaßte den bekannten Aufruf des Alcalden von Mostoles, die Aufstände von Oviedo und Valencia und die Schilderhebung der ganzen Nation.

In wehmüthiger Stimmung weilte ich oft vor diesem Monumente, vor dem achteckigen Granitsockel und dem 21 Fuß langen Sarkophag von hellem, röthlichem Granit, vor der Nische, in welcher die weiße Marmorurne mit der Asche der Gefallenen

steht. Ein Basrelief auf der entgegengesetzten Seite zeigt einen Löwen, dessen Klauen sich nach dem Wappen Spaniens ausstrecken, Marmortafeln schmücken die beiden andern Seiten mit den goldenen Inschriften: „Die Asche der Opfer des 2. Mai 1808 ruht in diesem mit ihrem Blut getränkten Loyalitätsfelde. Ewige Ehre dem Patriotismus und den Märtyrern der spanischen Unabhängigkeit, die dankbare Nation." Portraits von Daviz und Vilarde in Basreliefs, das Wappen von Madrid, neun Bildsäulen von Sandstein (darunter der Patriotismus, die Beharrlichkeit, die Tugend und die Tapferkeit) zieren die hohe Säule. Rings umher werden innerhalb des eisernen Gitters die Blumen sorgsam gepflegt, Cypressen beschatten dieselben, Alles athmet hier Trauer und zugleich den spanischen Nationalstolz.

Es war bereits Nacht geworden, als wir den Prado verließen. Der Mond schien auf die blassen Marmorfontänen, auf den Neptun mit seinen beiden Seerossen, auf die Cybele in ihrem Muschelwagen und ihre beiden weißen Löwen; die dunklen Blätter der Ulmen nahmen vom Mondglanz fahle Tinten an, Alles strömte in die Calle de Alcala zurück; auf den Balcons athmete man die Milde der Abendluft, und als wir zur Puerta del Sol zurückkamen, zeigte das eine nach dem Prado gewandte Zifferblatt der Transparent-Uhr am Frontispice des Regierungsgebäudes 9 Uhr, während das andre, seitwärts nach der Calle Mayor gehende Zifferblatt derselben Uhr auf 9 Uhr 10 Minuten zeigte. Ich dachte mir: das eine Zifferblatt regulirt O'Donnell, das andere Espartero; kein Wunder also, wenn die spanische Regierung nie genau weiß, woran sie ist, und wenn die Zeit des Einen kommt, wenn die des Anderen eben aufgehört hat.

IX.

Refrescos und Tertulias. — Don Estevan und seine Häuslichkeit. — Die verhängnißvolle Chocolade. — Die Corrida de toros. — Geschichte der Stiergefechte. — Feierliche Auffahrt zur Corrida. — Der Circus. — Capeaderes, Picadores, Banderilleros und Espadas. — Die Estocada. — Die Toreadores. — Die Stiergefechte in den Schulen.

Eine ganz eigenthümliche Bewandtniß hat es mit den gesellschaftlichen Verhältnissen Madrids. Schon der erste Blick in die innere Einrichtung der Wohnungen, in den Mangel an jedem Comfort beweist uns, daß in den unteren und mittleren Kreisen an gesellschaftliche Vereinigungen kaum zu denken, daß selten eine Familie der Art eingerichtet ist, den modernen Ansprüchen einer Gesellschaft genügen zu können. In der That beschränkt sich dieses Gesellschaftswesen in den genannten Kreisen auch nur auf die sogenannten *Refrescos* und *Tertulias*, in denen Alles, so weit es unsern *deutschen* Begriff von Essen und Trinken betrifft, sehr karg und patriarchalisch einfach hergeht.

Ich will hier eine Tertulia in echt castilianischem Styl beschreiben, wie sie sowohl in Madrid in den alten castilianischen Familien als auch in der Provinz gebräuchlich ist; namentlich die *eine*, sehr originelle Sitte, die ich hier schildere, ist ein unantastbares Herkommen der erwähnten alten Familien, von dem sie sich durch die Neuerungen der Zeit und der Mode nicht ein Tittelchen entfremden lassen.

Denke Dir, lieber Leser, ein sehr achtbares Haus von Madrid. Ueber eine dunkle Holztreppe, deren Stufen bereits stark abgetreten, gelangt man in den ersten Stock und an eine Thür, die zu einem Burgverließ zu führen scheint, denn sie ist massiv wie ein Schloßthor, in Carrés eingetheilt, die der Thür ein sehr feudales Ansehen geben, auch übermäßig mit Schlössern und Riegeln versehen. So sind indeß *alle* Thüren in Madrid und

wir haben also keine Ursache, uns über diese eine lustig zu machen. Kein Schild, kein Name an der Thür bezeichnet den Inhaber der Wohnung, denn das ist hier nicht Sitte, und wer hier Jemanden aufsucht, muß sich entweder auf einen guten Führer oder auf seinen Instinkt verlassen.

An der Thür hängt ein bescheidener Bindfaden, von langem Gebrauch geschwärzt; an dem Bindfaden hängt ein kleiner, ebenso bescheidener Messingring; an diesem zieht man die Glocke, was die Wirkung hat, daß nach einigen Minuten sich eine kleine Klappe in der Thür öffnet, eine Nase hinter der vergitterten kleinen Oeffnung erscheint und fragt: „Quien es?“ — Wenn man nun einen für das Ausland so vandalischen Namen besitzt wie des Lesers gehorsamster Reisender, so wagt man auf diese Frage gar nicht zu antworten und läßt es ruhig darauf ankommen; die dicke, eisenbeschlagene Thür öffnet sich phlegmatisch, man wird von einer alten Dueña oder einer Magd mit einem „bien venido Señor!“ empfangen und in einen Corridor geführt, der ebenfalls dunkel ist. Aus diesem Corridor kommt man (wenigstens ging es mir diesmal so) in verschiedene andere Corridore, die Wirthin oder der Wirth tritt uns mit spanischer Galanterie entgegen und führt uns unter den schmeichelhaftesten Worten in den Salon.

Von hier ab muß ich in der ersten Person sprechen. Ich war etwas spät gekommen; die Gesellschaft war bereits versammelt, das Vorstellen begann und ich unglücklicher Spanier stolperte mich mühselig mit einzelnen Phrasen bis zum letzten Mitgliede der Gesellschaft, dem ich präsentirt wurde. Ein Centner fiel mir vom Herzen, als ich umher schaute und nichts Vorstellbares mehr im Zimmer sah. Der Wirth, ein reicher Kaufmann, eröffnete jetzt mit mir eine französische Conversation, in der wir uns beide wenig verstanden, denn ich sprach ihm für seine Ansprüche zu gut, und er sprach mir zu schlecht französisch. Indeß

ging die Unterhaltung doch ziemlich glatt von Statten. Jetzt führte mich Don Estevan de *, der Wirth, zu einer schwarzäugigen Señora, vor deren ocularischer Sonnengluth ich wie Schnee zu schmelzen fürchtete, denn sie hatte die richtigen Augen in Mandelform und in denselben einen dunklen, feurigen Horizont, an dem es fortwährend wetterleuchtete.

Auch diese Señora sprach sehr mangelhaftes Französisch, aber ich weiß nicht, wie es zuging: ich verstand sie schon sehr viel besser, als meinen Don Estevan: eine andere Señorita gesellte sich zu uns, sie verstand nur spanisch, hörte aber aufmerksam zu und blitzte ebenfalls mit ihren Augen um mich her; sie trug kleine goldene Spangen mit „frutas de Valencia“ (kleinen sternartigen Steinen, die nur bei Valencia im Wasser gefischt werden) in dem schwarzen Haar und eine blitzende Agraffe nach hinten zu in demselben. Beide Señoritas waren äußerst liebenswürdig, äußerst schön, wie man es in Madrid zu sein die Pflicht hat.

Ich sah sehr bald zu meinem Leidwesen, daß ich als eine Art von Perle dieser Gesellschaft galt, denn ich hörte, wie sich das Gespräch um meine unbedeutende Person drehte und wie man mich abwechselnd einen Frances, einen Ingles und einen Aleman nannte. Endlich dankte ich meinem Schöpfer, als man sich an den großen Tisch setzte, wo ich zwischen die beiden erwähnten Doñas placirt wurde. Ich muß hier im Voraus bemerken, daß diese Tafel weder ein Diner, noch ein Souper, sondern nur ein Refresco, eine Erfrischung, war, wie man dies auch aus dem Folgenden entnehmen wird. Man servirte Chocolade, dazu Biscuit, wie dies in der Tertulia üblich ist.

Zu meiner Verwunderung sah ich, wie mehrere meiner Nachbarn, ehe sie die Chocolade für sich anrührten, ein Stückchen Biscuit nahmen, dies in der Chocolade tränkten und ihrer Nachbarin mit spanischer Grazie in den Mund steckten; zu meinem

noch größeren Schrecken sah ich dies fast Alle thun, es mußte dies also spanische Sitte sein, von der mir alle modernen Bücher, die ich über Spanien gelesen, kein Sterbenswort erzählt hatten. Meine Nachbarin zur Rechten schien darauf zu warten, daß auch ich den Liebenswürdigen spielen werde, meine Nachbarin zur Linken schien gleiche Ansprüche auf meine Galanterie zu machen; ich aber schaute verlegen meine Chocolade und mein Biscuit an. Was sollte ich thun, welcher von Beiden sollte ich das Biscuit in den Mund stecken und wer garantirte mir dafür, daß ich in meiner Ungeübtheit nicht ihre seidene Robe mit Chocolade betröpfelte?

Es war ein sehr unangenehmer Moment; ich wünschte die Chocolade, das Biscuit sammt der ganzen Tertulia in's Pfefferland, faßte mir aber endlich ein Herz, tauchte das Biscuit in die Chocolade und praktisirte es in den Rosenmund meiner rechten Nachbarin, die darauf biß, etwa wie ein Bars auf den Köder, und mir meine Artigkeit mit einem unvergeßlichen Blick vergalt. Mit meiner Nachbarin zur Linken hatt' ich's jetzt verdorben, ehe ich mein Unrecht wieder gut machen konnte; denn ihr anderer Nachbar, der artiger Weise abgewartet hatte, wohin ich mein Biscuit dirigiren werde, hatte diesen Moment benutzt und ihr sein Biscuit offerirt. Ich nahm mir im Stillen vor, in meinem ganzen Leben keine Tertulia wieder zu besuchen, nur um dieser gegenseitigen Fütterung willen. Auch mit den übrigen Leckerbissen, die nach der Chocolade servirt wurden, setzte sich dasselbe Manöver fort, man speiste immer den Nachbarn, ehe man an sich selber dachte; endlich aber fand ich doch auch mein Vergnügen hierin und durfte mich sogar einiger Fertigkeit rühmen. Man ist bei Tische gewissermaßen die Vorsehung seiner Nachbarin oder der Person, der man den Hof zu machen gedenkt, und bleibt auf diese Weise in ununterbrochenem Rapport mit ihr. Wunderlich aber ist diese Sitte doch, die, wie ich später hörte, in allen ächt

spanischen Familien streng beibehalten wird. Es ist dies, so zu sagen, die essence du bon ton. — Endlich wurde in der Tertulia Eis in langen Düten aus süßem Teich servirt, an denen man so zierlich wie möglich lutschte, und zu allerletzt eine große Torte, von der meine Nachbarin so artig war, mir ein Stückchen in den Mund zu stecken.

Ein sehr langweiliger Abschnitt trat nach der Tafel ein; man reichte Cigarren umher, man spielte Guitarre und Piano, dann endlich trennte sich die Gesellschaft. — —

Die Saison der Stiergefechte ist der Frühling und der Sommer; während derselben findet in Madrid regelmäßig am Montage eine corrida de toros statt, und diese ist dann jedesmal ein Volksfest im eigentlichsten Sinn des Wortes, in seiner höchsten spanischen Bedeutung.

Ich will hier meine Beschreibung der Corrida mit einem kurzen historischen Rückblick beginnen, denn diese Spiele haben ihre eigene Geschichte. Nach einigen Schriftstellern sollen sie bis zur Zeit der Römer zurückgehen (und als Beweis hierfür zeigt man, jedoch wohl mit Unrecht, auf die Reste der Arenen in Merida, Tarragona, Murviedro hin), indeß ist es wahrscheinlicher, daß sie während der Maurenzeit in Andalusien ihren Anfang nahmen, und die Ritter des Mittelalters an dem correr toros y cannas ihr ganz besonders ritterliches Vergnügen fanden. Faktisch ist, daß die Stiergefechte bei den Arabern bis zum letzten Augenblick ihrer Herrschaft in Granada (wo sie auf der plaza de Bibrambla stattfanden) sehr beliebt waren, und daß sich von den castilianischen und maurischen Rittern, im edlen Wettkampf, eine große Anzahl diesen Kämpfen widmeten, um in denselben Proben ihrer Tapferkeit abzulegen. Spanische Chroniken erzählen sogar, daß der erste spanische Ritter, der in der Corrida zu

Valencia die Lanze gegen einen Stier einlegte, kein Anderer war, als der famose. Rodriguez Diaz de Vivar, der Cid Campeador.

Die glänzendsten Feste dieser Art fanden unter Carl II. statt, und unter ihm erreichten sie als Ritterspiele ihre höchste Bedeutung; doch schon sein Nachfolger Philipp V. hegte große Abneigung gegen dieselben und der Adel verzichtete von da ab auf seine Theilnahme an den Corridas. Das Volk indeß ließ sich diese nicht nehmen, es bewahrte für sie denselben Enthusiasmus; Ferdinand VII. gründete in Sevilla 1820 eine Schule der Tauromachie, dieselbe wurde allerdings wieder unterdrückt, jedoch durch andere ersetzt, und in Madrid existiren dergleichen Schulen noch heute.

Kein Theater, keine populäre Vorstellung irgend welcher Art übt auf das spanische Volk eine solche Gewalt wie die corrida de toros. An dem Montage, an welchem sie stattfindet, hat Niemand Sinn für Anderes, als für die Toros. Alles spricht von ihnen, Alles wartet auf den Nachmittag, wo um 5 Uhr die Corrida beginnt. In allen Ständen dasselbe Interesse für dieses Schauspiel, alle Stände sind bei demselben gleich stark vertreten; die Frauen, die nach unsern Begriffen dergleichen verabscheuen müßten, sind die größten Beschützerinnen der Stiergefechte, diejenigen Marquisen, welche große Ganaderias, d. h. Heerden, besitzen, senden mit Vergnügen die schönsten Stiere nach Madrid und begleiten dieselben durch Schleifen mit den Farben ihres Wappens. Von der Königin bis zur Bettlerin hinab schwärmt Alles für das Stiergefecht, ja die Spanierin, welche jetzt Frankreichs-Thron in den Tuilerien theilt, fand einst ihren Stolz darin, Direktor der Stiergefechte zu sein.

In Madrid ist der Montag, der Tag dieses Schauspiels, eigentlich nichts weiter, als eben nur der Tag des Stiergefechtes. In den Familien, auf den Promenaden, an der Börse,

auf der Puerta del Sol spricht man nur von der Corrida, am Billetverkaufsbureau drängt man sich um die Plätze, und hat es endlich vier Uhr geschlagen, so beginnt der große Zug die Calle de Alcala hinab, zum Thore von Alcala, nach der Plaza de toros.

Noch etwas entrüstet über die Schlächterei, wie ich sie in Burgos schon dreimal zu sehen Gelegenheit gehabt, machte auch ich mich am ersten Montag meiner Anwesenheit in Madrid auf den Weg zur Plaza. Auf der Puerta del Sol endloses Gewühl; wunderlich geputzte Wagen mit noch wunderlicher aufgeschirrten Maulthieren, alle die seltsamen Vehikel, mit welchen man in Spanien zu fahren pflegt: die Simonas, die Calesas, die Omnibusse stehen bereit, um die Schaulustigen zur Plaza zu bringen, denn das Volk hält fest an seiner Ueberlieferung, daß es nicht anständig sei, zu Fuße ein so hohes Fest zu besuchen. Man sieht die originellsten Gruppen in diesen schmalen, unglücklichen Calesas und Simonas, die gelb, roth und grün angestrichen, auf dem bunten Untergestell in einem Bindfaden anstatt der Federn hangen; stolz aber, mit dem Fächer in der Hand, sitzt die Doña an der Seite ihres Gatten in dieser Calesa (die große Aehnlichkeit mit der neapolitanischen hat, auch von dort hier importirt sein soll); die Außenseiten dieser Halbchaisen, aus denen herauszufallen man jeden Augenblick befürchten muß, sind mit den originellsten Figuren bemalt, nicht selten mit Scenen aus den Stiergefechten, Heiligen oder andern Tableaux. Am meisten Furore machen die Omnibus mit ihren acht, ganz maurisch geschirrten Maulthieren, die mit rothen Troddeln, Bändern 2c. so behängt sind, daß sie kaum aus den Augen sehen können. Was in diesem Omnibus Platz findet, steigt hinein und unter dem Geschrei des Zagal geht's bergan zu den Toros. Der Landbewohner kommt mit stolzer Grandezza, vielleicht seine Escopeta (die treue

Flinte) auf dem Nacken, oder mit seiner Frau hinter sich auf dem Pferde zur Stadt geritten; die elegantesten Equipagen des Hofes, der Generale, der hohen Civilbeamten, der Gesandten jagen die Straße hinan, Cavallerie sprengt zum Thor, auf beiden Trottoirs der Alcala-Straße aber wälzt sich in der heftigsten Sonnengluth die zahllose Masse der Fußgänger.

In der Nähe des Thores werden gelbe oder grüne Zettel mit der großen Ueberschrift „Plaza de toros" für 2 Cuartos feil geboten, sie enthalten das Programm des wichtigen Abends mit der obenanstehenden Bemerkung, daß el Excimo. Sr. Gobernador de la Provincia, d. h. Se. Exc. der Civilgouverneur, dem Feste präsidiren werde (denn dieser muß nebst dem Ayuntamiento stets dabei sein und Rede stehen, wenn das Schauspiel nicht gut von Stapel läuft, die Stiere nicht taugen oder dergl. vorfällt). Der Zettel besagt ferner, daß man sechs Stiere bekämpfen werde aus der berühmten Ganaderia von D. Justo Hernandez oder sonst woher, und daß das Publikum nicht mehr Stiere zu verlangen habe; er nennt ferner die Lidiadores oder Stierkämpfer, nämlich: als Picadores José Muñoz und Juan de Fuentes nebst drei andern Reserve-Picadoren; als Espadas (die den Stier tödten) Herrn Julian Casas, Cayetano Sanz und José Rodriguez. Ferner enthält der Zettel mancherlei andre wesentliche Notizen, die uns hier nicht kümmern.

Endlich steht man vor der Plaza de toros, einem runden Gebäude vor der Puerta del Alcala. Schon am Thore steht ein starkes Militär-Detachement, denn die Unruhen Madrids beginnen gewöhnlich mit einem Stiergefecht, und da für heute gerade der Ausbruch einer Revolution angesagt war, so hatte man mehrerer Vorsicht halber das Militär in den Kasernen consignirt. Vor dem Circus hält berittene Miliz, Tausende drängen sich um den Platz, namentlich an den Eingängen, allerlei Erfrischungs-

buden stehen umher, eine dichte Staubwolke hüllt das ganze Pandämonium in seinen Schooß. Glücklicherweise hatte ich drei Tage vorher noch einen leidlichen Platz für einen halben Duro erobert; ich kletterte die Treppe im Circus hinan und fand mich der mit tausenden von Köpfen umzingelten Arena gegenüber.

Der Circus von Madrid faßt etwa 12,000 Menschen, kein Platz war unbesetzt; die Logen über mir (Palcos), die schon acht Tage vorher vergriffen sind, füllten sich mit der Haute volée von Madrid, die Sperrsitze unter der Loge (Gradas) waren mit einen halben Fuß breiten Bänken besetzt, auf die man durch das Gedränge mit großer Mühe gelangte; hinter mir in diesen Gradas erhoben sich Bänke, die mit neugierigen Madrileñas garnirt waren; vor mir hinab zogen sich amphitheatralisch noch viel schmalere steinerne Bänke, die Talanqueras, Tendrillos und Palconcillos, auf welchen sich das Volk versammelte.

In Burgos bei der erwähnten öffentlichen Volks-Corrida war die ganze Barriere nur durch schmale Leisten gebildet, hinter und vor welche sich das Volk lagerte, mit tüchtigen Stöcken versehen, um den Stier abzuweisen, wenn er ihnen einen Besuch abstattete. Jene Corrida war aber nicht allein ein Volksschauspiel, sondern ein wirkliches Volksspiel gewesen, denn nachdem der erste Stier dort ganz reglementsmäßig durch die Espada abgethan war, bevölkerte sich die Arena mit mindestens tausend Dilettanten, die ruhig das Hereinstürmen des Toro erwarteten, vor ihm auseinanderstoben, oder auch mit ihren Mänteln sich vor ihn hinstellten, ihm ihre Schärpen zuwarfen und ihn auf jede Weise zu foppen suchten. Ich bewunderte damals in Burgos schon die Bravour dieser Leute, die Geschicklichkeit, mit welcher sie die Capeadores (die den Stier nur reizen) spielten, und wie weit es selbst Knaben in dieser Kunst schon gebracht hatten; ich bewunderte, daß man sogar den Soldaten, darunter Kavalleristen in voller Uniform,

erlaubte, angesichts ihres Generals Espartero, in der Arena ihre Dummheiten zu treiben; was ich aber am meisten in Burgos bewunderte, war, daß, wenn der Stier, in dem Verlangen, seine Wuth an irgend Jemanden auszulassen, auf die ringsumher in der Arena gelagerten Massen losstürmte, von ihnen mit Stockschlägen empfangen, mit den Hörnern in diesem Menschenknäuel wühlte, trotzdem Niemand zu Schaden kam. Möglicherweise lag dies daran, daß jeder Spanier die Stiere kennt und weiß, was er ihnen zuzutrauen hat; mir hingegen ward stets angst und bange, wenn ich dieses Handgemenge, darunter Weiber und Kinder, mit ansah. Ergötzlich dahingegen war es in Burgos für mich gewesen, wenn der Stier in die Massen der auf dem Platze selbst Umherstehenden fuhr, ein halbes Dutzend Menschen niederrannte, dem Einen einen derben Rippenstoß gab, dem Andern die Hosen aufriß und dafür vom Volke mit einem „bravo toro!" belohnt wurde.

Hier in Madrid sah ich zu meiner Verwunderung beim Eintreten die Arena ebenfalls mit einer großen Menge bevölkert; ich konnte mir unmöglich denken, daß man hier Zuschauer in der Arena dulden werde, und das geschah denn auch wirklich nicht. Immer neue Zuschauer strömten in die Sperrsitze und in die Talanqueras. Auch die Loge der Gouverneurs und die benachbarten füllten sich mit glänzenden Uniformen; in der Arena selbst standen Apfelsinenverkäufer, die mit den Zuschauern selbst auf den hintersten Sitzen in sehr origineller Weise telegraphirten; diese nämlich bezeichneten ihnen mit den Fingern, wie viel Orangen sie verlangten; gleich Bomben flogen darauf die gelben Früchte in das Amphitheater, eben so geschickt geworfen, wie aufgefangen. Als Aequivalent flogen dafür die Kupfermünzen in die Arena zurück, die dort eben so sicher in Empfang genommen wurden.

Nach der Sonnenseite zu (denn der Circus ist offen, die

Plätze im Schatten werden theurer verkauft, als die übrigen, und man hat deshalb eine Entrada al sol und eine Entrada a la sombra) wurden kleine Sombrillas, sehr zierliche und eben so vergängliche Sonnenschirme, für wenige Cuartos das Stück verkauft; die Aguadores durchzogen das Amphitheater, um Wasser feil zu bieten, und die Zuschauer wurden nachgerade ungeduldig.

Eine Plaza de toros ist so gebaut wie die andere, nicht gerechnet die leicht improvisirten Corridas, die in den Provinzen auf Plätzen und Märkten, in Höfen und sogar durch Absperrung der ersten besten Straße, schnell arrangirt werden. Rings um die Arena läuft die Barrera, eine etwa fünf Fuß hohe Wand von starken Brettern, hinter dieser befindet sich der Corridor, in welchen sich die Capeadores retten, wenn der Stier sie verfolgt; eine niedere Leiste an dieser Barriere macht es ihnen möglich, den Rand derselben leicht zu überspringen, dahingegen versteht auch der Stier nicht selten dieses Kunststück und setzt ihnen mit kühnem Sprunge über die Barriere nach. Mehre kleine Pforten führen aus der Arena in diesen Corridor, dessen andre erhöhte Seite (contrabarrera) von den billigsten Plätzen des Zuschauerraums begrenzt wird. Der Gouverneurloge gegenüber befindet sich das Toril, in welchem man die Stiere eingesperrt hält.

Großes Schreien, Pfeifen und Trommeln verkündet die Ungeduld des Publikums; das Despejo beginnt; zwei Alcalden zu Pferde, altspanisch in schwarze Seide gekleidet, reiten an der Spitze einer Anzahl Lanziers und der vier Picadoros in die Arena, und umkreisen dieselbe als Zeichen, daß die Arena jetzt geräumt werden müsse; dies geschieht, das Publikum klettert in seine untersten Sitze zurück und das Militair postirt sich wieder draußen in die Nähe des Gouverneurs, der überdies von Soldaten bewacht ist, wie denn auch alle Zugänge stark von Militair besetzt sind.

Ein Trompetensignal. — Der letzte der beiden Alcalden ist

noch nicht zur Thüre hinaus, da stürzt aus dem, der Gouverneurloge gegenüberliegenden hölzernen Häuschen, dem Toril, der erste Stier unter lautem Jubel der Menge heraus; er debütirt gleich mit einem Ola! und Bravo! indem er den harmlosen Alcalden in's Auge faßt und diesem nachbraust. Der Alcalde hat sich indeß zur rechten Zeit geborgen und Señor Toro findet eine verschlossene Thür. Ganz verdutzt kehrt der Stier in die Mitte der Arena zurück, bleibt hier stehen und orientirt sich zu seiner größten Verwunderung in dieser wunderlichen Gesellschaft. Ich muß hier einschalten, daß diese Stiere ganz wild in den spanischen Gebirgen gezogen werden, nie mit Menschen dort in Berührung kommen, also ganz wild sind; in großen Heerden werden sie, wenn ihre Zeit kommt, nach Madrid getrieben, um hier als Helden aufzutreten, ein Transport, bei welchem nicht selten Unglück in den Straßen geschieht*); vor der Corrida sperrt man sie einzeln in dunkle Ställe, giebt ihnen weder zu fressen noch zu trinken, daher denn der gereizte Zustand dieser Thiere, das geblendete Auge, wenn es aus dem Dunkel in den Sonnenschein der Arena herein stürzt. Kurz vorher begiebt sich auch der Espada (der Stiertödter) zu ihnen in den Stall und beobachtet die Stiere, um ihre Individualität kennen zu lernen, namentlich studirt er ihr Auge, denn es giebt manche Stiere, die kurzsichtig sind, oder andre Eigenthümlichkeiten besitzen, nach denen der Espada später seine Kampfmaßregeln trifft. Gerade diese Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des Stiers ist die Ueberlegenheit des Espada, denn derselbe muß hiernach die vermuthliche Angriffsweise des Stieres berechnen und sich ihm demgemäß gegenüber stellen. So behauptete man, daß der berühmte Torero Montes, dessen Tod man noch

*) Selbst der Wagen der Königin wurde einmal, als diese von einer Spazierfahrt im Prado zurückkehrte, durch eine Heerde solcher Stiere angegriffen.

heute beklagt und der, wie man sagt, unersetzlich bleiben wird, daß Montes den Stier ganz und gar durch seinen Blick beherrscht habe, was allerdings wahrscheinlich, da man erlebt hat, daß Stiere, die durch keinen anderen Torero zu tödten waren, fromm wie ein Lamm wurden, wenn sie Montes' durchdringendes Auge trafen. Montes durchschaute wie kein Anderer seine Gegner, wußte wie Keiner ihre Individualität zu erkennen und kannte seinen Pappenheimer schon ganz genau, ehe er ihm in der Arena seine Aufwartung machte. Eben deshalb ist Montes, „el divino“, dem Volke unersetzlich und so unsterblich, wie es je ein Spanier geworden ist. Auch Chiclanero und Cuchares waren wohl groß, Montes aber war sehr viel größer — so sagen die Spanier.

Kehren wir jetzt zu unserem Stier zurück. Er ist ein kolossales, kräftiges Thier, ein ächtes Sinnbild der Stärke, schwarz und glänzend; auf seinem Genick trägt er eine bunte Schleife, die sein ursprünglicher Herr oder seine Herrin mitgeschickt und die man ihm in dem Augenblick von oben zu an einer Nadel in's Genick stößt, wo er sich aus dem Stall in die Arena stürzt. Unschlüssig steht der Stier noch in der Mitte des Circus, plötzlich weht ihm eine rothe, gelbe oder blaue Capa vor der Nase; er thut einen wüthenden Sprung auf dieses Tuch, verfolgt es, wird von den verschiedenen Capeadores hin und her gereizt, und das Stiergefecht nimmt seinen Anfang.

Alles, was nämlich zur „Cuadrilla“ gehört, steht mit Ausnahme des Espada, beim Hereinstürzen des Stieres an der Bande umher: Die Capeadores, die den Stier nur reizen oder dirigiren, in kurzen bis an die Knie reichenden seidenen Pantalons von rother, blauer, grüner oder gelber Farbe, andalusischen, reich gestickten Jacken, mit dem eigenthümlichen im Nacken sitzenden Haarbeutel, der Sammetkappe auf dem Kopf und der Capa, dem bunten Tuch, unterm Arm. In der Regel sind sie ihrer sechs

bis acht an der Zahl, alle gleichmäßig, aber in verschiedenen Farben gekleidet, je nachdem sie eine Cuadrilla bilden. Nach der Schattenseite zu haben sich auch die vier Reiter postirt, die wir vorhin in dem Zuge des Despejo gesehen, die berittenen Picadores nämlich, in gelben Jacken, gelben stark gepolsterten und geschienten Reithosen von Leder, mit grauem, breitkrempigen runden Filzhut, auf spanischem Sattel. Sie tragen eine Art Lanze (Pica) in der Hand, nämlich eine starke hölzerne Stange von 6 Fuß Länge, an deren oberen Ende eine eiserne Pike von etwa zwei Zoll Länge, doch so angebracht, daß ihr Stoß nicht weiter dringen kann, als bis an das Holz. Die Pferde, welche sie reiten, mögen allerdings in Andalusien geboren sein, gegenwärtig aber sind sie bereits für den Abdecker reif. Da diese Thiere im Stiergefechte regelmäßig drauf gehen, so wählt man nur ganz dienstunfähig gewordene Pferde; man verbindet ihnen die Augen und die armen Pferde haben, wie sie in der Arena dastehen, keine Ahnung von ihrer hohen Mission, und dem Heldentode, dem sie entgegengehen.

Die Capeadores sind bereits in vollem Krieg mit dem Stier, sie werfen ihm das eine Ende ihrer bunten Capa über's Gesicht, der Stier springt wüthend darauf los und verfolgt sie; der Capeador weiß ihm in gewandten Sprüngen auszuweichen, oder aber er eilt vor ihm her, die Capa hinter sich nachschleppend. Plötzlich läßt er die Capa fahren, an der Bande angelangt, ist er mit einem Satze über dieselbe hinweg, der Stier aber wühlt in der Capa und bohrt schnaubend seine Hörner in die Holzwand; vielleicht auch setzt er selbst mit einem Löwensprung über die Barrera und sucht sich hier seinen Feind, bis man ihn wieder in die Plaza zurückschickt. Inzwischen erwarten die Picadores zu Pferde den Angriff des Stiers; faßt dieser sie zufällig in's Auge, so jagt er auf sie los, wo nicht, so müssen die Capeadores mit ihren Mänteln ihn zum Angriff auf die Reiter locken; diese legen, sobald

der Stier den Kopf senkt, die Lanzen unter den Arm und erwarten ihn auf der rechten Seite, denn der Stier greift nie anders, als mit dem linken Horn an. Während letzterer auf das Pferd zuspringt und diesem in die Flanke fahren will, parirt der Picador seinen Angriff, indem er ihm das Eisen seiner Lanze in den Hals bohrt, und ihn zurück zu heben sucht; der Stier prallt mit blutendem Fell ab und tobt vorbei, ein Bravo der Masse lohnt die Parade des Picadors. In den meisten Fällen jedoch gelingt es dem Reiter nicht, den choc des Stieres so aufzufangen, daß er ihn pariren kann; der Stier schlägt dem armen Pferd sein Horn in die Rippen, hebt Pferd und Reiter in die Höhe, wirft den Letzteren vom Sattel und schleppt entweder das blutende Pferd mit aufgerissenem Leibe noch eine Strecke an seinem Horn mit fort oder läßt es schwerverwundet liegen, um seinen Angriff auf die Capeadores zu lenken, die ihn mit ihren bunten Capas von dem demontirten Reiter abzuwenden suchen. Letzterer richtet sich mühselig auf, das Pferd wird von einigen Arbeitern, die sogleich bei der Hand sind, auf die Füße gestellt, ist aber in der Regel kaum noch im Stande, den Reiter einige Schritte weiter zu tragen; mit aufgeschlitztem Leib, heraushängendem Gedärm, angetrieben durch die Stöcke der Arbeiter, die hinter ihm drein hauen, schleppt sich das Thier mit dem Reiter fort, läßt sich von dem abermaligen Angriff des Stieres den Rest geben, d. h. noch fürchterlicher zerfleischen, oder stürzt von selbst zusammen. Oft sind die armen Pferde nach dem ersten Angriff des Stieres in einem Zustande, daß sie sich gar nicht wieder aufrichten, im Blute schwimmend bleiben sie liegen, die Arbeiter bewerfen sie mit Sand und der Picador besteigt ein anderes Pferd.

Der Stier hat indeß, je nachdem er Fougue besitzt, auch die übrigen Picadores demontirt und im Umsehen vier Pferde abgeschlachtet. „Otero caballo!“ schreit das Volk; man schleppt

immer neue Pferde herein, immer wieder sitzen die Reiter auf, immer wieder wirft sie der Stier in den Sand, und wenn der Reiter dabei weniger exponirt ist, als man glauben sollte, so liegt dies darin, daß er stets hinter das Pferd fällt und der Stier seine Wuth an diesem ausläßt. Auch die Beinschienen des Picadors schützen denselben vor den Hörnern des Toro. Auf diese Weise zerfleischt ein einziger Stier oft zehn, ja noch mehr Pferde; die Wunden, welche ihm die Lanzen beigebracht, die unaufhörliche Neckerei, versetzen ihn in eine Wuth, daß er den Sand unter sich aufreißt, laut aufbrüllt und stets von Neuem auf Alles losstürzt, was sich ihm darbietet. Oft auch läßt er diese Wuth an den Cadavern der armen Pferde aus und bohrt mit seinen Hörnern in ihren Leibern herum, ein empörender Anblick, der jedoch nicht zu vermeiden ist; zuweilen auch erreicht der Stier einen der Picadores, wenn sich dieser des Angriffs gar nicht gewärtig ist, faßt das Pferd auf seine beiden Hörner, schleudert Reiter und Pferd in die Höhe, jagt auf den nächsten los und macht es mit den übrigen ganz ebenso, sich ein bravo toro! von der Masse verdienend.

Endlich ist die Plaza buchstäblich einer Schindergrube ähnlich (der Leser verzeihe mir diesen Ausdruck); der Stier tobt umher, das Volk verlangt noch immer „mas Caballos!“ (mehr Pferde), der Civilgouverneur aber giebt ein Zeichen, die Picadores treten ab, Trompetengeschmetter verkündet das Spiel mit den Banderillos. Der größte Theil der Capeadores legt seine Mäntel bei Seite, der erste von ihnen stellt sich mit einem durch Papier und Bänder verzierten Stäbchen in jeder Hand vor den Stier, tänzelt, die Banderillos erhebend und sie stoßrecht haltend, auf den Zehen vor dem Stier und lockt ihn zum Angriff. Toro läßt sich diese Neckerei ein Paar Sekunden hindurch gefallen, senkt dann den Kopf, springt an — und der Banderillero stößt ihm, bei Seite springend,

auf eine höchst graziöse Weise ein Banderillo in jede Seite des Halses, in welchem sie an ihrem Widerhaken hangen bleiben. Brüllend schüttelt der Stier den Nacken, scharrt den Sand unter sich auf und stürzt auf den zweiten Banderillero los, der ihm auch seine Stäbchen in den Nacken stößt. Dies geht etwa eine Viertelstunde so fort, bis der Stier ganz mit Banderillos bedeckt ist und mit blutgebadetem Nacken umher wüthet. Oft, wenn der Stier nicht angriffslustig, überhaupt friedlicher Natur ist, sind an diesen Banderillos Feuerwerke angebracht, die ihm am Nacken zerplatzen und das Thier in einen Zustand versetzen, daß es brüllend die höchsten Sprünge macht. In seiner Wuth arbeitet der Stier mit den Hörnern in die Bretterwand, wickelt sich den Kopf in die bunten seidenen Capa's, die ihm die Capeadores überlassen, heult im Circus umher und sucht vergebens, während Blut ihm vom Nacken trieft, seinen Feind zu packen, an dem er seine Rache zu kühlen vermöchte.

Abermals ein Trompetenstoß und die Scene wechselt wiederum. Die Banderilleros greifen wieder zu ihren Capa's; der Espada, die Hauptperson, tritt herein, einen scharlachrothen Mantel unterm Arm. Er ist noch reicher gekleidet als die Cuadrilla, trägt wie sie eine seidene Schärpe, seidene kurze Pantalons und Strümpfe, dieselbe schwarze Sammetkappe, denselben wunderlichen Haarbeutel, jedoch eine sehr viel reicher gestickte Jacke — die Majotracht in ihrer reichsten Variation.

Der Espada*) begrüßt das Publikum, stellt sich dann vor die Loge des Gefe politico (des Gouverneur), nimmt die Kappe ab, grüßt dreimal und bittet um die Erlaubniß, den Stier tödten zu dürfen. Dieser läßt ihm das Schwert (von etwa 3 Fuß Länge) überreichen und der Espada schreitet stolz unter dem Jauchzen der

*) Espada heißt Schwert, man nennt deshalb den Lidiador oder eigentlichen Bekämpfer des Stieres so.

Menge zur suerte de matar, zum Todesstoß. Ist der Espada durch Muth und Geschicklichkeit sehr beliebt, so fliegen von der Talanquera eine Anzahl andalusischer Hüte, von den Gradas und den Palcos eine Menge von Blumen oder Bändern ihm vor die Füße, als Zeichen ganz besonderer Gunst. Die Hüte werden von den Capeadores wieder in die Menge zurückgeworfen und prompt von der betreffenden Person aufgefangen. Oft auch geschieht es, daß man dem Stier auf dieselbe Weise seine Huldigungen darbringt und ihm die Hüte zuwirft, die dieser freilich nicht zu schätzen weiß; oft endlich, wenn der Espada hinter den Ansprüchen des Publikums zurückbleibt und den Stier nicht tödten kann, bewirft man den Armen mit Orangenschalen oder anderen Dingen, schreit, pfeift und trampelt, je nachdem man Ursache hat, denn jeder Spanier ist hier Sachverständiger und weiß genau zu beurtheilen, ob ein Stoß gut oder schlecht war.

Jetzt also beginnt der letzte Akt, die „pase de Muleta“ und die Katastrophe. Der Espada schreitet auf den Toro los, der ermattet von der Jagd, mit keuchenden Flanken dasteht. Vor dem Stier angekommen, legt der Espada das blutrothe Tuch über einen kurzen Stock und hält ihm mit diesem den Mantel entgegen. Der Stier schaut ihn an, er senkt die Hörner, besinnt sich, schaut wieder den Espada an und wirft sich plötzlich auf den Mantel. Der Espada weicht zur Seite, stellt sich wieder vor den Stier, ihn fortwährend reizend, und sucht ihn so zu „stellen“, denn nicht in jeder Position ist es dem Espada möglich, den Stich sicher auszuführen, zumal der Stoß nicht anders als während des Angriffs von Seiten des Toro geschehen darf. Der beste Stoß ist der in's Kreuz (la cruz).

Der Espada weiß jetzt, wie er den Stier zu nehmen hat; Beide, der Stier und der Espada, stehen einander dicht gegenüber, springt der Stier los, so weicht der Espada aus, so lange der

Stier nicht richtig steht. Jetzt endlich springt der Stier zu; mit einer Geschwindigkeit, der das Auge nicht zu folgen vermag, hat der Espada dem Stier das Schwert entweder hinter das Schulterblatt oder in's Genick gestoßen. Traf der Stoß die Schulter, so steckt das Schwert tief im Leibe des Stiers, traf er das Genick, so ist er nur etwa einen halben Fuß hineingedrungen, jedenfalls aber trägt der Stier brüllend das Schwert mit sich fort. Zuweilen trifft der Stoß den Rückenwirbel, das Schwert zerbricht und der Espada ist in der mißlichsten Lage, gehöhnt vom Volke und bedroht von den Hörnern des Stieres.

Man bringt dem Espada ein neues Schwert, abermals beginnt dasselbe Spiel, höchst interessant, aber eben so grausam, denn das Blut rinnt aus der weitklaffenden Wunde, aus dem Halse und aus dem Maul des Stieres. Braucht der Espada allzuviel Zeit, um den Stier zu erlegen, so wird er schimpflich vom Platze gepfiffen und ein anderer muß die „suerte de matar" oder „estocada" ausführen; ja, wenn das Volk einen anderen berühmten Matador im Publikum anwesend weiß, verlangt es auch wohl, daß dieser in der Arena erscheine und den Stier tödte, eine Ehre, welche dieser nicht ablehnen darf.

Bei dem ersten Stier, den ich in Madrid tödten sah, währte die Estocade ziemlich lange, das arme Thier hatte bereits drei Schwerter im Leibe, unfähig zum Kampfe legte es sich nieder, vergebens suchte man den Stier zu reizen, er war todesmatt und wie gewöhnlich mußte der Cachetero (ein dunkelbraun gekleideter Knecht, der mit der Cuadrilla nichts gemein hat und nur da ist, um dem Stier den Gnadenstoß zu geben; letzteren nennt man el cachete, daher der Name Cachetero) von hinten herantreten und ihm mit einem Dolchstich in's Genick den Rest geben. Dauert dieser Kampf der Estocada allzu lange, und mißlingt der Stoß öfter, so ist die Sache eine reine Schinderei und wirklich empörend

für Jeden, der nicht schon ganz Stierfechter geworden ist, denn der Anblick des lebensmüden Stiers, wie er sich hinstreckt und seine Gegner gleichsam anfleht, ihn in Ruhe sterben zu lassen, ist im höchsten Grade Mitleid einflößend. Interessant dahingegen ist die Estocada, wenn der Espada Muth und Geschicklichkeit entwickelt, wenn seine Stiche meisterhaft gerichtet sind und der Stier unter diesen zusammenbricht. So nur kann die Sache Interesse gewähren.

Der Stier ist unter Trompetenstößen getödtet, entweder zur großen Zufriedenheit des Publikums oder nicht; hienach richtet sich natürlich auch die Haltung des letzteren. „Sacan al toro las mulas!" heißt es jetzt. Vier bunt mit Troddeln, Bändern und rothem Geschirr bedeckte Maulthiere werden von den „Chulos" herein getrieben und vor den todten Stier gespannt, der unter rauschender Musik und unter dem Jubel der Masse hinausgeschleppt wird. Ihm folgen die todten Pferde; ehe man aber Zeit hat, Athem zu schöpfen, erschallen neue Trompetensignale und ein neuer Stier jagt aus dem Toril in die Arena. Ganz dasselbe Schauspiel wiederholt sich, nur mit den Variationen, die eben in der Individualität des Stieres liegen. Letzterer zerfleischt, je nachdem er tapfer, eine größere oder geringere Anzahl von Pferden, und wird mit mehr oder minder Geschicklichkeit bekämpft.

Sechs Stiere sind die gewöhnliche Anzahl einer Corrida, in der oft 20—25 Pferde fallen. Erst mit Einbruch der Nacht ist das Stiergefecht zu Ende; das Volk strömt in die Stadt, wenn es nicht gerade Ursache hat, einen Aufstand an die Corrida zu knüpfen; ganze Reiter-Detachements, welche die Plaza de toros besetzt gehalten, drei bis vier Bataillone National-Miliz ziehen mit klingendem Spiel zurück; Equipagen, Reiter, eine Unmasse von Volk bedeckt die Calle de Alcala, der Prado füllt sich,

und überall ist der Ausfall der Corrida Gegenstand der Unterhaltung.

Ich habe dem Leser meine sittliche Entrüstung über die Stiergefechte und die nothwendige Demoralisirung des Volkes durch dieselben an den Tag gelegt, später sah ich aber doch ein, daß man seine Ansichten hierüber mildert, je länger man in Spanien verweilt. Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit habe ich immer das Publikum dieser Corridas beobachtet; ich sah die fieberhafte Theilnahme aller Klassen an diesen blutigen Schauspielen, wie man unverwandt an Allem hing, was in der Arena vorging, wie man gleichsam electrisirt dasaß und das Auge selbst von den barbarischsten Momenten nicht abwendete. Ich scheue mich fast, dem Leser diese Momente zu schildern, aber man kann ohne diese den Enthusiasmus der Spanier nicht beurtheilen. Man denke sich eine Dame, man denke sich Kinder von fünf bis zehn Jahren, die enthusiasmirt zuschauen, wenn die armen Pferde durch die Arena taumeln, blutend ihre Eingeweide nach sich schleppen und unter Peitschenhieben zusammenstürzen; wenn der Stier diese Kadaver auf seine Hörner nimmt, sie in die Luft schleudert und als eine Abscheu erregende blutige Masse wieder in den Sand fallen läßt; wenn der Stier selbst aus fußlangen klaffenden Wunden, aus dem Nacken und dem Maul blutet oder andere Scenen vorgehen, die nicht minder entsetzlich sind. Das Alles schaut man, wie gesagt, mit fieberhafter Theilnahme an, man fühlt wohl eine Art von Mitleid (wie ich mir zur Ehre namentlich des weiblichen Geschlechtes denke) aber man kann das Auge nicht abwenden. Ich sah, wie das Blut in die Augen der Damen stieg, wie alle ihre Nerven in Bewegung geriethen, sie sich aber trotzdem nicht die geringste Wendung des Kampfes entgehen ließen. Man muß Spanier sein, um die Stiergefechte richtig zu beurtheilen; sie aber zu rechtfertigen, wie Willkomm u. A., dazu konnte ich

es nicht bringen, um so weniger, seit ich die Scenen gesehen, die während der Corrida außerhalb der Arena vorgehen. Dort nämlich schleppt man die getödteten Pferde auf den offenen Platz, um auch der Straßenjugend ihre Freude zu gönnen; zwanzig, dreißig Jungen springen da auf die Kadaver der Pferde, sobald sie herausgeschleppt sind, trampeln ihnen den letzten Blutstropfen aus den abgezehrten Leibern und treiben an ihnen allerlei Vandalismus, der empörend ist.

Der Leser erlaube mir, hier noch einiges Allgemeine über das Stiergefechtswesen nachzufügen. Die Toreros oder Toreadores sind in der Regel (eigentlich ohne Ausnahme) Männer der untersten Klassen, obwohl es auch vorkommt, daß mißrathene Söhne besserer Familien eine solche Leidenschaft für die Toros fassen, daß sie sich aus allen Familienbanden losreißen und die Carriere des Torero betreten. Zu meiner Verwunderung sah ich nun in Madrid, wie es Sitte ist, diese Toreros, notorisch durchaus ungebildete Leute, in die ersten Häuser der Aristokratie, in die glänzendsten Gesellschaften zu laden, in denen sie natürlich in ihren reichen Majo-Kostümen erscheinen, aber dabei auch den Mangel an jeglicher Bildung verrathen, sobald sie den Mund aufthun. So z. B. waren bei Rothschild drei der ersten Toreros eingeladen; ebenso findet man sie in den Häusern der Fürsten und Herzöge. Daß sie bei der Damenwelt sehr accreditirt sind, versteht sich von selbst, denn diese zeigt ihnen schon in der Arena ihre besondere Theilnahme, indem sie dieselben mit Blumen und Bändern bewirft.

Bis vor wenigen Jahren wurden die Stiergefechte in Madrid oft mit großen Bluthunden aufgeführt, die sich zu zwanzigen an den Stier hängten, und mit ihm herumbalgten; seit jedoch die Stiere diese Hunde so gelichtet haben, daß nur noch wenige übrig geblieben sind, ist dieses Hundegefecht einstweilen ausgesetzt

worden. — Hat man einen Stier vor sich, der durchaus nicht bösartig ist und nicht angreifen will, so zerschneidet man ihm die Fußsehnen, und martert ihn so zu Tode; ist hingegen ein Stier ganz besonders couragös und verrichtet er Wunder der Tapferkeit, so bittet das Volk oft für sein Leben und er wird in das Toril zurückgebracht. Sechs Stiere müssen wenigstens in jeder Corrida auftreten, nicht mehr und nicht weniger.

Da die Saison der Stiergefechte nur vom April bis September währt und man den Winter doch nicht ganz ohne ein Vergnügen dieser Art verbringen kann, so werden um diese Jahreszeit oft die sogenannten „Novillos" arrangirt. Man nimmt zu diesen junge Stiere, setzt ihnen Knöpfe auf die Hörner und Alles, was da Lust hat, spielt dann den Torero. Junge und Alte treten in die Arena, um den Stier zu reizen, viele von den Dilettanten sind Lehrlinge der Tauromachie, die sich hier ihre ersten Sporen verdienen, ja man sieht sogar Frauen, die den Stier nach allen Regeln der Kunst bezwingen. Die Frauen der untersten Klassen führen in Spanien ihre Navajas (Messer) so gut wie die Männer, warum sollten sie's nicht auch mit einem jungen Stier aufnehmen!

Aeußerst possirlich sind die Stiergefechte, welche von den Kindern in den Straßen und in den Schulklassen aufgeführt werden. Sie haben ihren Gefe politico, der die Corrida überwachen muß, so gut wie die Alten, und ist die Klasse der Schauplatz, so sitzt er auf dem Katheder. Ich habe mit großem Vergnügen einer solchen Miniatur-Corrida in einer abgelegenen Straße beigewohnt, und will hier erzählen, wie die Sache vor sich ging. Da waren Capeadores, Picadores, Banderilleros und Espadas, auch für Publikum war gesorgt, denn man hatte vermittelst mehrerer Tonnen eine Art Tribüne errichtet, auf welcher drei kleine Señoras mit dem Fächer in der Hand als Zuschauerinnen saßen.

Einer der Jungen spielte das Pferd und trug den mit einer Stange bewaffneten Picador rittlings auf seinen Schultern. Ein anderer Knabe war Stier, er trug ein eigens hierzu angefertigtes Holzgestell mit zwei Hörnern auf seiner Brust, und die Capeadores mit ihren großen, rothen und gelben Tüchern reizten ihn nach Möglichkeit. Eben als ich anlangte, sprang er gegen den Picador an, dieser legte seine Lanze ein, und suchte sie in das Holzgestell zu bohren, der kleine zweibeinige Stier aber parirte den Stoß, sprang auf Pferd und Reiter zu, warf beide über den Haufen und wurde von den Capeadores so lange beschäftigt, bis der Picador und sein Pferd wieder auf den Beinen waren. Endlich kamen auch, damit ja die Sache nach allen Regeln vor sich gehe, die Banderillos an die Reihe; man hatte zu diesem Zweck kleine, mit Papier, Bändern und kleinen Widerhaken versehene Stöckchen, die der Banderillero geschickt in die Jacke des Stiers steckte — kurz, die Sache war en miniature so vollständig, wie sie nur sein konnte. Was für einen Ausgang dieses Stiergefecht nahm, weiß ich nicht, ich bedauerte meine Eile um so mehr, als ich beim Weggehen den kleinen Espada mit dem rothen Mantel vor die Damen treten, sich von diesen ein hölzernes Schwert erbitten sah, wie er sich dann anschickte, dem Stier zu Leibe zu gehen. Vermuthlich wird letzterer wohl mit einem blauen Auge davon gekommen sein.

Daß diese Miniatur-Corridas der Jugend eben so alt und herkömmlich sind, wie die wirklichen „ausgewachsenen" Stiergefechte, beweisen mir die Bilder älterer Maler, die, wie ich in der madrider Galerie gesehen, sich diese kleinen Corridas schon zum Vorwurf genommen haben; ja ich sah sogar diese kleinen Stiergefechte auf Gobelins, die vor mindestens dreihundert Jahren gefertigt sein müssen.

X.

[illegible]

G[illegible], wie in Paris sind auch in Madrid die Kaffeehäuser der allgemeine Versammlungsort der ganzen männlichen Gesellschaft. Die [illegible] der [illegible] [illegible] sie [illegible] zu [illegible]: wenn sich Abends [illegible] ist, [illegible] der größte Theil von all denen, die ihre Promenade auf dem Prado gemacht, in die Cafés, die [illegible] [illegible] sich [illegible] den [illegible] Qualm der Cigarren, der [illegible] auch das [illegible] nicht hindert, hier ihr Eis, ihre Limonade oder ihre [illegible] zu genießen, und wenn es ihnen an männlicher Begleitung fehlt, auf eigene Hand paarweise den Abend hier zu verbringen.

Die Politik reißt in Spanien niemals ab: entweder man hat soeben glücklich eine Revolution **hinter** sich und ist eifrig bemüht, dieselbe auszubeuten, oder aber man hat eine Revolution **vor** sich und thut sein Möglichstes, um dieselbe recht bald zum Ausbruch zu führen. Ein andrer politischer Zustand ist in Madrid kaum denkbar. Daß man hierbei alle Hände voll zu thun hat, versteht sich von selbst, und daß alle diese Obliegenheiten in den Kaffeehäusern debattirt und arrangirt werden müssen, das versteht sich nicht minder von selbst. Jedes dieser Cafés hat nun also seine besondere Gesellschaft, jedes ist der Herd irgend einer der sich so vielfach schattirenden Parteien; in manchen findet man auch besondere **Stände** vertreten wie z. B. im Café de

Venezia die Stierfechter, im Café Suizo die Literatur und die demokratische Partei ꝛc. Der Lärm in diesen Cafés ist groß, noch größer durch die in Madrid herrschende Manie, jedes Kaffeehaus durch Musik zu beleben. Möglich, daß dies noch eine maurische Ueberlieferung, gewissermaßen ein Ersatz der orientalischen Medahs oder Märchenerzähler ist, ich kann aber nur bestätigen, daß jedem Fremden dieses allabendliche Musiciren sehr schnell zum Ueberdruß wird.

In der Regel besteht diese Musik aus den Leistungen eines Piano, die von Guitarren und Castagnetten begleitet wird. In einzelnen Kaffeehäusern, so z. B. in dem de los Basilios werden vorzugsweise Nationalmelodien gespielt; oft auch passirt es, daß während dieses Orchester in vollem Gange, irgend ein umherziehender Guitarrenspieler vor uns tritt und gleichzeitig mit dem ersten Concert uns ein Solo liefert. Nicht minder stark vertreten ist die Guitarrenmusik in den Barbierstuben, die häufig noch den Typus des Barbiers von Sevilla bewahrt haben, und in den Straßen, in denen namentlich Abends an den Ecken blinde oder sehende Guitarrenspieler hocken und mit ihrem Geklimper dem Vorübergehenden einige Cuartos abbetteln. Auch in den Privatwohnungen liebt man das Musiciren und oft stand ich auf abendlichen Streifzügen vor den offenen Fenstern irgend eines Hauses still, um mich an dem korybantischen Charakter dieser originellen Naturmusik zu ergötzen.

Eine seltene Unbefangenheit entwickeln zuweilen die Mozos oder Kellner in diesen Cafés; so z. B. saß ich eines Abends mit einem Freunde in dem Café de la nueva Iberia, eine Tasse Kaffee trinkend, als plötzlich der Mozo kam und bemerkend, daß unsre Tassen bereits leer waren, uns die Theelöffel fortnahm. Auf die Frage, wie er auf diesen Einfall komme, antwortete er: wir möchten ihm das ja nicht übel nehmen, er müsse auf die

Löffel acht haben, da sie oft gestohlen würden, nachdem die Gäste ihren Tisch verlassen.

Ein höchst frisches Bild dieser spanisch-musikalischen Nationalheiterkeit gab mir das gleich in die ersten Tagen meiner Anwesenheit in Madrid fallende San Isidro-Fest. Dieser San Isidro hat ungefähr dieselbe Stellung in Mädrid, wie der heilige Januarius in Neapel, nur mit dem Unterschiede, daß Januarius eigentlich mehr Bürgermeister von Neapel, San Isidro nur der Schutzheilige der guten Stadt Madrid ist.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier die ganze Lebensgeschichte dieses höchst simplen Mannes erzählen, der durch allerlei sehr wundersame Ereignisse zu der hohen Stellung eines Schutzheiligen gelangte und also in des Wortes eigentlichster Bedeutung Carrière machte. San Isidro war von Hause aus ganz einfach Bedienter im Hause der edlen Familie Vargas, in welches man noch heute wallfahrtet, um in den Kellern desselben aus dem heiligen Brunnen Wasser zu trinken, das sehr gut gegen Bauchschmerzen sein und sich in dieser Eigenschaft seit Philipp II., der Lebenszeit San Isidro's, bewährt haben soll. San Isidro war ein frommer Knecht im Dienste seines Herrn, nicht minder seine Frau Maria de la Cabeza, die sehr stark im Auffinden von Brunnen gewesen sein muß, von der sich Isidro einmal getrennt haben soll, mit der er aber später wie ein richtiges Heiligenpaar zusammen lebte, denn seine Frau Maria ist nicht minder heilig geworden als er.

Isidro hatte bei seinen Lebzeiten mancherlei sehr merkwürdige Abenteuer; so geschah es, daß er einmal des Morgens zur Kirche ging und das Pflügen auf dem Felde vergaß; während er aber in dem Gotteshause war, kam ein Engel und pflügte für ihn, was ihm höchst bequem gewesen sein muß. Ein anderes Mal verspätete er sich ebenfalls in der Kirche, und siehe da, es kam

abermals ein Engel und pflügte seinen Acker mit zwei milchweißen Ochsen. Aehnlicher andrer Ereignisse giebt es eine Unzahl in der Lebensgeschichte dieses Heiligen, die ich aber, obgleich sie gedruckt vor mir liegt, unmöglich erzählen kann — ich habe nur zu erwähnen, daß Isidro in sehr vielen Häusern Madrids außer der Casa de Vargas gedient hat, und daß hieraus hervorgeht, wie Isidro jedenfalls mehr Talent zum Heiligen als zum Diener hatte.

Zu Ehren San Isidro's ist nun in der Nähe Madrids eine Kapelle errichtet, auf deren Altar San Isidro und seine Gattin in Lebensgröße stehen: diese Kapelle hat folgende Bewandniß: als Philipp II. einst an diese Stätte kam, die früher ein ödes Feld war, fühlte der König großen Durst; Isidro befand sich glücklicherweise in der Nähe und da er bei den Göttern sich in hohem Credit wußte, so schlug er an den Fels, und siehe, es sprudelte eine Quelle hervor. Diese Legende würde neu sein, wenn sie nicht schon zu Moses Zeiten erfunden worden wäre; trotzdem hatte sie in Madrid großen Erfolg, San Isidro und seine Gattin wurden in den Heiligenstand erhoben und an den genannten Stätten ihnen zu Ehren eine Kapelle errichtet.

Zu dieser Kapelle wallfahrtet nun ganz Madrid am 15. Mai und den folgenden Tagen der Woche, denn dieser 15. Mai ist der Namenstag Isidro's. Auf der Puerta del Sol stehen von Morgens bis Abends die buntesten Omnibusse, Calesas und andern Fahrzeuge, schaarenweise strömt Alles die Calle Mayor hinab, zum Thore hinaus und durch das schöne Thal des Manzanares nach der etwa eine halbe Stunde entfernten Kapelle San Isidro. Hier sind eine Anzahl von Buden aufgeschlagen, in welchen Chorizos (Würste), Rosquillos (Zuckerzwiebacke), Agua Cebada (Gerstenwasser) und Gott weiß was sonst noch verkauft wird. Die ganze Höhe, auf welcher die Kapelle steht, um das Campo santo herum, in den Thälern und auf den Bergen stehen Buden, Kaffee-

und Speisezelte; in ganzen Familien lagert man im Grase, um die mitgebrachte kalte Küche zu verzehren; die bunten, kleidsamen Nationaltrachten, namentlich die Costüme der Landleute, geben diesem Gewühl einen höchst originellen Anstrich, Alles ist heiter, Alles schreit und jauchzt durch einander; in einzelnen Zelten stehen Improvisatoren, die das Volk durch weniger geistreiche als pikante und equivoke Verse haranguiren und nicht anstehen, sobald sie einen Fremden passiren sehen, einen humoristischen Vers auf seinen grauen Sombrero (Hut) zu machen.

Alles drängt sich zuvörderst bei seiner Ankunft in die Kapelle, um dem Heiligenpaar seine Reverenz zu machen, das in höchstem Putz mit Blumen und Aehren in den Händen auf dem Altar steht und keine Miene verzieht. Links an der Außenseite der Kapelle wohnt der Pfarrer; seine Frau Gemahlin saß diesmal mit einigen Freundinnen in der offenen Gallerie unmittelbar über dem Eingang der Kirche und diese Freundinnen saßen so ungenirt auf der Brüstung der Gallerie, daß sie nichts Böses darin sahen, der Welt eine sehr auffallend gepolsterte Rückseite zu zeigen. Rechts neben der Kapelle sprudelt die heilige Quelle San Isidro's aus den Mauern der Kapelle selbst; hier schenkt man in großen Massen das heilige Wasser, das gegen das Fieber gut sein soll; man geht dabei so verschwenderisch mit der heiligen Quelle um, daß ein ganzer Strom desselben den Hügel hinab rinnt. Vor der Thür der Kapelle wird das Bildniß San Isidro's für 1 Cuarto schwarz und für 2 Cuartos colorirt ausgeboten; der Zeichner hat gerade den Moment aufgefaßt, wo San Isidro betend dasteht, der Hirtenstab in seinen Armen ruht und zu seinen Füßen eine Quelle sprudelt. Im Hintergrunde geht die Sonne mit mehren Posaunenengeln auf; der Engel pflügt mit einem braunen und einem weißen Ochsen (was mir ein Verstoß gegen den Wortlaut der Legende scheint); die Sonne bricht durch

einen blauen Himmel und wirft ihre Strahlen kerzengerade auf die Kapelle. Darunter steht geschrieben: „San Isidro Labrador, Patron de Madrid!“ An verschiedenen Ecken der Kapelle stand geschrieben: „se sacan animas“, auf deutsch: man erlöst heute Seelen aus dem Fegefeuer, nämlich durch den Besuch von fünf Kirchen. Das Geschrei der Bilderverkäufer und der Jubel der Menge wird noch überstimmt von dem Geläute der beiden à jour im Thurm hängenden Glocken, die den ganzen Tag nicht zur Ruhe kommen.

Ich bekenne, daß mich der Heilige wenig interessirte und daß ich zu der Seelenerlösung aus dem Fegefeuer heute keine Muße hatte, denn ich war ja nur hier, um Volk zu studiren. Meine Begleiter führten mich demnach auf die Höhe des Berges; hier lagerte Alles im Grase oder am Rande der Gräben; kleine Gruppen saßen um das schneeweiße auf dem Rasen ausgebreitete Tuch, von welchem die kalte Küche gespeist wurde; daneben stand die Botija, der Weinkrug, der von einer Hand in die andere wanderte. Mich interessirte besonders eine Gruppe, in der es sehr ausgelassen zuging; während ein Theil der im Graben gelagerten Gesellschaft noch speiste, hatten zwei junge Leute Guitarren im Schooß, eine junge Dame in blauseidenem Kleide schlug die Castañuelos, alle Drei sangen die heitersten Melodien. Während wir dastanden, um dieser lustigen Gesellschaft zuzuschauen, lud man uns ein, Platz zu nehmen und mitzuspeisen, was wir dankbar ablehnten. Der Spanier nämlich, wenn er ißt oder trinkt, bietet Jedem, der in der Nähe ist, von dem Seinigen, selbst der Arbeiter oder Bauer auf der Landstraße, wenn er sein karges Mahl verzehrt, tritt an den vorüberziehenden Fremden heran und bietet ihm mit einem „quiere Usted?“ von seinem Fleisch oder Brod. Bei der Geradheit und Offenheit, mit der man eingeladen wird, ist man oft versucht, von dieser Offerte Gebrauch zu machen, selbst wenn man gar keinen Appetit verspürt.

Am andern Ende des großen Wiesenplateau waren förmliche Wagenburgen, mit alten Teppichen behangen, errichtet, hinter welchen man tanzte und sich der ungenirtesten Heiterkeit hingab. Andere und größere Gruppen hatten sich unter freiem Himmel gesammelt: inmitten derselben stand ein Dudelsackpfeifer im schönsten National-Costüm, mit reich betroddeltem und bebändertem Dudelsack, neben ihm einige blinde Guitarrenspieler, nach deren Musik die ergötzlichsten Tänze aufgeführt wurden. Die Blinden klimperten emsig den monotonen Tact und improvisirten dabei zum Tanz mit unnachahmbarem spanischen Talent die merkwürdigsten Lieder, alle sehr verliebten, ächt nationalen und höchst poetischen Inhalts. Gott weiß, woher diese Menschen ihre poetische Ader haben, man könnte die Mehrzahl dieser Romanzen, wie sie da gesungen werden, niederschreiben und drucken lassen. Unverkennbar ist auch diese Sing- und Spielweise noch ganz maurischen Ursprungs, die meisten Nationalmelodien werden nach orientalischer Weise näselnd und mit dem ächt morgenländischen Tonfall gesungen; der im Orient allmälig immer seltener werdende Medah scheint sich hier noch lange erhalten zu wollen.

Während die Musik des Dudelsacks und der Guitarren mit dem Gesang der Blinden im Gange ist, treten ein paar niedliche Majas, üppige Andalusierinnen, in den Kreis, ein paar Majos, junge lustige Bursche im andalusischen Bauernkostüm, sind schnell bei der Hand, sobald sie die Mädchen sehen; die eine der letzteren befestigt die Castagnetten in den Händen, so daß sie in der einen Hand am Daum, in der andern Hand an den Mittelfingern sitzen, und im Nu ist der Bolero, der Fandango, die Jota oder die Manchega arrangirt. Der Shawl der Mädchen, über welchem in der Regel noch ein kleines Tuch um den Hals hängt, wird über den Hüften zusammen gebunden, die reizende Mantille zurückgeschlagen, und so tanzt man sich in eine Leidenschaft hin-

ein, daß an Aufhören gar nicht zu denken ist. Ich habe bei diesem Volksfest u. A. ein junges Mädchen gesehen, das ich überall, in allen Gruppen, tanzend wieder fand und das von 5 bis 9 Uhr unmöglich eine Pause gemacht haben kann.

In einer dieser Gruppen tanzte ein junges, feuriges Ding von etwa achtzehn Jahren, in seidenem Kleide, mit einem koketten, silberbesetzten Mieder; sie entwickelte im Tanz eine bewundernswerthe Grazie, jenes wollüstige Schaukeln des Oberkörpers, und war unübertrefflich in der runden Bewegung der erhobenen Arme. Die Maja tanzte den Fandango mit einer Freundin und zwei sehr lebendigen, heiteren Burschen; man sah es ihr an, daß sie, wie Alle, nur ihres eignen Vergnügens wegen tanzte, indeß war sie stolz auf die Bewunderung, die sie erregte.

Plötzlich faßte sie einen von uns in's Auge und machte ihm im Tanze allerlei Zeichen, die dieser beim besten Willen nicht anders zu verstehen wußte, als daß er mittanzen solle, ein Unternehmen, das ihm doch etwas zu gewagt erschien. Da er aber gar nicht begreifen wollte, was die Schöne von ihm begehre, so sprang diese plötzlich tanzend auf ihn zu, nahm ihm, ohne einen Tact im Tanze zu verlieren, graziös die Rose aus seinem Knopfloch, steckte sie in den Mund und tanzte schelmisch weiter. Die Arme hatte ja keine Blume weder in dem schwarzen Haar, noch zwischen den frischen Lippen gehabt, und ohne solche kann eine Maja unmöglich den Fandango oder den Bolero tanzen; ohne eine lebende Blume, eine Rose oder eine Nelke im Haar sieht man kaum die Mädchen hier, und selbst die geübteste Fleuristin kann sie nicht besser zu placiren verstehen, als die gewöhnlichste Spanierin, die überhaupt in jeder äußerlichen Beziehung nicht minder Condesa oder Duquesa ist, als die Tochter des Granden.

Eine höchst ergötzliche Scene gab es in einem andern Kreise: hier tanzten bereits sechs Personen, da aber eine Qua-

worden. — Hat man einen Stier vor sich, der durchaus nicht bösartig ist und nicht angreifen will, so zerschneidet man ihm die Fußsehnen, und martert ihn so zu Tode; ist hingegen ein Stier ganz besonders couragös und verrichtet er Wunder der Tapferkeit, so bittet das Volk oft für sein Leben und er wird in das Toril zurückgebracht. Sechs Stiere müssen wenigstens in jeder Corrida auftreten, nicht mehr und nicht weniger.

Da die Saison der Stiergefechte nur vom April bis September währt und man den Winter doch nicht ganz ohne ein Vergnügen dieser Art verbringen kann, so werden um diese Jahreszeit oft die sogenannten „Novillos" arrangirt. Man nimmt zu diesen junge Stiere, setzt ihnen Knöpfe auf die Hörner und Alles, was da Lust hat, spielt dann den Torero. Junge und Alte treten in die Arena, um den Stier zu reizen, viele von den Dilettanten sind Lehrlinge der Tauromachie, die sich hier ihre ersten Sporen verdienen, ja man sieht sogar Frauen, die den Stier nach allen Regeln der Kunst bezwingen. Die Frauen der untersten Klassen führen in Spanien ihre Navajas (Messer) so gut wie die Männer, warum sollten sie's nicht auch mit einem jungen Stier aufnehmen!

Aeußerst possirlich sind die Stiergefechte, welche von den Kindern in den Straßen und in den Schulklassen aufgeführt werden. Sie haben ihren Gefe politico, der die Corrida überwachen muß, so gut wie die Alten, und ist die Klasse der Schauplatz, so sitzt er auf dem Katheder. Ich habe mit großem Vergnügen einer solchen Miniatur-Corrida in einer abgelegenen Straße beigewohnt, und will hier erzählen, wie die Sache vor sich ging. Da waren Capeadores, Picadores, Banderilleros und Espadas, auch für Publikum war gesorgt, denn man hatte vermittelst mehrerer Tonnen eine Art Tribüne errichtet, auf welcher drei kleine Señoras mit dem Fächer in der Hand als Zuschauerinnen saßen.

Einer der Jungen spielte das Pferd und trug den mit einer Stange bewaffneten Picador rittlings auf seinen Schultern. Ein anderer Knabe war Stier, er trug ein eigens hierzu angefertigtes Holzgestell mit zwei Hörnern auf seiner Brust, und die Capeadores mit ihren großen, rothen und gelben Tüchern reizten ihn nach Möglichkeit. Eben als ich anlangte, sprang er gegen den Picador an, dieser legte seine Lanze ein, und suchte sie in das Holzgestell zu bohren, der kleine zweibeinige Stier aber parirte den Stoß, sprang auf Pferd und Reiter zu, warf beide über den Haufen und wurde von den Capeadores so lange beschäftigt, bis der Picador und sein Pferd wieder auf den Beinen waren. Endlich kamen auch, damit ja die Sache nach allen Regeln vor sich gehe, die Banderillos an die Reihe; man hatte zu diesem Zweck kleine, mit Papier, Bändern und kleinen Widerhaken versehene Stöckchen, die der Banderillero geschickt in die Jacke des Stiers steckte — kurz, die Sache war en miniature so vollständig, wie sie nur sein konnte. Was für einen Ausgang dieses Stiergefecht nahm, weiß ich nicht, ich bedauerte meine Eile um so mehr, als ich beim Weggehen den kleinen Espada mit dem rothen Mantel vor die Damen treten, sich von diesen ein hölzernes Schwert erbitten sah, wie er sich dann anschickte, dem Stier zu Leibe zu gehen. Vermuthlich wird letzterer wohl mit einem blauen Auge davon gekommen sein.

Daß diese Miniatur-Corridas der Jugend eben so alt und herkömmlich sind, wie die wirklichen „ausgewachsenen“ Stiergefechte, beweisen mir die Bilder älterer Maler, die, wie ich in der madrider Galerie gesehen, sich diese kleinen Corridas schon zum Vorwurf genommen haben; ja ich sah sogar diese kleinen Stiergefechte auf Gobelins, die vor mindestens dreihundert Jahren gefertigt sein müssen.

X.

Die Kaffeehäuser. — Die politischen Debatten. — Abend-Concerte und ihre Korybanten. — San Isidro. — Das Volksfest. — Miro's Carrière. — Die Kapelle, das geheiligte Wasser und die Seelen-Erlösung. — Dudelsäcke, Guitarren und Improvisatoren. — Tänze auf der Wiese. — Der kleine Murillo. — Eine Eifersüchtige. — Der erste Pfingsttag. — Nach Aranjuez. — Der Bahnhof. — Spanische Gegenden. — Das Schloß und der Park. — Die Herkulessäulen. — Ein Königliches Mistbeet. — Kukuk und Nachtigall. — Casa de Labrador. — Die Fonda de las Infantes.

Ganz wie in Paris sind auch in Madrid die Kaffeehäuser der allgemeine Versammlungsort der ganzen lebenslustigen Gesellschaft. Mit Einbrechen der Dunkelheit beginnen sie sich zu füllen; wenn das Wetter günstig ist, strömt der größte Theil von all denen, die ihre Promenade auf dem Prado gemacht, in die Cafés, die Säle desselben verdüstern sich durch den undurchdringlichen Qualm der Cigaretten, der indeß auch das Damenpublikum nicht hindert, hier ihr Eis, ihre Chocolade oder ihre Limonade zu genießen, und wenn es ihnen an männlicher Begleitung fehlt, auf eigene Hand paarweise den Abend hier zu verbringen.

Die Politik reißt in Spanien niemals ab; entweder man hat soeben glücklich eine Revolution hinter sich und ist eifrig bemüht, dieselbe auszubeuten, oder aber man hat eine Revolution vor sich und thut sein Möglichstes, um dieselbe recht bald zum Ausbruch zu führen. Ein andrer politischer Zustand ist in Madrid kaum denkbar. Daß man hierbei alle Hände voll zu thun hat, versteht sich von selbst, und daß alle diese Obliegenheiten in den Kaffeehäusern debattirt und arrangirt werden müssen, das versteht sich nicht minder von selbst. Jedes dieser Cafés hat nun also seine besondere Gesellschaft, jedes ist der Herd irgend einer der sich so vielfach schattirenden Parteien; in manchen findet man auch besondere Stände vertreten wie z. B. im Café de

Venezia die Stierfechter, im Café Suizo die Literatur und die demokratische Partei 2c. Der Lärm in diesen Cafés ist groß, noch größer durch die in Madrid herrschende Manie, jedes Kaffeehaus durch Musik zu beleben. Möglich, daß dies noch eine maurische Ueberlieferung, gewissermaßen ein Ersatz der orientalischen Medahs oder Märchenerzähler ist, ich kann aber nur bestätigen, daß jedem Fremden dieses allabendliche Musiciren sehr schnell zum Ueberdruß wird.

In der Regel besteht diese Musik aus den Leistungen eines Piano, die von Guitarren und Castagnetten begleitet wird. In einzelnen Kaffeehäusern, so z. B. in dem de los Basilios werden vorzugsweise Nationalmelodien gespielt; oft auch passirt es, daß während dieses Orchester in vollem Gange, irgend ein umherziehender Guitarrenspieler vor uns tritt und gleichzeitig mit dem ersten Concert uns ein Solo liefert. Nicht minder stark vertreten ist die Guitarrenmusik in den Barbierstuben, die häufig noch den Typus des Barbiers von Sevilla bewahrt haben, und in den Straßen, in denen namentlich Abends an den Ecken blinde oder sehende Guitarrenspieler hocken und mit ihrem Geklimper dem Vorübergehenden einige Cuartos abbetteln. Auch in den Privatwohnungen liebt man das Musiciren und oft stand ich auf abendlichen Streifzügen vor den offenen Fenstern irgend eines Hauses still, um mich an dem korybantischen Charakter dieser originellen Naturmusik zu ergötzen.

Eine seltene Unbefangenheit entwickeln zuweilen die Mozos oder Kellner in diesen Cafés; so z. B. saß ich eines Abends mit einem Freunde in dem Café de la nueva Iberia, eine Tasse Kaffee trinkend, als plötzlich der Mozo kam und bemerkend, daß unsre Tassen bereits leer waren, uns die Theelöffel fortnahm. Auf die Frage, wie er auf diesen Einfall komme, antwortete er: wir möchten ihm das ja nicht übel nehmen, er müsse auf die

Löffel acht haben, da sie oft gestohlen würden, nachdem die Gäste ihren Tisch verlassen.

Ein höchst frisches Bild dieser spanisch-musikalischen Nationalheiterkeit gab mir das gleich in die ersten Tagen meiner Anwesenheit in Madrid fallende San Isidro-Fest. Dieser San Isidro hat ungefähr dieselbe Stellung in Madrid, wie der heilige Januarius in Neapel, nur mit dem Unterschiede, daß Januarius eigentlich mehr Bürgermeister von Neapel, San Isidro nur der Schutzheilige der guten Stadt Madrid ist.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich hier die ganze Lebensgeschichte dieses höchst simplen Mannes erzählen, der durch allerlei sehr wundersame Ereignisse zu der hohen Stellung eines Schutzheiligen gelangte und also in des Wortes eigentlichster Bedeutung Carrière machte. San Isidro war von Hause aus ganz einfach Bedienter im Hause der edlen Familie Vargas, in welches man noch heute wallfahrtet, um in den Kellern desselben aus dem heiligen Brunnen Wasser zu trinken, das sehr gut gegen Bauchschmerzen sein und sich in dieser Eigenschaft seit Philipp II., der Lebenszeit San Isidro's, bewährt haben soll. San Isidro war ein frommer Knecht im Dienste seines Herrn, nicht minder seine Frau Maria de la Cabeza, die sehr stark im Auffinden von Brunnen gewesen sein muß, von der sich Isidro einmal getrennt haben soll, mit der er aber später wie ein richtiges Heiligenpaar zusammen lebte, denn seine Frau Maria ist nicht minder heilig geworden als er.

Isidro hatte bei seinen Lebzeiten mancherlei sehr merkwürdige Abenteuer; so geschah es, daß er einmal des Morgens zur Kirche ging und das Pflügen auf dem Felde vergaß; während er aber in dem Gotteshause war, kam ein Engel und pflügte für ihn, was ihm höchst bequem gewesen sein muß. Ein anderes Mal verspätete er sich ebenfalls in der Kirche, und siehe da, es kam

abermals ein Engel und pflügte seinen Acker mit zwei milchweißen Ochsen. Aehnlicher andrer Ereignisse giebt es eine Unzahl in der Lebensgeschichte dieses Heiligen, die ich aber, obgleich sie gedruckt vor mir liegt, unmöglich erzählen kann — ich habe nur zu erwähnen, daß Isidro in sehr vielen Häusern Madrids außer der Casa de Vargas gedient hat, und daß hieraus hervorgeht, wie Isidro jedenfalls mehr Talent zum Heiligen als zum Diener hatte.

Zu Ehren San Isidro's ist nun in der Nähe Madrids eine Kapelle errichtet, auf deren Altar San Isidro und seine Gattin in Lebensgröße stehen: diese Kapelle hat folgende Bewandniß: als Philipp II. einst an diese Stätte kam, die früher ein ödes Feld war, fühlte der König großen Durst; Isidro befand sich glücklicherweise in der Nähe und da er bei den Göttern sich in hohem Credit wußte, so schlug er an den Fels, und siehe, es sprudelte eine Quelle hervor. Diese Legende würde neu sein, wenn sie nicht schon zu Moses Zeiten erfunden worden wäre; trotzdem hatte sie in Madrid großen Erfolg, San Isidro und seine Gattin wurden in den Heiligenstand erhoben und an den genannten Stätten ihnen zu Ehren eine Kapelle errichtet.

Zu dieser Kapelle wallfahrtet nun ganz Madrid am 15. Mai und den folgenden Tagen der Woche, denn dieser 15. Mai ist der Namenstag Isidro's. Auf der Puerta del Sol stehen von Morgens bis Abends die buntesten Omnibusse, Calesas und andern Fahrzeuge, schaarenweise strömt Alles die Calle Mayor hinab, zum Thore hinaus und durch das schöne Thal des Manzanares nach der etwa eine halbe Stunde entfernten Kapelle San Isidro. Hier sind eine Anzahl von Buden aufgeschlagen, in welchen Chorizos (Würste), Rosquillos (Zuckerzwiebacke), Agua Cebada (Gerstenwasser) und Gott weiß was sonst noch verkauft wird. Die ganze Höhe, auf welcher die Kapelle steht, um das Campo santo herum, in den Thälern und auf den Bergen stehen Buden, Kaffee-

und Speisezelte; in ganzen Familien lagert man im Grase, um die mitgebrachte kalte Küche zu verzehren; die bunten, kleidsamen Nationaltrachten, namentlich die Costüme der Landleute, geben diesem Gewühl einen höchst originellen Anstrich, Alles ist heiter, Alles schreit und jauchzt durch einander; in einzelnen Zelten stehen Improvisatoren, die das Volk durch weniger geistreiche als pikante und equivoke Verse haranguiren und nicht anstehen, sobald sie einen Fremden passiren sehen, einen humoristischen Vers auf seinen grauen Sombrero (Hut) zu machen.

Alles drängt sich zuvörderst bei seiner Ankunft in die Kapelle, um dem Heiligenpaar seine Reverenz zu machen, das in höchstem Putz mit Blumen und Aehren in den Händen auf dem Altar steht und keine Miene verzieht. Links an der Außenseite der Kapelle wohnt der Pfarrer; seine Frau Gemahlin saß diesmal mit einigen Freundinnen in der offenen Gallerie unmittelbar über dem Eingang der Kirche und diese Freundinnen saßen so ungenirt auf der Brüstung der Gallerie, daß sie nichts Böses darin sahen, der Welt eine sehr auffallend gepolsterte Rückseite zu zeigen. Rechts neben der Kapelle sprudelt die heilige Quelle San Isidro's aus den Mauern der Kapelle selbst; hier schenkt man in großen Massen das heilige Wasser, das gegen das Fieber gut sein soll; man geht dabei so verschwenderisch mit der heiligen Quelle um, daß ein ganzer Strom desselben den Hügel hinab rinnt. Vor der Thür der Kapelle wird das Bildniß San Isidro's für 1 Cuarto schwarz und für 2 Cuartos colorirt ausgeboten; der Zeichner hat gerade den Moment aufgefaßt, wo San Isidro betend dasteht, der Hirtenstab in seinen Armen ruht und zu seinen Füßen eine Quelle sprudelt. Im Hintergrunde geht die Sonne mit mehren Posaunenengeln auf; der Engel pflügt mit einem braunen und einem weißen Ochsen (was mir ein Verstoß gegen den Wortlaut der Legende scheint); die Sonne bricht durch

einen blauen Himmel und wirft ihre Strahlen kerzengerade auf die Kapelle. Darunter steht geschrieben: „San Isidro Labrador, Patron de Madrid!“ An verschiedenen Ecken der Kapelle stand geschrieben: „se sacan animas“, auf deutsch: man erlöst heute Seelen aus dem Fegefeuer, nämlich durch den Besuch von fünf Kirchen. Das Geschrei der Bilderverkäufer und der Jubel der Menge wird noch überstimmt von dem Geläute der beiden à jour im Thurm hängenden Glocken, die den ganzen Tag nicht zur Ruhe kommen.

Ich bekenne, daß mich der Heilige wenig interessirte und daß ich zu der Seelenerlösung aus dem Fegefeuer heute keine Muße hatte, denn ich war ja nur hier, um Volk zu studiren. Meine Begleiter führten mich demnach auf die Höhe des Berges; hier lagerte Alles im Grase oder am Rande der Gräben; kleine Gruppen saßen um das schneeweiße auf dem Rasen ausgebreitete Tuch, von welchem die kalte Küche gespeist wurde; daneben stand die Botija, der Weinkrug, der von einer Hand in die andere wanderte. Mich interessirte besonders eine Gruppe, in der es sehr ausgelassen zuging; während ein Theil der im Graben gelagerten Gesellschaft noch speiste, hatten zwei junge Leute Guitarren im Schooß, eine junge Dame in blauseidenem Kleide schlug die Castañuelos, alle Drei sangen die heitersten Melodien. Während wir dastanden, um dieser lustigen Gesellschaft zuzuschauen, lud man uns ein, Platz zu nehmen und mitzuspeisen, was wir dankbar ablehnten. Der Spanier nämlich, wenn er ißt oder trinkt, bietet Jedem, der in der Nähe ist, von dem Seinigen, selbst der Arbeiter oder Bauer auf der Landstraße, wenn er sein karges Mahl verzehrt, tritt an den vorüberziehenden Fremden heran und bietet ihm mit einem „quiere Usted?“ von seinem Fleisch oder Brod. Bei der Geradheit und Offenheit, mit der man eingeladen wird, ist man oft versucht, von dieser Offerte Gebrauch zu machen, selbst wenn man gar keinen Appetit verspürt.

Am andern Ende des großen Wiesenplateau waren förmliche Wagenburgen, mit alten Teppichen behangen, errichtet, hinter welchen man tanzte und sich der ungenirtesten Heiterkeit hingab. Andere und größere Gruppen hatten sich unter freiem Himmel gesammelt: inmitten derselben stand ein Dudelsackpfeifer im schönsten National-Costüm, mit reich betroddeltem und bebändertem Dudelsack, neben ihm einige blinde Guitarrenspieler, nach deren Musik die ergötzlichsten Tänze aufgeführt wurden. Die Blinden klimperten emsig den monotonen Tact und improvisirten dabei zum Tanz mit unnachahmbarem spanischen Talent die merkwürdigsten Lieder, alle sehr verliebten, ächt nationalen und höchst poetischen Inhalts. Gott weiß, woher diese Menschen ihre poetische Ader haben, man könnte die Mehrzahl dieser Romanzen, wie sie da gesungen werden, niederschreiben und drucken lassen. Unverkennbar ist auch diese Sing- und Spielweise noch ganz maurischen Ursprungs, die meisten Nationalmelodien werden nach orientalischer Weise näselnd und mit dem ächt morgenländischen Tonfall gesungen; der im Orient allmälig immer seltener werdende Medah scheint sich hier noch lange erhalten zu wollen.

Während die Musik des Dudelsacks und der Guitarren mit dem Gesang der Blinden im Gange ist, treten ein paar niedliche Majas, üppige Andalusierinnen, in den Kreis, ein paar Majos, junge lustige Bursche im andalusischen Bauernkostüm, sind schnell bei der Hand, sobald sie die Mädchen sehen; die eine der letzteren befestigt die Castagnetten in den Händen, so daß sie in der einen Hand am Daum, in der andern Hand an den Mittelfingern sitzen, und im Nu ist der Bolero, der Fandango, die Jota oder die Manchega arrangirt. Der Shawl der Mädchen, über welchem in der Regel noch ein kleines Tuch um den Hals hängt, wird über den Hüften zusammen gebunden, die reizende Mantille zurückgeschlagen, und so tanzt man sich in eine Leidenschaft hin-

ein, daß an Aufhören gar nicht zu denken ist. Ich habe bei diesem Volksfest u. A. ein junges Mädchen gesehen, das ich überall, in allen Gruppen, tanzend wieder fand und das von 5 bis 9 Uhr unmöglich eine Pause gemacht haben kann.

In einer dieser Gruppen tanzte ein junges, feuriges Ding von etwa achtzehn Jahren, in seidenem Kleide, mit einem koketten, silberbesetzten Mieder; sie entwickelte im Tanz eine bewundernswerthe Grazie, jenes wollüstige Schaukeln des Oberkörpers, und war unübertrefflich in der runden Bewegung der erhobenen Arme. Die Maja tanzte den Fandango mit einer Freundin und zwei sehr lebendigen, heiteren Burschen; man sah es ihr an, daß sie, wie Alle, nur ihres eignen Vergnügens wegen tanzte, indeß war sie stolz auf die Bewunderung, die sie erregte.

Plötzlich faßte sie einen von uns in's Auge und machte ihm im Tanze allerlei Zeichen, die dieser beim besten Willen nicht anders zu verstehen wußte, als daß er mittanzen solle, ein Unternehmen, das ihm doch etwas zu gewagt erschien. Da er aber gar nicht begreifen wollte, was die Schöne von ihm begehre, so sprang diese plötzlich tanzend auf ihn zu, nahm ihm, ohne einen Tact im Tanze zu verlieren, graziös die Rose aus seinem Knopfloch, steckte sie in den Mund und tanzte schelmisch weiter. Die Arme hatte ja keine Blume weder in dem schwarzen Haar, noch zwischen den frischen Lippen gehabt, und ohne solche kann eine Maja unmöglich den Fandango oder den Bolero tanzen; ohne eine lebende Blume, eine Rose oder eine Nelke im Haar sieht man kaum die Mädchen hier, und selbst die geübteste Fleuristin kann sie nicht besser zu placiren verstehen, als die gewöhnlichste Spanierin, die überhaupt in jeder äußerlichen Beziehung nicht minder Condesa oder Duquesa ist, als die Tochter des Granden.

Eine höchst ergötzliche Scene gab es in einem andern Kreise: hier tanzten bereits sechs Personen, da aber eine Qua-

drille nie eine bestimmte Anzahl von Tänzern zu haben braucht, so steht es Jedem frei, mit einzutreten. Zu unserem großen Amusement erschienen alsbald zwei alte Weiber, eine Dicke und eine Bucklige, in der Quadrille; anfangs tanzten sie sich vis-à-vis und wechselten dann mit den jungen Mädchen die Cavaliere, wie dies in gewissen Abschnitten des Tanzes geschieht, ohne daß die letzteren hiermit unzufrieden schienen; im Gegentheil, diese fanden ersichtlich ihr Vergnügen darin, den Alten dieselbe Galanterie im Tanz zu erzeigen wie den Majas.

Offenbar waren diese beiden Alten eine Karrikatur, trotzdem fiel es Niemanden der Umstehenden ein, sie zu verspotten, oder verletzende Glossen zu machen; die Alten ihrerseits schienen ein ungeheures Behagen zu finden, ihre Tanzkunst zu entfalten, die Dicke schaukelte sich — und zwar durchaus nicht unschön — in ihren fetten Hüften, machte mit den Armen die rundesten Bewegungen und ihre Augen leuchteten vor Vergnügen; die Buckliche indeß ging in ihren Pas durchaus nicht über das hinaus, was ihrer Constitution angemessen war, und so wußte sich dies originelle Paar sehr gut mit den Uebrigen zu verschmelzen.

Der blinde Guitarrenspieler mußte von seinem Nachbarn, dem Dudelsack-Virtuosen, bald erfahren haben, was vorging; er begann eine neue Improvisation und sang von einer Dicken und einer Krummen, die ihm im Schlafe erschienen seien und den Fandango getanzt hätten. Der talentvollste Poet hätte seine Worte nicht delicater setzen, nicht blumenreicher ausschmücken können als dieser Blinde in seiner Satyre — Alles lachte, die beiden Betroffenen ebenfalls und der Blinde erntete ungeheuren Beifall.

Es ward inzwischen Abend. Im Thal begannen die Lichter der Zelte und die Feuer der Bollos-Bäcker zu leuchten; rings um diese Feuer saßen die abenteuerlichsten Gestalten in zerrissenen Kleidern, sich mit den Feuerbränden die Cigaretten anzündend oder

Bollos speisend. Eine ganz besonders interessante Figur war für mich ein kleiner Murillo, ein Betteljunge von etwa sieben Jahren, der, hinten mit dem Hemdzipfel aus der Hose, sich vorn ganz stolz von einem baumlangen National-Gardisten ein verkohltes Stück Holz reichen ließ und sich daran die Cigarette ansteckte. Wie zerlumpt dieser Junge war, trug er doch einen andalusischen Hut, von dem der Sammet allerdings längst verschwunden war; ein Bein seiner Hose reichte nur noch bis zum Knie, um aber diesem Mangel eine poetische Wendung zu geben, hatte er sich ein Stück weißen Zeuges um das Knie gebunden. Dabei war seine Wäsche rein und seine Cigarette dampfte er wie ein Hidalgo.

Nicht weit von dieser Scene tanzten ein paar verheirathete Frauen, offenbar von besserer Familie. Wieder an einem anderen Feuer führten die Zigeunerinnen ihre Tänze auf; beim Schein der Flamme hatte diese Scene etwas unendlich Pittoreskes; ein Künstler hätte keinen schöneren Stoff finden können, als diese halbwilden Gestalten, mit dem herabhängenden Haar, den lebenden Blumen in demselben und an dem nicht allzu züchtig bekleideten Busen. Diese erhitzten dunkelbraunen Gesichter, das Feuer ihrer wilden Augen, die Leidenschaftlichkeit ihrer Bewegungen — alles Dies gab der Scene etwas äußerst Poetisches.

Ein anderes Bild noch bot sich uns etwas abseits vor einem erlöschenden Feuer. Hier saß auf der Erde eine junge Frau mit gelbem Shawl und Sammetmantille; neben ihr ein kleines Mädchen. Die Einsame schien innerlich sehr erregt, denn die Heftigkeit, mit welcher sie den Fächer handtierte (der Fächer ist ein sicheres Thermometer, ebenso schnell oder langsam wie er regiert wird, ebenso pulsirt es auch innerlich), diese Heftigkeit war ein Zeichen von großer Gemüthsbewegung, und dergleichen pflegt sich bei der Spanierin immer wie ein Gewitter zu entladen.

Ein blutjunger Mann trat zu der sitzenden Señora, man

sah es ihm an, daß er etwas auf dem Herzen habe. Kaum erblickte ihn die Dame, als sie ihn mit einer Fluth von Vorwürfen überschüttete, die dieser vergebens in bittender Stellung zu pariren suchte. Ich war nicht im Stande, der Suada der Dame zu folgen, alle Drei hörten wir indeß aufmerksam zu, und wie delicat auch das hier verhandelte Thema war, die Dame nahm keinen Anstand, uns zu Mitwissern ihres Schmerzes zu machen. Einer meiner Begleiter zog mich endlich fort; er gab mir im Weggehen den Schlüssel zu dieser Scene, indem er mir sagte, der junge Mann sei der Liebhaber der Dame, er müsse sich heute sehr schlecht betragen haben, denn sie habe ihm erklärt, er möge ihr für immer aus den Augen gehen, weil er einer der jungen Tänzerinnen auf eine höchst ärgerliche Weise den Hof gemacht.

Es ist mir unbekannt, ob sich Beide schließlich wieder versöhnt haben, denn es war 10 Uhr vorüber und wir mußten unsern Rückweg antreten. Ich kann mir die Liebe der Spanierinnen als sehr schön und sehr dankbar vorstellen, aber sie ist auch sehr glühend und verzehrend; sie schmelzt den armen Männern das Herz aus der Brust wie die Sonne die Butter vom Brode, und es ist sehr gefährlich, in Spanien ein — Butterbrod zu sein.

Ich muß hier zugleich eines kleinen Ausfluges erwähnen, der diesem Feste voranging und ungleich stillerer und mehr idyllischer Natur war als der obige. Der preußische General-Consul für Spanien und Portugal, Herr v. Minutoli, den ich in Madrid zu treffen das Vergnügen hatte, lud mich ein, ihn am ersten Pfingsttage nach Aranjuez zu begleiten; für mich war es doppelt angenehm, diese Sommerresidenz gerade an einem solchen Festtage zu sehen, wo vermuthlich dort viel Volks aus Madrid und der Umgegend zusammen strömen mußte. Ueberhaupt dachte ich mir Aranjuez im „Fest der Maien“ um Vieles interessanter als zu

jeder andern Zeit, zumal ich in Herrn v. Minutoli einen landeskundigen Gesellschafter wußte.

Um zehn ein halb Uhr sollte der Eisenbahnzug nach Aranjuez abgehen; Minutoli aber, ein großer Bilder- und Antiquitätenfreund, beabsichtigte vorher noch einen Gang zu dem Maler Galofré, einem um die Verjüngung der nationalen Schule sehr verdienten spanischen Künstler, und so machten wir uns zuerst auf den Weg nach dessen Atelier, in welchem mir Minutoli einige seiner neuesten alten Acquisitionen, einen Pseudo-Murillo und verschiedene andere antike Gemälde zeigte, die er hier auf seiner Jagd nach solchen entdeckt hatte. Die Hitze war drückend, als wir uns wieder auf dem Prado befanden und dem Bahnhofe zueilten, wir flüchteten uns in den Schatten eines Fiakers und langten kurz vor Abgang des Zuges am Bahnhofe an.

Letzterer ist ein sehr anspruchloses Gebäude, man sieht es ihm an, daß er nach dem Muster der französischen Embarcadères eingerichtet, aber er ist schlecht gerathen und so unbequem wie möglich. Der Zug nach Aranjuez war sehr bevölkert, aber keineswegs ein sehr festlicher; Madrid, das mit seiner auf den zweiten Pfingsttag, den Stiergefechtstag, anberaumten Revolution beschäftigt zu sein schien, mochte keinen Sinn für die Freuden des Landlebens haben; nur wenige Familien stiegen unterwegs aus, bewaffnet mit Körben und Tüchern voll Eß- und Trinkwaaren, mit deren Hülfe man den Festtag ländlich in der öden Gegend Madrids zu begehen gedachte.

Wir hatten Billets zur zweiten Klasse genommen, um des Landes Sitten und Gebräuche zu studiren, wo sie irgend zu finden waren, leider aber äußerten sich in unserem Wagen nicht die geringsten Symptome von dergleichen, es sei denn, daß wir die beiden deutschen commis voyageurs (wie es schien, Elsasser) hätten studiren wollen, die sich im Wagen breit machten, oder daß

wir Lust gehabt hätten, uns in die schwarzen Festtags-Augen unseres vis-à-vis zu vertiefen, auf deren dunklem Fond das Wasser des reinsten spanischen Diamanten schwamm.

Die Gegend umher war beleidigend öde, nichts als Haide; einige bescheidene Berge begrenzten anspruchslos auf der einen Seite den ebenso alltäglichen Horizont, in weiter Ferne jedoch glänzte wiederum der unvermeidliche Schnee des Guadarrama.

Ich grollte auf eine Landschaft, die in Hispanien liegt und selbst an den höchsten Festtagen des Jahres keine Abwechselung zu bieten hat; die Ochsen und die Eselein weideten auf den mageren Triften, wir schwebten zwischen Sand und Himmel, erzählten uns aus Verzweiflung mancherlei und ich meinerseits grollte wieder über meinen „Richard, guide de voyageurs", der auf seinem Titelblatt das Jahr 1855 trägt und mir als eine große Neuigkeit erzählte, daß man zwar die Absicht habe, von Madrid nach Aranjuez eine Eisenbahn zu bauen, daß man aber, da die englische Gesellschaft die nöthigen 240 Millionen Realen noch nicht zusammengebracht, einstweilen noch immer mit der Diligence nach Aranjuez fahre. O guide de voyageurs! Es geht doch nichts über die Zuverlässigkeit eines französischen Reisehandbuchs.

Die kleinen Anhöhen lagen hinter uns, die Gegend wurde immer langweiliger. Während ich Minutoli zum dritten Male auf den wunderschönen, in das homerische Blau hineinschillernden Haarwuchs unserer Nachbarin aufmerksam machte und denselben an allen Spanierinnen rühmte, erzählte er mir, man dürfe nicht darauf schwören, denn dieser Haarwuchs sei oft ein falscher. Ich wollte er hätte mir dies nie gesagt, denn seitdem betrachtete ich alle spanischen Coiffüren mit einigem Mißtrauen. Endlich begann auch die Gegend allmälich besser zu werden. Einige grüne Bäume tauchten an unserem Horizonte auf; Gebüsche, Baum-

partieen und grüne Felder flogen an uns vorüber. Wie bescheiden man in Spanien werden kann, wenn man schon grüne Gebüsche und grüne Bäume bewundert! Alsbald erschienen auch die Gärten und namentlich die großen Erdbeerfelder, welche ganz Madrid mit dieser schönen Frucht versehen, und diese Erdbeeren waren ein Zeichen, daß wir uns Aranjuez näherten.

Schon nach einer Viertelstunde fuhren wir durch üppige Baumgruppen in den Bahnhof von Aranjuez. Aus diesem hinaustretend, präsentirte sich uns das Schloß und der Park von Aranjuez. Wir überschritten die Tajo-Brücke und fanden uns im Flecken selbst, dessen äußerster Vorposten nach dieser Seite hin das Schloß ist.

Zu unsrer Linken streckt sich auf beiden Seiten des gelben Tajo der Schloßpark hin, unmittelbar am Wege liegt das Schloß selbst, ein Gebäude, an welchem ich zu meiner Verwunderung einen starken französischen Beigeschmack fand. Die Geschichte des Schlosses rechtfertigt letzteren Geschmack; Aranjuez war ursprünglich nur eine Sommerresidenz Lorenzo Suarez de Figuerra, Großmeister von San Jago, und ging während der Regierung Ferdinand's und Isabella's an die spanische Krone über. Carl V. machte es zum Jagdschloß, im Jahre 1536 unter Philipp II. ward es durch Herrera bedeutend vergrößert, eine Feuersbrunst jedoch beschädigte das Schloß sehr stark und Philipp V. ließ es danach in neuerem Geschmack restauriren. Trotzdem hat das Gebäude in der Hauptsache seinen ursprünglichen einfachen Styl behalten und macht einen überaus angenehmen Eindruck, wie es auf drei Seiten von dem Park umgeben daliegt, der wiederum von dem durch Schleusen sehr lebendig gemachten Tajo umflossen wird.

Es war unmöglich, bei der Gluth der Sonne das Aeußere des Schlosses mit Ruhe in Augenschein zu nehmen; aufrichtig gestanden, bot es mir auch des Außerordentlichen zu wenig

und wir suchten daher eilig den Schatten des auf der Seite des Schlosses sich hinziehenden kühlen Bogenganges, um auf diese Weise den Eingang des Schlosses zu gewinnen. Beim Heraustreten aus dem langen Corridor begegnete uns eins der Kameele aus der hierher verpflanzten Schule dieser vierfüßigen Orientalen. Zu unserer Rechten lagen die Annex-Gebäude des Schlosses, die ohne allen architektonischen Werth; an der Hauptfront des Schlosses folgten wir dem hohen eisernen Gitter, hinter welchem sich zwischen nur allzusorgfältig gepflegten Taxushecken verschiedene Fontainen erhoben. Wir kamen an das eiserne Portal; einer der Aufseher trat uns von innen entgegen und fragte, ob wir eine Erlaubniß des Intendanten besäßen; Minutoli machte dem Mann plausibel, daß wir diese Erlaubniß unglücklicherweise nicht bei uns hätten und da dem Manne ein Trinkgeld viel lieber war als die Erlaubniß des Intendanten, so sah er keinen Grund, uns den Eintritt zu verweigern.

Ich befand mich wiederum in einem der Gärten, die mir stets wie eine Versündigung an der Natur erscheinen. In Spanien wie in Italien liebt man es nämlich, eine Art von Garten durch lauter ganz kurz geschnittene Buchsbaumfiguren herzustellen, ganz in der Art, wie man in Rom z. B. in einem der päpstlichen Paläste dem heiligen Vater sein ganzes Wappen in Buchsbaum vor das Fenster gesäet hat. Ich finde dies abscheulich, denn welchen Reiz für das Auge können diese grünen Linien von kurz geschnittenem Buchsbaum haben, die alle genau so wachsen müssen, wie es die Scheere vorschreibt.

Gleich vor dem Eingange erheben sich die beiden Herculessäulen mit dem nec plus ultra, zwischen ihnen die wunderlichste Granitfontaine, die mir jemals vorgekommen, nämlich ein künstlicher Felsen, auf welchem in sehr plastischer angemalter Weise allerlei kolossales Ungeziefer: Eidechsen, Krokodille, Molche, Drachen

und andre Thiere, zum Theil in der unbequemsten Lage umhergestreut sind; in einer Höhle dieses Felsens sitzt eine Art von Cerberus. Lotos und andere natürliche Gewächse sprossen aus den Spalten des grauen Felsens hervor. Was von diesen Thieren bestimmt ist, Wasser zu speien, kann ich nicht berechnen, da keine der Fontainen heute spielte, obgleich es der erste Pfingsttag war. Minutoli deutete mir dies dahin, daß man wahrscheinlich erst morgen die Wasser springen lasse, um an jenem Tage die Bevölkerung von ihren dringenden Revolutionsgeschäften abzulenken.

Hinter dieser Fontaine, umkreist von den grünen Buchsbaum-Linien, befinden sich wieder zwei Fontainen untergeordneteren Ranges, nämlich zwei unmittelbar über der Wasserfläche der beiden kleinen Bassins sitzende weibliche Bronzegestalten, von denen jede ein bronzenes Ungeheuer im Schooße hält. Beide Damen müssen unfehlbar in's Wasser fallen, wenn der unbequeme Schooßhund die geringste Bewegung macht; sie sitzen nach hinten gebeugt da und sind total im Modell mißrathen, namentlich sind ihre Beine in ihrer Magerkeit sehr verunglückt.

Von diesem Garten traten wir über die Tajobrücke, aus welcher der Fluß durch eine Schleuse tobend hinabstürzt, in den Park. Wir fanden ein stilles Vergnügen darin, dem Schaum der Wellen zu folgen; auch ein paar vereinsamte Familien saßen auf den Bänken an der eisernen Balustrade und ließen ihre Gedanken mit den Wellen des Stromes hinabschwimmen. Der Tajo theilt sich hier, wie überhaupt durch den ganzen weiten Park, in zwei Arme, von denen der andere unmittelbar am Fuße des Schlosses, ebenfalls durch eine Schleuse, hinab tost. Diese nach dem Park gerichtete Schloßfront ist ziemlich verwahrlost, ihr gerade gegenüber steht, mit Respekt zu sagen, ein Königliches Mistbeet, in welchem einige vernachlässigte Blumen vegetiren. Da man wegen der starken Regengüsse noch nicht dazu gekommen war, die Gänge des

Parkes für den Sommer zu reinigen, so lagen auch vor dem Schlosse einige von den Kothhaufen, die wir mathematisch durch den ganzen Park vertheilt fanden.

Dicht am Eingange des Parkes zogen zwei alterthümliche große Bassins unsre Aufmerksamkeit auf sich; sie waren ziemlich verfallen, das Wasser aus Mangel an Abfluß grün und sumpfig geworden. Höchst originell erschienen uns die Statuen, welche den Rand des Bassins schmückten: Da stand eine Ceres in der Metamorphose eines Fischweibes, ein Neptun in kläglicher Gestalt und verschiedene andre heidnische Gottheiten; die armseligste Figur spielte aber ein Herkules mit einem Henri quatre, eben im Begriff, einem Löwen das Maul aufzureißen, was dieser sich sehr gutmüthig gefallen läßt. Van Acken mußte diesem Herkules als Modell gedient haben. Keine einzige dieser Statuen hatte einen Gliederbau, der nur entfernt der Anatomie entsprochen hätte, am drolligsten aber war die Verschiedenheit in den Größen dieser Marmorstatuen, von denen keine mit der andern gleiche Höhe besaß.

Eine ganze Stunde verbrachten wir, im Parke umherirrend, die zahllosen Fontänen betrachtend und den Schatten der hohen Platanen, Ulmen und Kastanien genießend. Leider fand ich den Park in einem Zustande, der keineswegs den Schilderungen entsprach, welche ich gelesen: Alles war noch wüst, der Regen hatte die Gänge, ganze Beete aufgerissen, die kleinen Gartentempel, die Statuen und Säulen waren mit Moos bedeckt und zerschlagen oder umgestürzt, die ungeheuren Granitbänke des Parks allein scheinen der Zeit und den Wettern zu trotzen.

Das tiefste Schweigen herrschte im Park, nur die Nachtigall und der Kukuk unterbrachen zeitweise die Stille. Eichhörnchen schlüpften an den Baumstämmen hinab, die wilden Blumen erfüllten die Gänge mit ihren Düften, und wo wir an einen der vielen Arme des Tajo kamen, plauderten die Wellen geschwätzig unter

sich. Wir rasteten an einer der größten Fontänen, es war Alles so heimlich und still um uns her, die Götter der Fontäne schwiegen, und ein großer ungeschlachter Bacchus, zu Häupten der Fontäne, streckte uns lachend seinen bemoosten Becher entgegen. Es war eine Stille, ganz zum Denken und Grübeln gemacht, ein Ort für Dichter und Philosophen. Hier im Parke von Aranjuez erinnerte ich mich eines Carl,

„Dem's feurig durch die Wange lief, wenn man
Von Freiheit sprach — doch der ist längst begraben;"

er liegt im Escorial; ganz in seiner Nähe liegen Philipp und alle die Uebrigen — der Tod hat sie Alle versöhnt.

Es war nicht möglich, in dieser Sonnengluth weitere Excursionen, etwa nach der eine Stunde entfernten Casa de Labrador, dem Königlichen Landhause, zu machen; auch das Innere des Schlosses zu besichtigen, fühlten wir uns nicht veranlaßt, da dasselbe von keiner Bedeutung ist. Wir verließen daher den Park und gingen in den Flecken, um eine Fonda aufzusuchen und dann Aranjuez mit dem nächsten Zuge wieder zu verlassen. Man muß Aranjuez nicht mit großen Erwartungen besuchen, um sich nicht zu täuschen, denn dieser Punkt bietet des Außerordentlichen sehr wenig und auch der Park steht weit hinter denen von Paris zurück. Dennoch ist Aranjuez interessant, namentlich der Park ist mit unzähligen Nachtigallen bevölkert, und diese ganze Anlage wohl geeignet, selbst die prosaischste Seele poetisch zu stimmen.

Eine Viertelstunde irrten wir noch in den breiten, schattenlosen Straßen von Aranjuez umher, die Fonda de los Infantes suchend, die uns besonders empfohlen war; dann versahen wir uns mit einem halben Dutzend saftiger, süßer Orangen, setzten uns in den Schatten der alten Bäume nahe dem Bahnhofe, um, den Abgang des Zuges erwartend, in ebenso süßer Ruhe, umgeben von Erdbeeren-Verkäuferinnen, unsre Früchte zu verzehren, und kehrten nach Madrid zurück.

XI.

José de Olozaga. — Die Cortes. — Der Blutegel-Palast. — Plaza de Cervantes. — Die Diplomatenloge. — Vice-Präsident Portillo. — Die Deputirten. — Polnischer Reichstag. — Parlamentarische Liebenswürdigkeiten. — O'Donnell als Redner. — Die Diligencias primitivas. — Der Manzanares und der Weg zum Escorial. — Der Klosterpalast. — Der blinde Cornelio. — Die Säle des Escorial. — Die Garten-Terrasse. — Vamos, Caballero! — Die Kirche. — Das Pantheon der Könige und der Infanten. — Die Reliquien. — Die Granitstadt. — Die Bibliothek. — Die Fonda de las Animas. — Das Portrait des Blinden.

Schon mehrmals hatte ich einen Anlauf genommen, um einmal einer Sitzung der Cortes, dieses für das arme Spanien so bedeutsamen politischen Wespennestes, beizuwohnen, jedesmal aber war mir etwas dazwischen gerathen. Als ich nämlich in der größten Mittagshitze (die Sitzungen beginnen immer um 1 oder 2 Uhr) den Weg nach den Cortes einschlug, hatte ich mich mit einer Visitenkarte von José de Olozaga versehen, der mir gesagt, ich brauche gar keine besondere Eintrittskarte, ich möge nur seine Adresse vorzeigen, nach Herrn de Montemard, einem der Deputirten, fragen, und man werde mich sofort einlassen. Aber weder Olozaga noch Montemard waren bei meinem Eintritt damals im Hause anwesend, man schickte mich von Pontius zu Pilatus und gab mir endlich den Bescheid, ohne eine ausdrückliche Einlaßkarte sei mein Entree gar nicht möglich.

Großer Gott, welche Umständlichkeiten, um dieses politische Rhinozoros zu sehen! Ich ging zu dem gegenüber, in der Carrera de San Geronimo wohnenden Olozaga, um ihm mein Leid zu klagen; Olozaga war im Ministerium; mir blieb also nichts übrig, als auf meinen Besuch der Cortes einstweilen zu verzichten. — Endlich sandte mir Graf Galen, der preußische Gesandte, dem ich meine vergebliche Cortes-Wallfahrt erzählt, seine Eintrittskarte zur

diplomatischen Loge der Cortes, und diesmal konnte die Sache natürlich nicht wieder mißlingen.

Die Hitze war auch heute drückend, aber was thut man nicht, um die Cortes zu sehen, wenn man einmal in Madrid ist. Da stand ich also auf dem Platze der Cortes; Alles umher war still, Niemand zu sehen, der bronzene Cervantes auf seinem hohen Piedestal und ich auf dem diplomatischen Piedestal, das mir der Besitz meiner Karte verlieh, wir waren die beiden einzigen menschlichen Gestalten auf der ganzen Plaza de Cervantes, denn die Schildwachen vor dem Hause der Cortes hatten sich vor der Sonnengluth in den Schatten ihres Schilderhauses zurückgezogen.

Auch die beiden großen Löwen vor der Säulenhalle des Cortes-Palastes schienen entsetzlich von der Hitze zu leiden, der eine streckte die Zunge zum Halse heraus, der andere schien zu sagen: bei dieser Hitze läßt man mich hier draußen sitzen! Unter dem Fries der schönen Säulenhalle glänzte in der Sonne die goldene Firma der Cortes constituyentes, die kleinen Fenster auf beiden Seiten der schönen Säulenpartie, welche dem so kostspieligen Hause ein so kasernenhaftes Ansehen geben, waren dicht geschlossen — das ganze Bild war ein Stillleben, man sah keinen Deputirten kommen oder gehen, und Niemand hätte vermuthen können, daß hinter diesen Säulenmauern eben die lebhafteste politische Debatte im Gange war.

Das Haus der Cortes liegt wohl günstig, jedoch zu tief, nahe dem Prado, an der Plaza de Cervantes, die ihren Namen von der genannten Statue des größten spanischen Dichters hat. Auch für diese Statue hätte man wohl eine bessere Stätte finden können; sie ist modellirt von Antonio Sola, gegossen von Hopfgarten, einem Preußen; der unsterbliche Dichter des Don Quixote ist dargestellt, wie er in der rechten Hand ein Manuscript hält, den linken Arm aber, dessen Hand ihm in der Schlacht von Lepanto

durch eine Kugel weggerissen wurde, unter dem Mantel verbirgt. Die Inschrift des Piedestal lautet: A Miguel de Cervantes Saavedra, principe de los ingenios espanoles. Der Platz selbst ist von Palästen, namentlich dem der Medina Celi u. a. umgeben, deren ärmliche Physiognomien in einem starken Contrast zu dem Palais der Cortes stehen. Letzterer ist mit einer Magnificenz ausgestattet, der mir zu dem Nutzen, welchen die Cortes dem Lande bringen, in keinem Verhältniß zu sein scheint. Man hatte die Baukosten, wenn ich nicht irre, ursprünglich auf vier Millionen Realen taxirt, der Baumeister aber konnte für die Cortes keinen Grund finden (die Spanier sagen, sie können ihn noch heute nicht finden) und so geschah es, daß die Kosten sich schließlich auf 17 Millionen, anstatt der 4 Millionen, beliefen. Der spanische Volkswitz kann sich übrigens noch immer nicht mit diesem übertrieben theuren Gebäude und noch weniger mit den Kosten einverstanden erklären, welche Diejenigen verursachen, die darin jahraus, jahrein die unglücklichste Politik der Welt machen; eben deshalb nennt der Spanier diesen Cortespalast den „Palast der Blutegel“.

Mit diplomatischem Anstande trat ich in eine der Seitenstraßen, welche zu den Neben-Eingängen des Palastes führen; starke Milizpikets bewachten diese Eingänge, vermuthlich, damit dem Lande seine kostbaren Deputirten nicht gestohlen werden. Zahlreiche Dienerschaft in vornehmen Livréen trieb sich, gemüthlich die ewigen und unvermeidlichen Cigarretten rauchend, in den Corridoren umher; Einer von ihnen ließ sich meine Karte zeigen. „Es diplomatica?“ fragte er, ohne die Cigarre aus dem Munde zu nehmen, und führte mich zwei Treppen hinauf vor eine verschlossene Thür. Diese öffnete sich und ich trat zwischen den reichen purpurnen Sammetvorhängen in das Haus.

Die fremden Diplomaten in Madrid scheinen von den Her-

ren Cortes sehr wenig Notiz zu nehmen, denn ihre Loge war leer, keine diplomatische Seele ließ sich blicken, obgleich man heute einen der interessantesten Stoffe, die Angelegenheiten der Revolution in Valencia, verhandelte. Links neben der reich mit Sammet ausgeschlagenen Diplomatenloge ist die Ministerloge; ich konnte nicht hineinsehen, da mir der Pfeiler dies nicht gestattete, indeß mußten einige Damen in diesen Logen sein, da ich bemerkte, wie man von unten oft nach dieser Loge lorgnettirte. Rechts von der Loge zog sich die Zuschauergallerie hin, die von einem zahlreichen Publikum besucht war; in der Mittelloge saß eine Anzahl Nationalgardisten in voller Uniform; mir gerade gegenüber waren die Journalisten eifrig beschäftigt, den Unsinn niederzuschreiben, der unten im Hause geredet werden mochte.

Der Blick von der Loge in den Saal der Cortes war ein höchst interessanter; abgesehen davon, daß man sich mit großer Genugthuung endlich einmal die leibhaftigen spanischen Cortes anschaut, hat auch der Saal an sich etwas Anziehendes, dessen Eindruck noch vortheilhafter wäre, wenn nicht der ganze Saal stark an Ueberladung litte.

Ich will dem Leser dieses Corteshaus beschreiben. Man denke sich einen hoch gewölbten, ziemlich geräumigen Saal; unten im Parterre befindet sich auf der einen Seite ein Baldachin von Purpursammet, reich mit goldenen Borten und Quasten versehen, überragt von dem spanischen Wappenthurm, ebenfalls vergoldet. Zwischen den beiden Vorhängen dieses Baldachins steht vor einem Sammetfond ein kleiner Sessel, purpurn und vergoldet; es ist der Thronsessel der Königin; zu beiden Seiten des Sessels, innerhalb des ziemlich engen Baldachins, stehen, auch in Purpursammet, zwei lebendige reich vergoldete Herolde, ganz in dem traditionellen Costum, mit einer seitwärts wehenden weißen Feder

an dem rothen Barret und dem großen spanischen Wappen auf Brust und Bauch.

Gerade vor diesem Thron, nur einige Schritte von demselben entfernt, auf der zum Baldachin führenden Estrade stehen die mit blauem Sammet überzogenen drei Tische des Präsidenten und der Secretaire, hinter denselben sitzen der Vicepräsident der ehrenwerthen Gesellschaft, Señor Portillo, mit einem so blanken Schädel, daß man darauf Schlittschluh laufen könnte, stark hervorspringendem und eben so stark markirtem Gesicht; er sitzt so niedrig, daß er kaum den Arm bewegen kann, und paukt unaufhörlich mit der Glocke auf den Tisch, was, wie ich unten detaillire, äußerst nothwendig ist. Der eigentliche Präsident, Infante, ist auf Urlaub. Die drei Secretaire schaukeln sich gemächlich in ihren Sesseln und unterhalten sich mit Allen, die Veranlassung finden, bei ihnen vorzusprechen.

Zu Füßen des Präsidentensitzes, vor einem schmalen eisernen Pult steht ein anderer Bureaū-Beamter, die Hände in den Hosentaschen, und jeden Augenblick gewärtig, die vor ihm liegenden Aktenstücke zu verlesen. Unterhalb dieses Pultes, in einer Art Rotonde sitzen an einem Tisch vier Stenographen, vor diesem Tisch steht auf dem, das spanische Königswappen darstellenden Teppich ein anderer größerer, ganz leerer Tisch.

Dem Präsidententische vis-à-vis ziehen sich nun in Hufeisenform sechs Reihen von gepolsterten Bänken amphitheatralisch hinan, durchbrochen von vier Gängen, die ebenfalls mit Teppichen belegt sind. Links hinten sitzt die spanische Montagne, ihr gerade gegenüber, rechts, zieht sich vor der untersten Bankreihe eine schmale, lange Bank hin, die etwa für sechs Personen Platz hat — es ist dies der Ministertisch.

Die Wände des Saales schmücken die Wappen der spanischen Provinzen unter und über der Loge, die schön und hoch

gewölbte Decke trägt zum Theil sehr gelungene Fresken mit lebensgroßen allegorischen Figuren, unter denen mir namentlich die Eloquencia, Utilidad, Amor de la Patria, Reforma und andere Tugenden auffielen, mit welchen die Cortes sich selbst zu schmeicheln beliebten, eine Eitelkeit, die man dem Spanier nicht zu hoch anrechnen muß.

Die Versammlung der Cortes schien mir keineswegs vollzählig zu sein, denn viele der Plätze waren leer; am meisten besetzt waren die der Linken; auf der Rechten zeichneten sich namentlich viel Grauköpfe aus; was mich aber am meisten in dieser Gesellschaft frappirte, waren die originellen, größtentheils charakterisch spanischen Gesichter, diese sonnverbrannten Physiognomien, theils von mancherlei Schicksalen gezeichnet, mit Erinnerungen an Spaniens Bürgerkriege geschmückt — mit einem Worte: das unverkennbar spanische Gepräge, der Stempel der Leidenschaft und eines gewissen politischen Fanatismus.

Man muß diese Gesellschaft gesehen haben, um sich über Spaniens jüngste Geschichte, über die der Cortes selbst klar zu werden, denn hier in diesem Palaste steht der Herd, auf welchem alles Das gekocht wird, was die Nation so unerwartet und unvorbereitet oft zu verdauen hat. Hier ist der Brennpunkt von Spaniens Zerklüftungen, der Zusammenfluß seiner politisch unreifen Crème.

Manche von diesen Gesichtern hatte ich in Madrid bereits in verschiedenen Kreisen gefunden und kennen gelernt, sie waren mir dort schon ominös vorgekommen, hier aber, wo ich sie im Namen der spanischen Nation, im Namen des so unendlich gemißbrauchten National-Wohles sah, hier waren sie mir von zwiefachem Interesse.

Aber welch ein Skandal, welch ein polnischer Reichstag! Nie habe ich eine parlamentarische Versammlung gesehen, in der

es so wild herging, und dennoch wußte ich, daß die Sache heute noch lange nicht wirklich böse gemeint sei. Man sagte mir am Abend, die Sitzung sei eine außerordentlich ruhige und besonnene gewesen, es sei Alles sehr glatt und versöhnlich zugegangen, und dennoch war es mir erschienen, als sei man jeden Augenblick im Begriff gewesen, sich gegenseitig in die Haare zu gerathen!

Man debattirte, wie gesagt, die Angelegenheiten von Valencia; aber ich wette, daß kaum Jemand in der ganzen Versammlung den sechsten Theil von dem verstanden hat, was gesprochen wurde. Alle saßen sie da und plauderten oder lachten mit einander, lasen sich gegenseitig Briefe vor, erzählten sich anscheinend sehr interessante Geschichten und kümmerten sich wenig um die Redner. Der Präsident paukte fortwährend mit seiner großen Glocke auf den Tisch, die andere Hand an's Ohr gelegt, beugte er sich vor, um wenigstens eine Idee von Dem zu bekommen, was dieser oder jener Redner vortrug, und wenn ihm die Sache allzu bunt wurde, packte er die Glocke mit beiden Händen und schlug auf den Tisch, daß die ganze Tribüne zitterte — ohne damit etwas auszurichten.

Auch die Art und Weise, wie Jeder das Wort nahm, hatte ihr sehr Eigenthümliches. Wer was zu sagen hat, erhebt sich auf seinem Platze, spricht mit der Eloquenz, die allen diesen Völkern des Südens angeboren, faßt mit der einen Hand die Banklehne vor sich, gesticulirt in ganz regelmäßigen, vom Munde aus in der Richtung des Präsidentenstuhls gehenden Bewegungen mit der sich während der Geste selbst öffnenden Hand, redet sich in's Feuer hinein, schweigt plötzlich, wirft sich auf seinen Sitz zurück und überläßt das Reden seinem Nachfolger, der mit einem „ich bitte um's Wort" aufsteht und ebenfalls von dem Sitze aus sein speech hält. So geht das ununterbrochen fort; oft erheben sich zwei, drei mit einem Male, der Präsident hat Mühe, einen nach dem andern reden zu lassen, denn keiner will zurückgesetzt werden. Hat

der eine Redner aufgehört und sich wieder gesetzt, so hört man schon wieder den Redefluß von einer ganz anderen Richtung; das ungewohnte Auge sucht lange umher, bis es den Redner findet; kaum hat es ihn herausgesucht, so tönt die Rede wieder von einer anderen Seite, und so geht die Sache stundenlang fort.

Bewundernswerth ist die Bravour, mit der hier Alles redet. Da existirt kein Gène, keine Scheu: Jeder spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen, und in der ganzen Versammlung ist wohl nicht ein Einziger, dem von der Vorsehung nicht die geläufigste Suada zu Theil geworden wäre. An oratorische Regeln ist natürlich nicht zu denken, hurtig mit Donnerwetter geht die Suade fort, man besinnt sich nicht lange, denn Worte sind wohlfeil in Spanien; zur Bekräftigung derselben haut man mit der Faust auf die Banklehne, schleudert den rechten Arm sammt der rechten Hand über die Köpfe der Nachbarn hinweg, und wenn man das leidenschaftlich zuckende Gesicht des Redners dabei beobachtet, so kann man sich nicht anders denken, als daß er in seiner Rede die ganze Versammlung Räuber und Spitzbuben schimpfe. Letzteres geschieht denn natürlich auch mitunter; geräth Einer oratorisch mit dem Andern in Conflict, so kramt man Alles aus, um seinen Gegner zu blamiren; man verkündet der ganzen Gesellschaft, jener Deputirte da habe an diesem oder jenem Orte silberne Löffel gestohlen oder einen Einbruch unter erschwerenden Umständen begangen, er habe die Kirche, die Stadt und die Nation betrogen, und was es sonst an ehrenrührigen Dingen geben mag.

So war die heutige Sitzung wohl eine Stunde fortgegangen, als sich endlich am Ministertische eine zu oberst desselben sitzende Persönlichkeit erhob. Es war eine imponirende Gestalt mit gestutztem, grauem Henriquatre und einer breit nach der Seite gedrückten Nase. Diese Nase war mir bekannt, denn täuschte mich nicht Alles, so gehörte sie O'Donnell.

In der That war er es; mit einem kräftigen, durchdringenden Organ begann er, gegen die Deputirten der Linken zu sprechen, und zwar in einer Weise, die all die Leidenschaftlichkeit der Andern übertraf. Leider stand er mit dem Rücken zu mir gewandt da und ich war also, bei meiner ohnehin so geringen spanischen Sprachkenntniß, nicht im Stande, seiner sich wie ein Bergstrom hinstürzenden Rede zu folgen. Ich hatte also mein einziges Vergnügen an seinen Gebehrden, die merkwürdig genug waren. O'Donnell kennt weniger als alle übrigen Cortes-Mitglieder den Vortheil einer ruhigen Sprache; er stellt sich hin mit dem Spazierstock in der linken Hand, thut den Mund auf, schreit in die Reihen der Deputirten hinein, haut mit der beglacéhandschuhten flachen rechten Hand alle fünf Sekunden einmal auf seinen Ministertisch, daß die übrigen hinter demselben sitzenden Minister um ein Paar Zoll in die Höhe fliegen, schleudert dann dieselbe Hand in die Versammlung, als würde er sie ohrfeigen, wenn sie ihm näher säße, haut wieder auf den Tisch und fährt so ohne Unterbrechung eine Viertelstunde fort. Das ist seine Manier, durch die er nichts gut macht, Manches aber nothwendig verdirbt.

Die Cortes nahmen seine Rede theils mit Gelächter, theils mit Verwunderung, mit Achselzucken und allerlei Exclamationen hin, durch die O'Donnell sich jedoch nicht irre machen läßt, denn er überschreit sie Alle, wenn es nothwendig ist, und imponirt ihnen Allen hierdurch, wie es scheint, wenn dies überhaupt möglich ist.

Ich weiß nicht, wie lange diese Debatte noch gedauert hat, denn sie währt oft fünf bis sechs Stunden. Unfähig, bei dem gänzlichen Mangel an Akustik dieses Lokals, in diesem Lärm auch nur eine einzige Rede zu verstehen, halb betäubt von diesem Scandal verließ ich die Cortes, um am Abend zu hören — daß die Sitzung sehr still und friedlich gewesen sei. Wenige Monate später wurde die ganze achtbare Gesellschaft durch die Kanonen

desselben O'Donnell auseinander gejagt, die ganze kostbare Verfassung, an der die Cortes zwei Jahre lang im Schweiße ihres Angesichts constituirt, über den Haufen geworfen. Sic transit gloria mundi. — —

Es war am 20. Mai, als ich meinen Ausflug nach dem Escorial antrat. Ich war mit der Absicht umgegangen, diesen Weg zu Pferde zu machen, da ich die Diligencen Spaniens hinreichend verabscheuen gelernt, die Schilderungen aber, welche einer meiner Freunde von dieser Route machte, und die, welche ich früher bereits gelesen, brachten mich bald von diesem Gedanken zurück und übergaben mich dem Büreau „de las diligencias primitivas“.

Es war sechs Uhr Morgens, als ich mit dieser Diligence zum Thor von Madrid hinausfuhr; die Diligence war nicht primitiver, d. h. nicht schlechter als die übrigen, die ich kennen gelernt, die Natur hingegen, die sich mir, als wir die Brücke des Manzanares überschritten, darbot, war so primitiv, wie man sie nur in Alt-Castilien zu finden vermag. Dicht um die Stadt herum drängt sich noch einiges Grün, dies verliert sich jedoch sehr bald unter dem Gypsstaub, der die Gegend bedeckt. Der viel gerühmte Manzanares war bereits vollständig in seiner Sommer-Verfassung, er hatte sich in sein innerstes Bett zurückgezogen und floß wie ein anspruchsloser Bach unter der Brücke hindurch. Mir gegenüber saß eine junge spanische Mutter mit einem Säugling auf dem Schooß; der junge Spanier schien das Reisen schon ziemlich gewohnt, denn er saß mit der Entschlossenheit eines Couriers da, schaute unverwandt in die Welt hinein und schien seine Heimath sehr schön zu finden, was übrigens Geschmacksache war. Eine ganze Zeit lang studirte ich an den ächt nationalen Gesichtszügen dieser jungen Mutter und freute mich, in ihrem Gesicht den ächt spanischen Typus zu finden; dann, als ich nichts

Besseres zu thun hatte, nahm ich ein deutsches Buch hervor und begann zu lesen. Die junge National-Spanierin hatte kaum die deutschen Buchstaben entdeckt, als sie mich in geläufigem, aber doch nicht ganz deutschem Deutsch fragte, ob ich etwa aus Deutschland sei. So fährt man mit seinen Beobachtungen! Diese in meinen Augen so typische Spanierin war von deutschen Eltern, die vor langen Jahren hier eingewandert. — —

Der Weg war elend und die Gegend ebenfalls, die Dörfer, welche wir passirten, las Bosas, Puente del Retarmar und Galapahar waren öde und arm; die Sonne brannte auf den Wagen; schloß man das Fenster, so erstickte man vor Hitze, öffnete man es, so wälzten sich dicke Staubwolken herein; nichts irgend Bemerkenswerthes im Umkreise zu sehen, außer dem kleinen königlichen Jagdschloß la Zarzuela *). Allmählig hob sich die Straße, vier Stunden ging es langsam bergan, bis wir endlich ein Plateau erreichten, ähnlich denen, welche ich zwischen Burgos gesehen. Kolossale Granitblöcke lagen hier in gigantischen, wilden Formationen aufgeschichtet, Alles trug ein groteskes und imposantes Gepräge; bot sich auch dem Auge nichts Schönes, so freute es sich doch am Großartigen, denn man befindet sich hier bereits auf den Vorhöhen des Guadarrama-Gebirges. Seitwärts und vor uns zog sich die dunkle Kette dieser Granitmasse, von einer einzigen Schneedecke überwölbt, in deren Weiß sich die Sonne spiegelte. Allmählig begannen auch Spuren besserer Vegetation als des einförmigen Lavendels, mit dem wir bisher hatten vorlieb nehmen müssen; überragt von der Sierra de Guadarrama, unterbrochen hier und da von den vielgestaltigen gleichsam lose hingestreuten Granitblöcken, zeigten sich üppige Wiesen und Gärten, Alles deutete auf die Nähe unseres Zieles, ohne deshalb den Reisenden zu befriedigen, denn die ganze Vegetation steht durchaus

*) Auf deutsch ein Schauspiel in zwei Akten.

in keinem Verhältniß zu ihrer südlich vorgeschobenen Position. Man muß aber berücksichtigen, daß die höchsten Gipfel des Guadarrama eine Höhe von mehr als 8000 Fuß haben und daß die Schneefelder auf dem vor uns sich hinstreckenden Bergrücken uns (bei der großen Durchsichtigkeit der Luft) näher erschienen, als uns eigentlich lieb sein konnte. Madrid liegt, wenn ich nicht irre, mit Neapel unter einem Grade; welch' eine Vegetation dort, und wie karg dagegen hier Alles; man ist dem Weltgeist hier um einige Tausend Fuß näher als in Neapel, dafür aber desto ferner von den Wohlthaten, welche er über die Erde des Südens ausgestreut.

Eine halbe Stunde mochten wir auf diesem Plateau gefahren sein, als sich am Fuß des Gebirges die Spitzen des Escorial zeigten. Auf kein Schloß bin ich so neugierig gewesen, wie auf dieses, und in mir regte sich also doppelt der Wunsch, in meinen Erwartungen diesmal nicht getäuscht zu werden. Noch barg das Grün des Parkes das alte, stolze und schweigsame Grab der spanischen Könige, kaum aber hatten wir den Eingang der den Park umgebenden Mauer passirt, als sich der Escorial in seiner ganzen Größe präsentirte. Ich hatte vollauf Muße, dieses imposante Gebäude zu betrachten, während unsere Diligence in das Thal hinab rollte, dann mühsam den steilen Weg zum Escorial erklomm, die einfache, aber gediegene, alte Brücke, ein Werk Herrera's, passirte und in den Flecken fuhr.

Ich muß hier über die Oertlichkeit einige Zeilen voranschicken. Man nennt gemeinhin das Schloß, die große spanische Königsgruft, Escorial, diesen Namen aber tragen eigentlich mit Recht nur die beiden Flecken, nämlich Escorial de Arriba, der obere, unmittelbar am Fuße des Gebirgs liegende, ziemlich modern gebaute, und der unten im Thal liegende Flecken Escorial bajo mit seiner Kirche. Das Schloß selbst trägt den Namen

Kloster von San Lorenzo (monasterio de San Lorenzo el Real de la Victoria), und zwar heißt es nach seinem Ursprunge so, denn Philipp II. erbaute es in Folge eines Gelübdes, das er am Laurentius-Tage, nämlich am Tage vor der Schlacht von St. Quentin (10. August 1557) abgelegt.

Philipp gewann die Schlacht, er wollte daher ein Kloster erbauen, wie noch keins auf Erden existire, und dieser große Gedanke steht jetzt versteinert vor uns. Juan Bautista de Toledo, ein Schüler Michel Angelos, übernahm den Bau dieses Kloster-Palastes; als er 1567 starb, setzte sein Schüler Juan de Herrera das großartige Werk fort. Der Escorial ist ganz von grauem Granit errichtet; er macht einen kolossalen massiven Eindruck, trägt den dorischen Styl und mißt in seiner gen Westen gehenden Hauptfront 774 Fuß Breite; die auf den beiden Enden stehenden viereckigen Thürme sind 200 Fuß hoch, dieselben werden jedoch bei weitem durch die große, 330 Fuß hohe Kuppel der Kirche überragt.

Die Stille, welche den Escorial umgiebt, die Lage am Fuße eines nackten, grauen Gebirgs, eine weite, ebenfalls arme, aber im Allgemeinen von niedrem Laubholz bewachsene Ebene beherrschend. Beides stimmt durchaus mit dem Charakter dieses Palastes überein. Letzterer würde unstreitig noch großartiger erscheinen, wenn die Granitmassen dieses Gebirgs nicht das Granitwerk von Menschenhänden verspotteten, aber man sieht beim ersten Blick, daß Philipp II. gerade diese Stelle als mit seinen Absichten am besten übereinstimmend erkannte. Dort oben auf der Spitze des Berges konnte er in seinem Felsenstuhl, ähnlich dem des Xerxes am Bosporus, sitzen und auf sein Werk herabsehen, wie es aus der Erde wuchs; hier gerade mußte der Klosterpalast stehen, den ein Philipp erbaute.

Von meiner Fonda aus sandte ich sogleich zu dem „Ciego“,

dem blinden Cornelio, der hier dem Reisenden als Führer dient. Señor Cornelio aber schien seine aristokratischen Schrullen zu haben, denn er ließ mir sagen, er könne mir erst um 3 Uhr, also nach zwei Stunden, zu Diensten stehen, da er erst speisen müsse. Demnach wartete ich in meinem Wirthshause, das den anspruchslosen Namen „Fonda de Calisto Burguillos, titulada de las animas“ führte, bis endlich um 3 Uhr mein Blinder erschien, der mich mit großer Sprachwissenschaft französisch anredete, dann aber sogleich in seine ihm angeborene Sprache zurückfiel und mich fragte, was ich für ein Landsmann sei, mir auch erzählte, er habe schon Reisende aller Nationen geführt, was ich ihm auf's Wort glaubte. Bis zum Escorial ließ sich Cornelio durch ein kleines Mädchen führen, wie es schien, nur des Anstandes halber, dann aber verließ er sich auf seinen Stock und seinen Instinct.

Cornelio ist ein Original, er erzählt Alles mit einem gewissen sarkastischen Anflug und weiß sehr wohl mit Fremden umzugehen; in seiner kurzen blauen Jacke, mit seiner Mütze auf dem Kopf, geht er so sicher wie Einer und stolpert mit seinen blinden Augen nicht einmal in den düstren Schloßgängen, wo der Fremde mit seinen sehenden Augen nicht zurecht findet. Cornelio ist im Escorial geboren, in seiner Jugend schon von hier verpflanzt worden und blind hieher zurückgekehrt; trotzdem erinnert er sich der kleinsten Details mit unfehlbarer Genauigkeit. Er muß auch, um sich zum Führer auszubilden, sich viel haben vorlesen lassen, denn er entfaltet historische und geographische Kenntnisse, und erzählte mir auch mit großer Vorliebe vom Kölner Dom, für den er sich sehr interessiren muß. Kurz, Señor Don Cornelio ist ein Mann comme il faut.

Die Straßen des höher gelegenen Fleckens führen unter Brücken hindurch auf den Platz des Escorial. Hier steht man vor der breiten Seitenfront des Schlosses und tritt durch eine

Nebenthür in die Gänge zu den Königlichen Gemächern. Ich will den Leser jedoch sogleich vor die Hauptfaçade führen, vor eine riesige Wand aus Granitquadern, mit denen das ganze Schloß innen und außen bis zur Spitze der Kuppel hinan aufgeführt ist. Diese Front macht einen überwältigenden, aber etwas finsteren Eindruck, den der jede Verzierung meidende Styl des Schlosses und die graue Farbe des Granites nothwendig hervorbringen müssen. Philipp's Geist spricht aus jedem Quader, aus dieser ganzen, mächtigen Schöpfung; so weit man aber Schlösser und Paläste gebaut hat, vermag sich kein einziges mit diesem zu messen. Doppelt finster ist der Eindruck dieser Façade durch die schlechten Fenster, die zum Theil vergittert, fast Alle aber zerbrochen und mit Brettern vernagelt sind, denn hinter denselben befindet sich das, alle weltlichen Rücksichten verachtende Kloster.

Unter den drei Portalen ist das mittlere der Haupteingang: eine große viereckige Thür, dunkelroth bemalt, mit großen Messingnägeln ausgeschlagen, unschön und plump, aber dafür von desto größerer Bedeutung. Dieses Portal öffnet sich jedem Herrscher von Spanien nämlich nur zweimal; einmal bei seinem Leben und einmal im Tode; allerdings steht es ihm frei, wie jeder Sterbliche durch dieses Thor einzutreten, mit königlichem Pomp aber darf er es nur einmal beschreiten und ebenso wird auch seine Leiche durch dieses Thor in die Königsgruft gebracht. In dem düstren Nebenportal rechts hangen die beiden Kinnbacken eines Wallfisches, den man 1574 bei Valencia gefangen. In den Zimmern über dem Hauptportal befindet sich die Bibliothek des Escorial.

Unter dem höchsten Portal steht die große, 15 Fuß hohe Statue des heiligen Laurentius, mit seinem Attribut, dem Rost, in der Hand; durch dieses Thor tritt man in den Königshof (Patio de los reyes) und befindet sich der Façade der Kirche

gegenüber, an deren Frontispiz sechs große Bildsäulen von Granit, ebenfalls 15 Fuß hoch, stehen, nämlich die biblischen Könige David, Salomo, Ezechias, Josias, Josaphat und Manasse. Alles im Hofe ist Granit, sogar das aus 555 Fliesen bestehende Pflaster, wie auf den übrigen 15 Höfen, die dieses Gebäude umfaßt.

Ich behalte mir die Details der Kirche und manche andere zum Schluß vor und wende mich von hier zu den Königl. Gemächern. Ehe man zu diesen gelangt, kommt man in die sala de las Batallas, in die Schlachtengallerie, an deren Wänden in antiquen, gut erhaltenen, Frescen die Maurenkämpfe dargestellt sind, darunter namentlich die Schlacht von Higueruela (von Granela und Fabricio), die Eroberung Granadas 2c. Von hier steigt man über Granittreppen und zwischen Granitwänden zu den Königlichen Zimmern und denen der Infanten. Zuerst kommt man in ein nacktes Gemach, in welchem Philipps Umgebung antichambrirte, es ist erhalten wie es war, und zwar um so leichter, als es auch ehedem nichts als die nackten, weißen Wände enthielt; daneben in einem kleinen, dunklen Gemach findet man verschiedene königliche Sessel, morsch und vergilbt, an einem derselben ist eine Blutspur auf dem Polster des einfachen Sessels noch heute zu sehen. Von hier geht's durch allerlei Gänge in die Infanten-Zimmer, darunter die des Don Carlos; in die Zimmer des Königs und der Königin, in die der kleinen Prinzessin von Asturien, die ich bitten möchte, ihre niedlichen rothseidenen Fauteuils etwas mehr in Acht zu nehmen; in das Zimmer der Gesandten, die Speisezimmer und zahllose andere Gemächer, die hier aufzuführen den Leser ermüden würde.

Die meisten dieser Zimmer sind übermäßig dürftig hinsichts ihres Möblements; dahingegen doppelt werthvoll sind die vielen Gobelins, unter denen die spanischen vergebens den flamändischen den Rang streitig zu machen suchen. Man zeigt dem Fremden

das Zimmer, in welchem Ferdinand VII. geboren wurde, die geheimsten Zimmer der Königin bis auf die Retraiten, viel Möbelstücke, in und an denen man vergebens den gerühmten Werth sucht; ein sehr gewöhnliches Piano der Königin, Arbeits- und Schreibtische und was dergleichen mehr ist. Bewundernswerth sind jedoch die Täfeleien in einzelnen Zimmern der Königin, an die Millionen (d. h. von Realen) verschwendet sind. Eben von diesen Zimmern aus hat man, wie von denen der Infanten, eine herrliche Aussicht.

Sehr müde von dem Umhertappen in den Königl. Gemächern, war ich froh, sie verlassen zu können. Mein Don Cornelio wartete unten; ein Lakai hatte uns umher geführt und gegen meinen Willen war ich genöthigt gewesen, Vieles zu bewundern, was in meinen Augen wenig nutz schien. Ich war nämlich mit vier spanischen Geistlichen zusammengetroffen, die mit derselben Diligence gekommen waren; diese Herren geriethen überall außer sich vor Enthusiasmus, und wenn ich wirklich etwas gefunden hatte, was mich interessirte, so fuhren sie mit ihren großen Basilio-Hüten dazwischen und nahmen mir meinen point de vue.

Von den vielen Meistergemälden, die der Escorial enthalten sollte, hab' ich wenig gefunden, und dies hat seine guten Gründe: eine große Anzahl von ihnen hatte ich nämlich in der Bildergalerie von Madrid bemerkt, wohin sie geschafft wurden, andere, die ehemals den Escorial geschmückt haben, sind ganz aus Spanien verschwunden, denn unter dem Vorwande, daß die Carlisten zum Escorial marschirten, ließ Marie Christine 180 der besten Gemälde nach Madrid schaffen; von diesen 180 sind nur noch 80 vorhanden, die andern 100 ließ sie nach England schicken und dort für eigene Rechnung verkaufen. Noch heute sollen dort Bilder aus dem Escorial, die noch keinen Käufer gefunden, zu haben sein. Marie Christine verstand ihr Geschäft als spa-

nische Königin-Mutter — doch davon erzähle ich später noch interessante und sehr spezielle Geschichten.

Desto größere Meisterwerke fand ich in dem kleinen Palais des Infanten, zu welchem uns Señor Cornelio bergab durch eine lange Allee des dazu gehörigen umfangreichen Parkes führte. Mich erinnerte dieses kleine Sommer-Palais, von Carl IV. erbaut, an die Versailler Trianons; durch ein Säulenportal, vor welchem sich schöne Gartenanlagen und eine Fontaine befinden, tritt man in ein Vorzimmer, in welchem sogleich Gemälde von Andrea del Sarto, Jordan u. A. unsere Aufmerksamkeit fesseln; eine ganze Reihe andrer Zimmer bietet gleiche Genüsse, Rafael Jordan, Sarto, Murillo, Velasquez und andere Meisterwerke sind hier, leider zum Theil in sehr ungünstigem Licht ausgestellt.

Ueber Marmortreppen und das kostbarste Marmorgetäfel steigt man in das obere Geschoß; hier findet man nur niedre, halb dunkle Zimmer, alle sind sie jedoch mit großem Luxus, bordirten Seidentapeten, Elfenbeinschnitzwerk und anderen Kostbarkeiten ausgeschmückt. Dieses Prinzenpalais ist ein kleiner Feenpalast, den so minutiös, wie ich wohl möchte, zu beschreiben, mir leider nicht gestattet ist. Unverzeihlich erscheint mir die spanische Liderlichkeit, in der man eins der schönsten Zimmer aufbewahrt. Beim Tode Ferdinands VI. war man, in diesem Gemach nämlich, eben so weit gediehen, die kostbar gestickten Seidentapeten an den Wänden aufzuziehen; die Borten an der Decke und am Parket fehlten noch an diesen Tapeten, als Ferdinand starb, und — sie fehlen noch heute; an ihrer Stelle wird das schöne Gemach durch die rohen Balken über und unter den Tapeten verunstaltet. Mich dünkt: sobald man Mittel hat, so kostbare, gestickte Tapeten in seinen Palästen zu sehen, müßte man auch noch so viel übrig haben, um entsprechende Borten daran zu spendiren, wenn man — eben nicht Königin von Spanien wäre.

Don Cornelio weiß die Genüsse seiner Clienten zu berechnen; er führte uns jetzt, da es Abend ward, zum Escorial zurück, durch das Wallfischs-Portal, über einen ziemlich wüsten, öden Granithof, durch allerlei dunkle Treppen und Corridore, und blendete uns plötzlich, indem er uns in die südlich gelegene offene Galerie brachte, von welcher aus sich uns ein zauberhafter Anblick bot. Hier auf der Südseite des Klosters nämlich befindet sich eine Gartenterrasse, und über derselben diese Galerie, von welcher man weithin die ganze, sich allmälig nach Madrid hinab senkende Ebene überschaut, ja sogar bei klarem Wetter die Thürme von Madrid sehen kann.

Während ich, in den Anblick dieses lebendigen und doch so schweigsamen Gemäldes versunken, dastand, während die Sonne ihren letzten röthlichen Schein über dieses unendliche Bild warf, trat Cornelio zu mir und erzählte mir: als er neulich zwei Engländer auf diese Galerie geführt, habe er sie gar nicht wieder von hier losmachen können. Mir war ganz ebenso zu Muthe, denn dieser Anblick war überirdisch schön. Dieselbe Gegend, lieber Leser, die ich Anfangs als so öde geschildert, erschien mir jetzt als ein Paradies: ich mußte mir selber gestehen, daß Alles, was ich von dieser Galerie aus überschaute, nicht den entferntesten Anspruch hatte, zu den Naturschönheiten gezählt zu werden, und dennoch war es so wunderbar anziehend, so unerklärlich, wie unbeschreiblich schön!

Lange, sehr lange saß ich auf der Granitbrüstung, an einen Pfeiler gelehnt da, hinter mir meine vier Basileos; und schaute hinab, wie die Sonne sich von diesem Thale trennte, wie sich allmälig Alles in die leisen, magischen Schleier der Dämmerung hüllte, wie der Himmel seine Schäferwolken immer grauer färbte, das Laub dunkler wurde und in der Ferne die gelben Sandwege, die das Thal durchschnitten, sich allmälig am Horizont verwisch-

ten. Kann es größere und herrlichere Momente geben als jene, wo die enge Menschenbrust all dies Unendliche umfaßt, wo jeder Atom des Gedankens eine Bewunderung, eine Anbetung von Gottes großer Schöpfung ist! Nur das Kleine, Beschränkte in der Natur bedarf einer paradiesischen Scenerie, einer poetischen oder romantischen Staffage, das Große ist sich selbst genug; vom erhöhten Standpunkt aus ist selbst der Blick in eine Steppe, in eine Wüste ein Hochgenuß, wenn die Sonne am Morgen oder am Abend sie mit ihrer wunderbaren Poesie übergießt. In solchen Momenten lese ich stets die schönsten Gedichte in dem großen Buche der Natur.

Eine ganze Stunde verbrachte ich auf der Galerie und der Garten-Terrasse des Escorial. Während ich auf der Brüstung saß, spielten die letzten Sonnenstrahlen in dem Schnee des Guadarrama, der dann allmälig bläuliche und silbergraue Tinten annahm; unten in der kleinen Kirche tönten die Abendglocken; zu meinen Füßen spielten die Fontänen des Gartens zwischen den dichten Taxushecken, die gerade so alt wie der Escorial. Mir war es, als müßte ich den strengen Philipp auf die Terasse schreiten sehen, als dürfe Don Carlos einen Abend, wie den heutigen, unmöglich auf der Terrasse versäumen. Aber sie kamen nicht; nur der blinde Cornelio fühlte sich an seinem Stock zu mir mit der Bemerkung: Caballero, es ist Zeit zurückzukehren; morgen früh hole ich Sie ab, um Sie in die Kirche zu führen!

Cornelio hatte indeß noch einigen Urlaub zu geben; auch ich mußte noch unten im Garten umherwandeln, denn vermuthlich war dies der einzige Abend in meinem Leben, den auf der Terrasse des Escorial zu verträumen mir vergönnt wurde.

Der Mond war bereits der Sonne gefolgt, er spielte in den dunkelrothen Blüthen der Granaten, in den Fenstern des Escorial, um die düstern Thürme desselben, in den plätschernden

Fontänen und belebte von Neuem den Schneescheitel des Guadarrama. „Vamos, Caballero!“ mahnte Cornelio abermals, und wir begaben uns durch die dunklen Corridore, über den Hof des Schlosses zur Fonda zurück.

Pünktlich um 9 Uhr stolperte Señor Cornelio am Morgen in mein Zimmer, um mich zur Kirche des Escorial zu führen. Wir nahmen unsern Weg ins Schloß durch einen langen, schnurgeraden, unterirdischen Gang, kamen neben dem Eingang zu der großen Klosterküche wieder an's Tageslicht und betraten von hier aus den Königshof und das Hauptportal der Kirche. Hier frappiren den Fremden sofort die ungeheuren Bronceflügel, die, in Saragossa gearbeitet, ihres Gleichen suchen.

Unbeschreiblich ist der Eindruck, den das in der Form eines griechischen Kreuzes erbaute Innere dieser Kirche macht, ja ich möchte sagen, St. Peter selbst mit all seiner Pracht, seinem Luxus, ist hier in manchen Beziehungen übertroffen. Man denke sich drei Schiffe, durch zwei Reihen der riesigsten Pfeiler getrennt, die mit ihren ungeheuren Granitquadern sich nach oben in den köstlichsten Fresken des Gewölbes verlieren. Rings umher kleine Kapellen mit 48 Altären, im Fond der Hochaltar, ihm gegenüber auf der andern Seite das große Chor, das einzige Chor in den spanischen Kirchen, das zweckmäßig für den Totaleindruck und unabhängig vom Hochaltar angebracht ist. Das ganze Innere trägt die Farbe des grauen polirten Granits, diese dämpft das einströmende Licht und verbreitet ein mattes Dunkel in der ganzen Kirche. Alles, was das Auge hier trifft, ist massiv, gediegen, klassisch vollendet, Alles spricht von der Energie des Erbauers.

Vor dem Hochaltar fand ich meine Herrn Kaplane wieder, die mir diesmal von großem Nutzen wurden, denn in ihrer Gesellschaft erschloß sich mir Manches, was sonst keinem Reisenden gezeigt wird; durch ihre Vermittlung sah ich die größten Geheim-

nisse der Klosterkirche, nur ein Gegenstand neben der Sacristei blieb mir verschlossen, und der dienende Bruder, der die Geistlichen in dasselbe hinabführte, bedauerte mit der größten Entschiedenheit, daß es ihm nicht möglich sei, mich einzulassen. Lange zerbrach ich mir den Kopf, was für ein großes Staats- oder Kirchengeheimniß man mir da neben der Sacristei vorenthielt, endlich erfuhr ich aber, daß es das retablo de la Santa forma war. In diesem bewahrt man nämlich eine miraculöse Hostie, die nur am 29. September und 28. Oktober den Gläubigen gezeigt und an diesen Tagen vor ein meisterhaftes Gemälde, Clodio Coëllos (die Apotheose dieser Hostie) gestellt wird, das sich in dieser Sacristei befindet. Ich glaube nicht, daß es der Hostie Schaden gethan haben würde, wenn ich sie ausnahmsweise am 21. Mai gesehen hätte.

Man bereitete eine Todtenmesse vor; ich mußte heute wieder einen sehr glücklichen Tag haben, denn es hieß, diese Messe gelte dem Todestage des Gründers des Escorial, Philipp II. Der Hochaltar trägt eine massiv silberne Statue des heil. Laurentius, 450 Pfd. schwer; wie oft auch dieser Heilige hier personificirt ist, überall sieht man ihn nur mit seinem Rost in der Hand, denn bekanntlich wurde er lebendig auf einem Rost gebraten, wie dies auch auf mehreren Gemälden der Kirche dargestellt ist. Selbst die kostbaren Meßgewänder, welche man uns zeigte, tragen den Rost, wie denn auch der ganze Grundriß des Escorial die Gestalt eines Rostes hat.

Bunte Marmorstufen führen zum Altar hinauf, der wiederum von drei über einander stehenden Säulenreihen aus taragonischem Marmor bis zu der 330 Fuß hohen, mit Fresken gezierten Kuppel hinauf überragt wird. Am Fuße der Kuppel umschweben zwei 12 Fuß hohe Marmor-Engel ein Crucifix in Bronze, das größte, das je gegossen sein soll; zu beiden Seiten des Gekreuzig-

ten zwei andere Bronzegestalten von Pelegrini, Giordano, Carduchi u. a. gemalte Fresken decken die Kuppel.

Zu beiden Seiten des Hochaltars, in hohen Nischen, sieht man auf der einen Carl V. im Kaisermantel, mit dem doppelköpfigen Adler über sich, im Kreise seiner Familie, beten, auf der andern Seite kniet betend Philipp II., von Anna, seiner vierten, Isabella, seiner dritten, Marie, seiner ersten Frau, und deren Sohn Don Carlos umgeben, mit gefalteten Händen. Beide Gruppen sind bronzirt. Der Vorsitzende des Klosterordens, den meine Kaplane sich aufgesucht hatten, führte uns durch eine verschlossene Thür von in Bronze gefaßten Marmortafeln hinter das Tabernakel eine kleine Treppe hinan und zeigte uns hier unter einem Glasdache verschiedene heilige Gegenstände, ein Tabernakel aus gediegenem Golde.

Von hier begaben wir uns auf das Chor gegenüber. Hier sieht man auf drei Seiten Doppelreihen von 260 Betstühlen aus dunklem Holze, sehr schön geschnitzt, in der Mitte ein Lustre von Bergkristall von einer Taube gekrönt, eine wunderbar schöne Arbeit; unter demselben ein ungeheures, drehbares Bücherstativ von Bronze, über 12,000 Pfd. schwer, so gediegener, sicherer Arbeit, daß es mit einem Finger zu drehen ist und seit 300 Jahren, der ganzen Zeit seiner Existenz, nicht nivellirt zu werden brauchte. Ganz links in der Ecke zeigte man uns einen Eckstuhl, in welchem Philipp II. zu sitzen pflegte und in welchem er auch die Nachricht von dem Ausfall der Schlacht bei Lepanto empfing. Auf beiden Seiten des Chors eine Orgel; das Gewölbe desselben trägt ebenfalls die schönsten Fresken.

In dem Corridor des Klosters, der uns wieder in die Kirche hinabführte, postirte sich Cornelio vor eine in einer Nische stehende Marmorstatue, in welcher er uns einen San Lorenzo von hohem Werthe vorstellte; diese Bildsäule hat man indeß par force zum

San Lorenzo gemacht, denn von Hause aus war sie keineswegs zu diesem hohen Berufe bestimmt, sie ist vielmehr ursprünglich eine weibliche antike, römische Statue, der Philipp II. Kopf und Hände abnehmen ließ und die er auf diese Weise aus einer heidnischen Römerin in einen spanischen Heiligen, in den Patron dieses „Palacio monasterio“ verwandelte. Wie dem sei, die Statue ist nicht ohne Werth und Philipp II. war nicht der Mann, der Ungeheuer schuf, wie ich sie heute in der spanischen Kirche, namentlich in den Prozessionen finde, bei denen ich in Miranda z. B. den Kopf eines kolossalen Heiligen, der einer Statue von 8 Fuß gehört haben mußte, auf dem Körper eines anderen Heiligen von kaum 4 Fuß Höhe herumtragen sah. Heute nimmt man es nicht genau, einem Heiligen Andreas, wenn er durchaus einen Kopf haben muß und er den seinigen verloren hat, den eines St. Martin oder S. Isidro aufzusetzen — wenn er nur einen Kopf hat. Man erzählte mir sogar von einem Kloster in Castilien, in welchem die Franzosen allen Heiligen die Köpfe abgeschlagen; von diesen ward nur ein Kopf wieder gefunden und dieser Kopf mußte seither für alle übrigen Heiligen mit ausreichen.

Wir hatten in der Kirche des Escorial drei Führer: meinen blinden Cornelio, den Präsidenten des Ordens und den dienenden Bruder, der uns alle Thüren und Thore öffnen mußte. Letzterer brachte uns zum Altar zurück, öffnete rechts von demselben eine massive Thür und führte uns eine reiche Marmortreppe hinab in das Pantheon, die Gruft der Könige und der Mütter von Königen. Man tritt zuerst in eine reiche Kapelle, ganz von Marmor und Bronze, dann in das achteckige Gemach, das, ebenfalls von Marmor und Jaspis bekleidet und mit vergoldeter Bronze geschmückt, die in 26 Nischen übereinander stehenden Marmorsärge der Könige enthält. Ueber seiner Thür steht mit großen Buchstaben: „Locus sacer mortalitatis catholicorum

regum.“ Ein Kronleuchter sehr gediegener Form hängt in der Mitte herab, wird jedoch nur angezündet, wenn das Pantheon sich um einen Herrscher Spaniens bereichert. Hier unten ruht Spaniens größte Geschichte, hier ruhen seine großen Könige, und ich möchte wahrlich lieber als ein solcher hier unten begraben liegen, als wie ein kleiner droben auf dem Throne sitzen, oder als ein mittelmäßiger Spaniens Unglück sein, wie es fast immer seit Philipp II., dem großen Erbauer dieses großen Monuments, der Fall gewesen.

Ein eigenthümliches Halbdunkel, das Blick und Gemüth befangen macht, herrscht hier im Pantheon; die Marmorsärge mit ihren plastischen goldnen Aufschriften umfassen ohne Unterschied die großen und die kleinen Männer; die Carle, die Ludwige und Philippe tragen hier alle eine gleiche Firma, Keiner wird vor dem Andern ausgezeichnet, weil er ein Carl V. oder ein Philipp II. gewesen; er braucht nur regiert zu haben, um hier unten, gerade unter dem Hochaltar, seiner Ruhe zu pflegen; wie er regiert hat, das gehört nicht in's Pantheon. — Ich wußte mir anfangs nicht zu erklären, weßhalb mir jene Stimmung fern blieb, die uns sonst in den Ruhestätten historischer Personen ergreift; hier war doch Alles, was zur ewigen Versteinerung des Ruhmes und der Größe gehört, und dennoch hatte mein Gemüth etwas von dem Granit und dem Marmor angenommen, die mich hier umgaben: mir fehlte die Andacht in diesem Pantheon, ich las die Namen auf den schönen Särgen und war im Stande, mir so wenig als nur möglich dabei zu denken.

Erst als ich mich von dem Pantheon trennte und in der Thür noch einen Blick zurückwarf, fiel mir ein, was mich hier unangenehm berührt: das Uebeinanderstehen der Särge in den Nischen, ganz nach der Weise, wie die Särge Derer, die bezahlen können, in Nischen übereinander à jour in die Kirchhofs-

mauer der spanischen Friedhöfe gesetzt werden. Diese Mode hat etwas Apothekenartiges und will mir durchaus nicht gefallen. Ganz in diesem Sinne stehen im Pantheon in den 26 Nischen dieses Achtecks noch acht Särge, die keine Aufschrift tragen und leer sind; sie erwarten noch acht Könige oder Königinnen, und sobald diese noch gestorben sein werden, können die Uebrigen im Pantheon keinen Platz mehr finden. Ihre Schuld ist es, wenn sie zu spät gestorben sind, ebenso wie es ihre Schuld ist, daß ihre Vorgänger noch Könige von Spanien und Indien waren, während sie gegenwärtig ihre liebe Noth haben, sich nur als simple Könige von Spanien zu erhalten.

Unmittelbar daneben liegt das Pantheon de Infantes, in welchem die Prinzen und Prinzessinnen, auch die ohne legitime Kinder gestorbenen Königinnen beigesetzt werden. Dieses Pantheon ist weniger schön als das erste; daß man beide von einander trennt, ist eine Probe der spanischen Hofetikette, die selbst im Tode nicht verletzt werden darf; was man bei Lebzeiten gegen die Etikette, gegen die nothwendigsten Monarchentugenden fehlt, das thut hier nichts zur Sache. Auch der arme Don Carlos liegt hier unter vielen Infanten, die im Leben glücklicher waren als er; dafür ist er im Tode glücklicher, und Alle, die in dieses Pantheon treten, zeigen nur auf seinen Sarg und sagen: „eso es Don Carlos!“

Ich gestehe, daß ich diese Königliche Sarg-Apotheke, trotz all ihrem Glanz, trotz all dem hohen Interesse, mit welchem ich hinab gestiegen war, gern wieder verließ. Man hatte mir in Madrid gesagt, daß seit Kurzem der Sarg Carls V. mehrmals für höhere Personen geöffnet worden, und daß der todte Kaiser sich sehr gut conservirt haben solle; wie man dies anfängt, um dem Kaiser in seiner engen Nische beizukommen, weiß ich nicht, jedenfalls muß es sehr umständlich und der Besuch ein sehr hoher sein, um der

spanischen Bequemlichkeit gegenüber diese Umstände zu rechtfertigen.

Links beim Heraustreten aus der Gruft liegt die Sakristei des Escorial mit höchst werthvollen Gemälden von Meistern des 16. Jahrhunderts und einer großen Garderobe von kostbaren Meßgewändern in langen antiken Schränken. Meinen Geistlichen machte die Besichtigung dieser Gewänder sehr viel Vergnügen, für mich war dabei nur die Erfahrung interessant, daß die Franzosen auch von diesen Gewändern die schönsten mit fortgeschleppt oder wenigstens die Edelsteine von ihnen abgetrennt hatten.

Bei Allem, was man im Escorial besichtigt, muß man die Notiz hören: „Das Beste haben uns die Franzosen gestohlen", und die neuen Gallier, die Spanien bereisen, müssen ihre eigene Nation endlich wohl oder übel für die größten Spitzbuben der Welt halten, wenn sie tagtäglich ihr Sündenregister in Spanien zu hören bekommen. Nach Allem, was man hier erfährt, müssen Indiens Schätze hier im Escorial und in den andern Kirchen aufgespeichert gewesen sein, denn die Franzosen sollen allein aus dem Escorial einige zwanzig Wagen voll Gold und Silber fortgeschleppt haben, wie sie denn überhaupt ein höchst geniales Plünderungssystem in Spanien angewendet haben. Es ist bekannt, daß namentlich Sebastiani u. A. Maler voranschickten, die incognito die Klöster und Palläste recognosciren und die werthvollsten Bilder bezeichnen mußten, diese veranstalteten namentlich eine große Jagd auf die Murillo's, Velasquez' und Ribera's; aber wie man die letztern raubte, scheinen sie sich auch wieder verkrümelt zu haben oder in Privathänden geblieben zu sein. Ferdinand VII. hat Manches wieder in den Escorial zurückbringen lassen, der größte Theil seiner Schätze ist aber doch nicht wiedergekehrt.

Einen einzigen Blick auf diejenigen Kirchenschätze, welche man während der Invasion der Franzosen zu flüchten oder zu ver-

bergen Gelegenheit hatte, giebt uns einen Begriff von dem ehemaligen Reichthum der spanischen Kirchen; ich habe die berühmteste Madonna Spaniens, die von Atocha, gesehen, die mehr Diamanten besitzt, als der Großmogul sie in seinen besten Vermögensumständen besessen haben kann, das Christuskind derselben Kirche, auf dessen Brust ein Diamantenstern erster Größe glänzt; ich sah die unschätzbaren Custodien der Cathedrale von Toledo, die Madonna derselben Kirche, die man vor den französischen Juwelenliebhabern in Sicherheit gebracht hatte, und war geblendet von den unermeßlichen Schätzen, mit welchen man namentlich die Mutter Gottes überladen.

Immer wieder von den Vorrechten meiner christlichen Gesellschaft profitirend, ward ich in das Reliquien-Cabinet der Kirche geführt; hier in diesem kleinen Gemach lagen auf einem Altar die Manuscripte von St. Ambrosio und Crisostomo; von der Hand der heiligen Therese bewahrt man mehrere Bücher, eben so ihr sehr einfaches Schreibzeug in Form einer Bibel in einem Ebenholzschrein. In einer Schieblade des letztern liegt eine große 2½ Fuß lange Zange, ein Marterwerkzeug, mit welchem die Mauren die armen Christen gepeinigt (nach denen der Inquisition wagte ich nicht zu fragen).

In einer Nische am Fenster steht hinter einem grünen Vorhange ein Krug von etwa 3 Fuß Höhe, mit welchem Christus sein erstes Wunder gethan; es ist dieser Krug nämlich kein andrer als derselbe, in welchem er das Wasser in Wein verwandelte. Ich würde mich einer schweren Versündigung schuldig gemacht haben, wenn ich diesen Krug auch nur im geringsten für apokrypher Natur gehalten hätte; mit der ehrsamsten Miene sah ich daher zu, wie meine Geistlichen den Krug inbrünstig an derselben Stelle küßten, wo ihn schon unzählige fromme Lippen ganz schwarz geküßt haben.

In der Kirche fand ich meinen Blinden wieder, der uns jetzt durch allerlei Kreuzgänge in die Mauern der Kirche selbst, das heißt: durch einen in diese riesigen Mauern gehauenen Gang führte, der in mehreren Etagen das Schiff der Kirche umläuft und an allen vier Ecken dieses architektonischen Kreuzes an eine offene Balustrade führt, von welcher man einen Blick in die Kirche hinab thut; wir standen also bald über dem Chor, bald hinter dem großen Crucifix, in welchem sich der Hochaltar gipfelt. Von diesem dunklen Gange ging es über eben so dunkle Wendeltreppen auf 238 Granitstufen zur Kuppel der Kirche hinan, deren innere Wölbung, wie schon erwähnt, 330 Fuß hoch und in der man also manche unserer höchsten Kirchen sammt ihrem Thurm placiren könnte. Mit unglaublicher Genauigkeit wußte sich unser blinder Führer in diesen Gängen und Treppen zurecht zu finden, er führte uns auf die höchste Galerie der Kuppel und gab uns hier den schönsten Blick auf den ganzen Escorial und seine Umgebung.

Da lag dieser Koloß zu unseren Füßen, nicht ein Palast, nicht ein Kloster — eine ganze Stadt von Granit, da lagen die vier Thürme um uns her (die Füße des Rostes darstellend, in welcher Form ja der Escorial zu Ehren seines Heiligen gebaut), da lagen die sechszehn Höfe, in einem derselben der Tempel der Evangelisten; die 216 Fontänen, die neun Kuppeln, die Tausende und Abertausende von Fenstern und Thüren, die Gallerien, die Statuen, die Taxusgärten, der Park — und alles Dieses schuf Philipps eiserner Wille in 21 Jahren!

Das klarste, herrlichste Wetter gab uns den weitesten Fernblick bis nach Madrid; mir war's, als stehe ich in gleicher Höhe mit der schneebeglänzten Sierra, aber sie war nicht so schön wie gestern Abend; auch die ganze Ebene zu meinen Füßen war wohl klarer und deutlicher, aber es fehlte ihr der Zauber, ich möchte

sagen: der katholische Nimbus, der sie am Abend umgossen. Heute war das Alles majestätisch und schön, aber es fehlte das Idyll; es hingen wohl einige funfzig Glocken um mich herum, aber sie schwiegen Alle und die Taxusbeete unten auf der Terrasse, denen man es gestern Abend nicht ansah, daß sie 300 Jahre alt sind, sie sahen in der Sonne durstig und verwelkt aus; die offenen Klostergänge, in welchen gestern Abend gespenstige dunkle Gestalten sich hin und her bewegten, sie waren heute öde und verlassen; die grauen Häuser und die grauen Dächer beider Flecken hatten in der Sonnengluth das bleiche todte Gepräge aller südlichen Städte, die nicht von üppiger Vegetation belebt werden; durch die weite Haideebene zogen sich die gelben Landwege, die mir am Abend so freundlich erschienen waren, wie lange Bindfaden und vergebens suchte ich nach einem lebendigen Gewässer, an dem sich der zehrende Sonnenblick hätte brechen können. Der Escorial war heute todt, mir war's, als stehe ich über dem Haupte einer großen Sphinx, und doch war mir die ganze Landschaft umher so nordisch, so prosaisch! Bei Sonnenuntergang muß der Blick von hier oben ein unendlich schöner sein, während der Sonnenhöhe ist die Monotonie des grauen Granits und der graugelben Landschaft eine drückende.

Wohlthuend war uns die Kühle in den Kreuzgängen unten und in dem großen Treppenhause des eigentlichen Klosters. Hier auf der Marmortreppe standen wir vor Giordanos meisterhaftem, ungeheurem Gemälde der Schlacht von St. Quentin; wir durchstrichen die schönen, breiten Klostergänge, stets die Magnificenz derselben anstaunend, und traten endlich in die Bibliothek des Escorial, die trotz der französischen Plünderung, der auch sie unterlag, noch immer eine unserer berühmtesten. Vor 1808 zählte sie 4300 Handschriften, unter diesen namentlich arabische, so wie 70,000 gedruckte Bücher. Joseph Napoleon schickte den größten

Theil nach Paris, Ferdinand VII. ließ sie wieder im Escorial aufstellen, doch ist Vieles davon verloren gegangen.

Der erste Saal der Bibliothek bietet einen magnifiken Anblick, namentlich durch die Fresken in seiner Wölbung und seine vorzüglichen Oelgemälde. In dem Bogen auf der einen Seite sitzt die Philosophie, um sie her Plato, Seneca und Socrates; in dem anderen Bogen die Theologie mit Krone und Nimbus über dem Haupte, eine Gesellschaft von Päpsten um sich. Von all' den Bildern des Escorial aber hat mich kaum eines so gefesselt, wie hier in der Bibliothek die beiden lebensgroßen Portraits Karls V. und Philipps II., von Pantoja, beide so lebhaft im Colorit, als seien sie erst gestern gemalt (Pantoja starb 1610); beide so plastisch und lebendig, als müßten sie aus ihren Rahmen heraustreten.

Da steht der stolze Karl in seiner blanken, stählernen Rüstung, den Zepter in seiner Rechten, die Linke auf den Helm gestützt; man möchte glauben, sein großes Auge, seine Gesichtszüge bewegen sich. Und drüben der schon kränkelnde Philipp II. mit den bleichen, matten Gesichtszügen, dem dünnen weißen Haar, den Rosenkranz in der Linken, die Rechte auf den Sessel lehnend. Die schwarze seidene Tracht contrastirt grell mit dem weißen Haupt und den feinen matten Gesichtszügen; sein Blick ist unheimlich, seine schmalen Lippen sind zusammen gepreßt, er scheint so müde, als müsse das goldene Vließ seine Brust und die schwarze Sammetmütze dies müde und dennoch so stolze aristokratische Haupt drücken. Welch' eine unendliche Verschiedenheit in diesen beiden Herrscherportraits: da der stolze kräftige Kaiser Karl mit seinem imponirenden Blick und dem unverkennbaren Wohlwollen in seinen Zügen, angethan mit Stahl, ganz Held, ganz Kaiser — und ihm gegenüber dieser Philipp, wie er wider Willen zum Grabe, zum „Schlaf im Escorial“ schleicht, mit ver-

zehrtem Herzen, zernagtem Innern, mit dem Gram und Elend auf seiner gefurchten, bleichen Stirn. Es kann kein Zufall sein, der diese beiden Bilder einander gegenüber gestellt. —

Meine zweitägige Wanderung durch den Escorial war zu Ende: unter der Gewalt all' dieser Eindrücke sehnte ich mich nach einem Hafen, um auszuruhen, und dieser Hafen konnte nur meine Fonda de las animas sein. Dennoch verlangte es die Artigkeit, der Einladung des Kloster-Vorsitzenden in seine Zelle zu folgen. Dort saßen wir eine ganze Stunde, meine Geistlichkeit unterhielt sich von der Kirche, von den Klöstern, und schimpfte weidlich auf die Revolution, die allem Klosterleben ein Ende in Spanien gemacht. Ich konnte hierüber nicht mitsprechen, und erlebte hier wiederum einen Augenblick, wo ich mir gratulirte, keine Worte für meine Gefühle zu finden. Es ist doch mitunter auch zu was nutz, die Sprache nicht zu verstehen, dacht' ich mir, lehnte mich zum Fenster hinaus und während die Herren von der Kirche sprachen, schaute ich zu Philipps Königsstuhl drüben auf der Sierra hinüber. Mein Cornelio mochte ganz derselben Meinung sein, denn ich sah, wie er sich in stoischer Gleichgültigkeit ein Cigarito aus der Tasche nahm, und während die schwarzen Herren die guten alten Zeiten zurückwünschten, seine dicken Wolken vor sich hinblies.

Endlich schlug die Stunde, wo ich meine Fonda de las animas wieder erreichte. Ich verabschiedete Cornelio, indem ich ihm einen Duro für seine Bemühung gab; Cornelio aber bat um die Erlaubniß, vor meiner Abreise noch einmal wieder kommen zu können. In der That geschah dies, denn in dem Momente, wo ich die Diligence besteigen wollte, fühlte sich Cornelio mit seinem Stock an den Wagenschlag und übergab mir eine kleine Rolle mit dem Bemerken, es sei das eine kleine Ansicht vom Escorial, die ich von ihm acceptiren möge. Als ich unterwegs die Rolle öffnete,

fand ich anstatt des Escorial das Portrait des alten Cornelio, das er, wie ich hörte, eigens für seine Clienten hat anfertigen lassen.

XII.

Volks- und Kirchenfeste. — Die Virgen de la O! — Weihnachts-Festlichkeiten. — Nacimientos. — Chicharras und Zambombas. — Weihnachtsgesänge und der Charco de Ranas. — Die Mitternachtsmesse. — Das Fest der heiligen drei Könige. — Religiöse Puppen-Comödie. — Die Leidensgeschichte Christi. — Königliches Verbot. — Das Fest San Antonio's. — Die Schweine-Lotterie. — Der grüne Donnerstag und Charfreitag. — Santa Infancia. — Die Mutter Gottes, die alle spanischen Orden hat.

Sehr origineller Natur sind in Madrid die Kirchen- und Volksfeste, die sich überhaupt in Spanien noch in ziemlicher Ursprünglichkeit erhalten haben, wie dies bei einem so durch und durch religiös erzogenen Volke sehr erklärlich ist.

Das Fest des heiligen Isidro habe ich bereits beschrieben; ich will hier zunächst noch Einiges über die Kirchenfeste erzählen und mit der Weihnachtszeit beginnen.

Schon am Tage der „Virgen de la O“ (acht Tage vor Weihnachten, wo die heilige Jungfrau dreimal O! gesagt haben soll) beginnt in Madrid das festliche Straßenleben. Schaaren von Jungen, Lehrlingen, Arbeitern und Gesellen durchziehen am Abend die Stadt mit Trommeln, Tambouriren, Pfeifen und sonstigen Instrumenten, vermöge derer sie einen entsetzlichen Lärm veranstalten.

Bei der Kirche Santa Cruz etabliren sich zugleich eine Menge von kleinen Tischen, auf welchen Engel, Hirten, Zimmerleute, Ochsen und Schaafe, Alles von Gips, schauderhaft bemalt und

mit Flittergold beklebt, zum Verkauf ausgestellt werden. Unter diesen, der biblischen Geschichte angehörenden, populären Kunstgegenständen, ragen besonders hervor die sogenannten nacimientos (Geburt Christi) mit einem überaus rosenfarbigen Christuskinde, umgeben von Maria und Joseph und diversen knieenden, sehr plumpen Engeln, Ochsen, Eseln, Schaafen und Maulthieren — Alle in stummer Anbetung begriffen.

Während diese Kunstausstellung einen überaus bunten Mittelpunkt bildet, entwickelt in den Straßen auch die spanische Industrie alle ihre wohltönenden Instrumente, die namentlich dem Heiligendienst gewidmet werden. Ebenso bietet man Felsengruppen von Pappe dar, die durch Höhlen, Windmühlen, Herbergen, Wälder und Flüsse belebt werden — Alles dazu dienend, das Geburtsfest des Heilandes zu verherrlichen. Alt und Jung bemächtigt sich dieser musikalischen Instrumente und bewerkstelligt mit ihnen einen kaum zu beschreibenden Lärm, namentlich aber durch die sogenannte Chicharra. Diese besteht aus einem runden Pappstreifen, über welchen ein Pergament straff gespannt ist; in der Mitte des letzteren ist bewachstes Pferdehaar angebracht, über welches man mit den Fingern hin und her streicht, so einen Ton hervorbringend, der eben nur durch den Namen dieses Instrumentes annähernd zu bezeichnen ist.

Auch die Zambombas geben der Chicharra wenig nach, dieselben sind größer als die letztere und haben anstatt des Pferdehaares in der Mitte ein dünnes Rohr, das man reibt, um hierdurch die herzzerreißendsten Töne hervorzubringen. Erwähnenswerth in der spanischen Nationalmusik sind auch die Ravelas, nämlich aufgeblasene, buntbemalte, an einen Stock gebundene Schweineblasen, über die eine Saite gespannt ist und auf welcher man vermittelst eines Fidelbogens die gräßlichsten Töne hervorzaubert.

Einen ganz andern, ans Tropische streifenden Anblick bietet die Plaza Mayor dar: hier thürmen sich Berge von Granaten, Orangen, Melonen, Citronen, Datteln; zahllose Kisten und Körbe sind mit frischen Malaga-Trauben, Aepfeln, Birnen, Feigen gefüllt; Tonnen voll grüner und schwarzer Oliven, Nüsse, süße Eicheln, Kastanien, piñones (Pinienfrüchte) sind zum Verkauf ausgestellt und schmücken den Platz mit den lebendigsten Farben. Auf großen Reihen von Tischen ist für die Leckermäuler gesorgt; caronis (eine Art von Marzipan), jalea (Gelée und Confituren), Marzipan von Toledo *), Feigenbrod, süße Mandeln, Mandelbrod sind in Massen vorhanden; Schaaren von Truthühnern bevölkern den Platz, Wurstverkäufer bieten die beliebten chorizas aus Estremadura feil und die panteretas (Tambourins) in allen Größen und auf's wunderlichste bemalt hangen zum Verkauf aus, da das Volk ihrer, behufs des nöthigen Fest-Scandals, auf's Dringendste bedarf.

Während des ganzen Festes bieten die Straßen das bunteste Gewühl dar; selbst der Christabend wird in den Familien auf's geräuschvollste durch Boleros, Fandangos, Manchegas, Seguedillas, Zapateados und Moñehras gefeiert. Droht endlich nach der Anstrengung des Tanzes die Gesellschaft müde zu werden, so fängt man die Weihnachtsgesänge an; Jeder bewaffnet sich mit einem beliebigen Instrument, mit der Pandereta, Zombomba, Ravela, mit Castañuelas oder mit der Guitarre; um den Lärm noch zu verstärken, holt man sich aus der Küche Messingmörser, Kasserollen und Pfannen, paukt mit stoischer Gelassenheit auf diese Instrumente los und veranstaltet eine Höllenmusik, die der Spanier charco de ranas (Froschpfütze) nennt. Der Leser denke sich den Scandal, der aus allen Häusern auf die Straße

*) In Toledo wird merkwürdiger Weise ein Marzipan verfertigt, der mit dem Königsberger eine frappante Aehnlichkeit hat.

bringt, da es kaum eine Familie giebt, in der nicht der Christabend durch ein charco de ranas gefeiert würde.

Letzterer wird nun, vermuthlich zur Erholung des Trommelfells, alle fünf Minuten unterbrochen; einer aus der Gesellschaft muß alsdann vier Strophen zu Ehren der Jungfrau Maria, des Christuskindes oder irgend eines Heiligen singen, ein Vortrag, in welchem das Göttliche mit dem Irdischen auf eine allerdings etwas gottlose, aber doch höchst komische Weise vermengt wird.

Diese Musik und diese Gesänge dauern bis zum Abendessen, das wiederum auf eine höchst merkwürdige Weise componirt ist. Da nämlich der heilige Abend ein Fasttag und alle Fleischspeisen verboten sind, so servirt man Mandelmilch oder Suppe, ausgequetschte Mandeln mit Brod gemischt, ein süßlich-bittres, öliges und widerliches Gemenge; ferner Stockfisch mit pommes d'amour, Besugo (ein Fisch von der cantabrischen Küste) mit unergründlicher Sauce, Sallat von Sellerie und Granaten, turones, Wein aus Fuencaral, Pardillo genannt, und hipocras, eine Art Bischof; zuletzt dünnen Kaffee, der in den spanischen Familien sonst nicht gebräuchlich — und damit endet der Abend.

Interessant und der Erwähnung werth ist auch die sogenannte Mitternachtsmesse, eine Volksbelustigung ganz eigenthümlicher Art, denn anstatt einer wirklichen Messe wird in der Kirche der Gesang mit Pfeifen, Schäferflöten, Castagnetten, Guitarren, Tambourins und Dudelsäcken begleitet. Man sollt' es kaum glauben, und dennoch wird mir von allen Seiten versichert, daß diese so eigenthümliche Musik, die hier natürlich ohne Exceß ausgeübt wird, einen höchst angenehmen Eindruck mache; man findet in der Kindlichkeit dieser Musik etwas mit der Feierlichkeit der kirchlichen Handlung höchst einschmeichelnd Harmonirendes, in dem Ganzen etwas Patriarchalisches und besonders die Anbetung der Hirten und die Geburt Christi Vergegenwärtigendes.

gleichzeitig der Leidensgeschichte Christi erwähnen, die zur Fastenzeit im Theater la Cruz und im Circo de Paul dargestellt wurde. Der Vorhang geht auf: Maria sitzt da; sie singt und betet. Aus der Luft erscheint ein Engel, eine entsetzliche Carrikatur. — Christus kommt und bekehrt die Magdalene, die im vollsten Geschmeide, eine richtige Theaterprinzessin, dasteht. Magdalena bereut, sie ringt die Hände, behält aber das Geschmeide. — Christus wird vor Pontius Pilatus geführt. Herodes sieht ganz fürchterlich aus, Pilatus ebenso schreckenerregend. Die Pharisäer halten ein Conseil. — Judas mit rothem Haar, in gelbem Costum (die Falschheit andeutend) kommt und verkauft den Heiland. — Christus geht zu Maria, um Abschied zu nehmen; er sagt ihr, er wolle ihr die Hölle zeigen, auf einen Wink seiner Hand fällt die Hinterwand des Theaters ein, man sieht in ein durch Gaze verhängtes Halbdunkel, in welchem die Teufel eine Jota tanzen, eine Scene, die überaus kindisch und ergötzlich ist. — Christus wird verurtheilt und zur Kreuzigung abgeführt. — Judas bereut und erhängt sich auf dem Theater mit großer Geschicklichkeit an einen Baum. Gleich darauf öffnet sich im Hintergrunde wieder die Hölle in Gestalt eines Drachenmauls; gegen zwanzig Teufel steigen aus demselben heraus, nehmen den Judas und schleppen ihn in die Hölle, womit ihm ganz recht geschieht. — Jetzt kommt die Kreuzigung Christi, ein Moment, der ausnahmsweise recht hübsch durch ein lebendes Bild dargestellt wird. Der Heiland ist an's Kreuz geschlagen und der Vorhang fällt, erhebt sich jedoch gleich darauf wieder. Christus entsteigt dem Grabe; er segnet die Apostel, dann stellt er sich hinter einen Baum, dieser fällt auseinander, er verwandelt sich in eine Wolke und Christus fährt auf dieser gen Himmel.

Diese ganze Vorstellung dauert von acht bis zwölf Uhr; sie ist keine Puppencomödie, sondern wird von Dilettanten aufgeführt,

unter denen sich Arbeiter, Schlosser und dergl. mit dicken, schwarzen Händen befinden, ein Umstand, der namentlich den Moment sehr ergötzlich macht, wo Pilatus sich buchstäblich vor dem Publikum seine Hände wäscht. Das Volk zerfließt während der Vorstellung in Thränen, eine sehr erklärliche Gefühlsäußerung bei einer so religiösen, imaginationsfeurigen Nation.

Die spanische Regierung hat indeß doch schließlich den Mißbrauch eingesehen, der offenbar in solchen Schaustellungen liegt, denn während meiner Anwesenheit in Madrid brachte die „Gaceta“ eine königliche Verordnung, angeblich durch die Beschwerden veranlaßt, welche der General-Vicar von Madrid eben auf Grund dieser dramatischen Leidensgeschichte Christi an die Königin gerichtet hatte. Diese Verordnung lautete:

„Art. 1. Von heute ab dürfen auf den Theatern des Königreichs keine heiligen oder biblischen Dramen mehr dargestellt werden, deren Stoff den Geheimnissen der christlichen Religion entnommen ist oder in welchen Personen der heiligen Dreieinigkeit oder der heiligen Familie vorkommen. Art. 2. Alle bezüglich dieser Schauspiele bisher von den Ministern des Innern oder der Justiz erlassenen Verfügungen sind aufgehoben. Art. 3. Der Druck und die Veröffentlichung solcher Dramen kann, unter genauer Einhaltung der im Preßgesetz vorgeschriebenen Formalitäten, durch die Civil-Gouverneure genehmigt werden.“

Was übrigens die eine Regierung in Spanien erlaubt, das verbietet die andre wieder, sobald sie das Heft in Händen hat, und umgekehrt. Ich glaube kaum, daß diese Verordnung lange bei Bestand bleiben oder streng befolgt werden wird, denn das Volk ist einmal gewohnt, in den Festtagen dergleichen „christliche“ Schauspiele zu sehen und sich durch sie zu Thränen rühren zu lassen; namentlich die Weiber werden sich ohne diese nicht gut behelfen können. —

Ein Volksfest ganz origineller Art ist das des San Antonio, des Schutzpatrons aller Thiere. Am 17. Januar, dem Tage dieses Festes, vermag die Straße Ortaleza kaum die Massen der Fußgänger auf den schmalen Trottoirs zu fassen; die Balkons sind mit geputzten Damen besetzt, überall sind kleine Tische ausgestellt, mit wunderlichen, bunten Gardinen behängt, auf denen noch bunteres, carmoisinrothes, saffrangelbes und schneeweißes Zuckerwerk (bollos) zum Verkauf ausgestellt ist. Die Confiterias sind mit orangegelben Gardinen geschmückt, und hinter den Bergen von bollos und candirten Früchten schaut der heilige Antonius, von brennenden Kerzen umgeben, lüstern auf das schöne Naschwerk herab. Dieser heilige Antonius hat es gut heute, denn alle Ehren, alle Feierlichkeiten gelten nur ihm; alle Glocken der Stadt läuten, und wie groß ihr Lärm, werden sie doch von dem Geschwätz und der Beweglichkeit des Volkes, von dem Schreien der Esel, der Maulthiere und der Bollos-Verkäufer überstimmt. „Bollos de San Anton! bollos del Santo bendito!" heißt es von allen Seiten — die Bollos spielen eine Hauptrolle des Tages, natürlich neben der noch bedeutenderen aller der Vierfüßler, die heute ihren Festtag haben.

Zu Ehren der Bollos, der Vierfüßler und namentlich des Schutzpatrons der letzteren hat sich heute Alles in die eleganteste Toilette geworfen; der Schmuck der Pferde ist fabelhaft, künstliche Rosen prangen an ihrem Schweif, in den geflochtenen Mähnen, an deren Tressen die buntesten Bänder hangen; ihre Reiter sind heute meist als Majos, à l'andalouse costumirt; in den buntesten Trachten erscheinen die Besitzer von Maulthieren und Eseln in den Straßen, Alles schreit und lärmt durch einander, und damit auch die untergeordnetste Stufe des Thierreichs nicht leer ausgehe, sieht man an verschiedenen Ecken ein kleines Gehege, hinter welchem ein dickes, schwarzes Schwein ruht. Neben ihm

steht sein Besitzer, der dem Feste eine industrielle Seite abzugewinnen weiß und — Loose für eine Schweine-Lotterie ausbietet.

Ein endloser, von allerlei Reitern und Fußgängern zusammengesetzter Zug bewegt sich die Straße hinab, fast bis an's Ende derselben, zur Kirche St. Anton; vor dieser ist ein kleiner Jahrmarkt aufgeschlagen, Bollos und die schauderhaftesten Gipsfiguren, alle den großen Heiligen darstellend, werden hier feilgeboten. Neben der Kirche befindet sich der eigentliche Wallfahrtsort aller der Reiter, nämlich die Stätte, wo an einer Seitenthür des ehemaligen Klosters der geweihte Hafer verkauft wird, den man in ganzen Säcken durch die Maulthiere nach Hause tragen läßt. Die große Mehrzahl der eigentlichen Wallfahrenden besteht nur aus Kutschern, Fuhrleuten und Pferde- oder Maulthier-Besitzern der niederen Klassen, desto größer ist jedoch die Zahl der Neugierigen, die sich nur des Festes wegen dem Zuge angeschlossen, und unter diesen befinden sich regelmäßig die Königin in ihrer Equipage, der König zu Pferde, sowie die Infanten und alle Großen des Reiches, die aus Pietät nicht fehlen dürfen. —

Auch der grüne Donnerstag und der Charfreitag haben für das Volk ihre besondere Bedeutung. Am grünen Donnerstag beginnt erst gegen 3 Uhr Nachmittags der Besuch der Kirchen; die Altäre und Kapellen sind mit mehr Reichthum als Geschmack verziert, viele der ersteren gleichen eher einem Weihnachtstisch als einem Altare. Von Mittag ab läßt sich kein Wagen, kein Pferd in den Straßen von Madrid sehen, keine Glocke wird mehr geläutet, alle Damen sind in Trauerkleidern. Am grünen Donnerstag ist es Sitte, neun Kirchen (oder Stationen) zu besuchen, überall wird man am Eingange von Quêteusen, Almosen sammelnden Damen, empfangen, die für die Waisen, für die Armen oder für irgend welche milde Stiftung ein Schärflein erwarten.

Um 4 Uhr beginnt auch der Hof sein festliches Cortège; sämmtliche Dienerschaft des Hofes eröffnet den Zug, dann folgen die Hofbeamten, die Granden von Spanien in brillanten Toiletten, die Königin Isabella, trotz der gewöhnlich herrschenden Kälte mit entblößtem Nacken und in einem von Pagen getragenen Hermelin. Alles geht baarhäuptig, selbst der König erscheint mit dem Hut in der Hand. Dem Zuge folgen Portechaisen, die Hellebardiers und die Cuirassiere. Im tiefsten Schweigen bewegt sich dieser Zug durch halb Madrid, besucht sieben Kirchen und kehrt dann in den Palast zurück.

Dieser grüne Donnerstag ist ein schwerer Tag für die katholischen Majestäten! Am Morgen müssen Beide zwölf Armen die Füße waschen, am Mittage vier und zwanzig Arme stehend bei Tische bedienen, ihnen die Schüsseln vorsetzen, den Wein einschenken, die Messer und Gabeln wechseln und alle Obliegenheiten eines Dieners verrichten. Diesem Service wohnen der Sitte gemäß alle Minister, das diplomatische Corps, die Granden rc. bei, wie man aber sagt, amusirt sich Königin Isabella hierbei ganz vortrefflich.

Abends ist in der Regel Festmusik in allen Kirchen, Predigt und Gebete bis Mitternacht.

Am Charfreitage herrscht Todesstille in der Stadt. Das Militair, alle Beamten sind in Galla, die Damen erscheinen in Schwarz; die Soldaten tragen ihre Musketen umgekehrt und ohne Bajonette, ihre Trommeln sind mit schwarzem Flor besetzt, die Flaggen auf den Palästen hangen in halber Höhe.

Um 4 Uhr Nachmittags zieht eine Procession aus der Kirche St. Thomas bis zum Palaste, wo die Königin mit ihrem Hofstaate, in Trauer gekleidet, sie vom Balkon aus begrüßt. Diese Procession macht einen unangenehmen Eindruck; sie ist begleitet vom Militair, den Beamten der Stadt und von zahlreichen,

in graue oder schwarze Säcke gehüllten Büßenden, deren dunkle Augen unheimlich aus zwei kleinen Löchern der Säcke hervorblitzen. Neun große Holzfiguren ragen aus der Prozession hervor, sie werden von Männern getragen, sind so riesig, daß sie bis zum ersten Stockwerk der Häuser ragen und stellen vor: Christus am Oelberge, Christus mit Magdalena, Jesus den Nazarener, die Geißelung, die heilige Jungfrau, die Kreuzigung &c. Am prächtigsten gekleidet ist Jesus von Nazareth, denn er trägt ein schwarzes Sammetkleid, das so mit Goldstickereien überladen, daß kaum der Sammet zu sehen. Dieses Kleid mit dem goldenen Gurt um die Hüfte ist ein Geschenk der Herzogin von Altamira und soll einen Werth von 6000 Duros haben. Die übrigen Kostüme sind sehr verkommen und vergilbt. —

Ein weniger bedeutendes Kirchenfest, dem sich aber auch der Hof nicht entziehen darf, ist das der Santa Infancia in der Kirche von Atocha, deren Mutter Gottes bekanntlich reicher als mancher regierende Fürst. Das Interesse des Tages, an welchem ich diesem Feste beiwohnte, war durch das Stiergefecht stark in Anspruch genommen und die nächste Umgebung der Kirche von Atocha also weniger von Zuschauern belagert, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Die Kapelle von Atocha ist eine der bedeutsamsten in ganz Spanien, weil ihre Mutter Gottes nicht nur eine der reichsten, sondern auch die ihrer religiösen Merkwürdigkeit wegen berühmteste ist. Seltsamerweise soll diese Mutter Gottes beim Hereinbrechen der Mauren plötzlich verschwunden sein und sich erst nach Vertreibung dieser Ungläubigen auf eine ebenso unerklärliche Weise wieder angefunden haben, wie sie verschwunden war. Eben deshalb ist ihr Ruhm über den aller übrigen Mütter Gottes weit erhaben; die Virgen von Atocha besitzt daher alle Orden Spaniens und außer diesen, gewiß sehr ehrenvollen Decorationen einen Diamanten von der Größe einer Faust. Sta-

tuen von gediegenem Gold und Silber schmücken die eine Viertelmeile von der Stadt entfernt liegende Kapelle, für die das Volk eine so hohe Ehrfurcht und der Hof ein so frommes Herkommen bewahrt, daß alle Könige bei ihrer Thronbesteigung ihr zuerst einen Besuch machen müssen, auch vor ihrer Abreise niemals eine Wallfahrt nach der Kirche von Atocha versäumen dürfen.

In dieser Kirche also fand heute das Fest der heiligen Kindheit statt. Man hatte mir die aus der Kapelle kommende Prozession als höchst interessant geschildert, zumal der Hof an derselben Theil nehmen sollte, sehr natürlich machte ich mich also um 4 Uhr mit meinem Freunde auf den Weg, da die Prozession um 5 Uhr beginnen sollte. Der Weg von der Stadt bis zur Kirche ist wenig erbaulich: eine lange, monotone Chaussée, allerdings mit Bäumen bepflanzt, die aber zu wenig belaubt, als daß sie den Wanderer vor der drückenden Nachmittagshitze schützen könnten. Mütter und Dueñas pilgerten mit weiß gekleideten, kleinen Mädchen nach der Kirche, eine Anzahl von Neugierigen zog an uns vorbei; vergebens schauten wir uns auf dem kahlen Wege nach einem Orangenverkäufer oder einem Aguador um, der unsern Durst hätte löschen können. Eine ganze Stunde trieben wir, mein Freund Kleefeld, mein liebenswürdiger Mariano und ich, uns auf der Straße umher; die Prozession erwartend, ließen wir uns auf einer der von der Sonne durchglühten Granitbänke nieder und suchten uns die Zeit zu vertreiben, indem wir uns an den Kontrasten der braunen Kindergesichter mit ihren weißen Kleidern oder an dem ehrsamen Gesichte der Dueñas weideten — die Prozession kam noch immer nicht. Endlich um 5 Uhr machten wir uns auf, um zur Kapelle zu gehen. Hier fanden wir die hohen Gitterpforten des Vorhofes und den Hof selbst mit einer geputzten Menge belagert; auf beiden Seiten hatte man sich auf den Rand der Gräben und unter die, an die Kirche grenzende

Ringmauer von Buen Retiro gelagert; Alles schien sehr unzufrieden mit dem Ausbleiben des Hofes zu sein.

Wir traten, unter der steinernen Madonna mit der eisernen vergoldet gewesenen Krone, durch das Portal in den Hof und drängten uns durch die Massen in die Kirche; hier war der Gottesdienst in vollem Gange, der Altar, das ganze Schiff der Kirche schwamm in einem Flammenmeer, Weihrauchwolken durchdufteten die Kapellen; eine Schaar von festlich gekleideten Kindern umgab den Hochaltar. Die Ausschmückung dieser berühmten Kirche ist einfach, die auf beiden Seiten hangenden Reichsfahnen erinnern fast an die Invalidenkirche in Paris, übrigens war von der Decoration des undurchdringlichen Weihrauchs wegen, sehr wenig zu sehen.

Sechs Uhr war's bereits, als wir in den Vorhof zurück traten. Hier gerieth plötzlich einige Bewegung in die Massen; die Hellebardiere eilten in den sich seitwärts an der Kirche hinziehenden offnen Corridor zu ihren Waffen, denn Don Franzisco de Paula, der Vater des Königs, kam auf einem andren Wege von seiner Residenz Buen Retiro und wurde mit Trommelwirbel empfangen.

Wieder verstrich eine Viertelstunde; da zogen endlich auch die vor der Kirche postirten Kürassiere ihre Säbel, denn die königliche Equipage kam unter Soldatenbedeckung die Chaussée herauf. Anstatt der Königin saß in der Equipage ein kränkliches Kind von etwa fünf Jahren, die Tochter der Königin, die Prinzessin von Asturien, mit ihrer Hofmeisterin.

Abermals verfloß eine halbe Stunde, dann aber kam die Hauptsache, die Prozession. Kleine schwarz gekleidete Mädchen mit brennenden Kerzen in der Hand bildeten für dieselbe ein Spalier; ein Piket Soldaten bahnte dem Zuge den Weg, der mit dem Vorantragen einer heiligen Standarte eröffnet wurde.

Ich war überaus neugierig, die Madonna zu sehen; wirklich bewegte sich eine solche im Zuge daher, aber es war leider nicht die rechte; sie war zwar sehr schön, sehr geputzt, aber was half es, sie war ja nicht die wahrhaftige Virgen von Olocha.

Ein Kreis von kleinen mit Blumen und Bändern geschmückten Mädchen umgab die Madonna, ihr folgten abermals einige von schwarz gekleideten Dienern getragene Kirchenstandarten mit den buntesten Malereien; dann kamen mehre Weihrauchspenden und hinterdrein der Glanzpunkt des Zuges, ein allerliebstes Christuskind, auf einer hohen luxuriösen Rollmaschine stehend, unter einem von Rosensäulen getragenen Baldachin. Kleine Mädchen, mit naiven Gesichtern, auf denen sich die hohe Wichtigkeit ihres Amtes wiederspiegelte, zogen an Bändern das mit luftigen Gazen bekleidete Gestell; das Christuskind selbst war mit Diamanten überladen, die den Schein eines Brillant-Feuerwerks verbreiteten, namentlich trug es eine Diamant-Broche auf der Brust, um welche es von einer Königin beneidet werden konnte. Die spanisch-katholische Kirche liebt die Diamanten, und sie besitzt dieselben auch, trotz all der Kirchendiebstähle, welche die Franzosen an ihr verübt haben.

Das Christuskind war eine reizende, allerliebste Puppe von etwa zwei Fuß Höhe; mit seinen glücklichen Augen schaute das rothbäckige Wachsgesicht freundlich in die Welt hinein und schien zu sagen: seht nur, wie viel Diamanten ich habe! — Hinter dem Baldachin ging ein Bischof in festlichem Ornat, ihm zu beiden Seiten mehre Würdenträger; dann kam Don Franzisco de Paula mit einem unverzeihlichen Schafsgesicht, wie alle Uebrigen eine große Wachskerze in der Hand tragend. Ich habe später über diesen achtbaren Herrn noch Verschiedenes zu sagen und erwähne hier nur des Eindrucks, welchen das Erscheinen dieses Mannes auf mich machte.

Ganz so, wie er daher kam, hatte ich mir Herrn Franzisco de Paula vorgestellt; diese dicke, fleischige und rothe Nase, dieser flache Affenschädel, diese kleinen, dummen Augen, diese geschwollenen Backen, diese großen braunen Warzen auf denselben, dieser dünne, defecte Bart mußten ein Gesicht zieren, das die Ehre hatte, Don Franzisco de Paula zu gehören, diesem Manne, der — — doch davon später am gehörigen Orte.

Neben ihm gingen der Marquis Alcanisez, der Civilgouverneur von Madrid und andere hohe Herren. Gleich hinter ihm folgte die kleine Prinzessin von Asturien mit der Kerze in der Hand, ein offenbar kränkliches Kind, das von der robusten Constitution seiner königlichen Mutter durchaus nichts an sich hat; begleitet war die Kleine von ihrer Hofmeisterin, der Herzogin v. Goa. — Den Zug beschlossen einige Hundert Frauen und Kinder, alle mit Kerzen bewaffnet. Die Musik fehlte natürlich nicht und in derselben am wenigsten das beliebte Fagot.

Da wir gesehen hatten, was wir sehen wollten, auch von uns selbst sehr dringlich daran erinnert wurden, daß wir bis jetzt, um 7 Uhr, noch nicht zu Mittag gespeist, machten wir uns auf den Rückweg und erreichten erst beim Einbruch der Dunkelheit die Fonda del Cisne. — —

Der Leser erstaune nicht, wenn ich in diesem von Kirchen- und Volksfesten handelnden Kapitel auch von der Hinrichtung der Verbrecher rede, wie dieselbe bisher geschah. In der neusten Zeit veranstaltet man dieselben mit weniger öffentlichem Aufsehen, da dieser Akt aber bis vor Kurzem noch mit all dem Pompe einer sehr traurigen kirchlichen Handlung begleitet war, so mag eine kurze Beschreibung desselben wohl hieher gehören.

Am Tage einer Hinrichtung durchziehen ganze Schaaren der heiligen Brüderschaft mit Messingbüchsen bewaffnet, die Straßen von Madrid; sie sammeln Almosen für die Beköstigung und für

die Seelenmessen des Verurtheilten und tragen kleine Glocken in der Hand, deren Ton so scharf, so fein und durchdringend, daß er bis in's Mark der Knochen schneidet. Diese unheimliche Brüderschaft bittet keineswegs, sie spricht in ihrem traurigen Geschäfte kein Wort, sondern hält, mit der Glocke klingelnd, jedem Vorübergehenden die Büchse hin. Alle verstehen dies und Niemand verweigert einen Quarto für das Seelenheil des Unglücklichen.

Vor diesem Tage verfährt man mit dem letzteren folgendermaßen. Der zum Tode Verurtheilte wird in eine Kapelle des Gefängnisses gebracht und hier auf's Beste verpflegt. Tag und Nacht ist er von einer Brüderschaft umgeben und die Priester bereiten ihn zu seinem letzten, schweren Wege vor. Ist er ein hartnäckiger Sünder, so quält man ihn auf's Entsetzlichste durch Bitten, Drohungen, Verwünschungen und Verdammungen. Zuweilen hilft Alles nicht und selbst der Patriarch von Indien und der Erzbischof von Toledo richten nichts aus; zuweilen auch entschließt sich der Verstockte erst auf dem Schaffot, die Tröstungen der Religion anzunehmen.

In der Regel sind jedoch die Verbrecher leicht bekehrt, denn selbst das verhärtetste Gemüth unterliegt doch der Wirkung dieser religiösen Volkserziehung und die ganze Feierlichkeit um ihn her, die Kapelle, die Crucifixe, die geweihten Kerzen 2c. können unmöglich ihren Eindruck auf ein nicht ganz versteinertes Gemüth verfehlen. Neben dieser Kapelle befindet sich ein Hof, in welchem ein schwarz verhängter Sarg steht; derselbe ist für den Verurtheilten bestimmt, auf diesem Hofe öffentlich ausgestellt und Abends mit brennenden Kerzen umgeben.

Sind diese drei Tage verflossen, so bewegt sich Vormittags um 11 Uhr ein Zug durch die lange Toledostraße bis zur Puerta de Toledo, vor welcher das Schaffot in der Gestalt eines Belvedere errichtet ist. Ein Detachement Cuirassiere und Guardas

civiles (Gensd'armerie) verschaffen der Prozession den nöthigen Platz in den von unzähligen Neugierigen besetzten Straßen. Ein Priester mit großem Krucifix in der Hand, das Bild des Gekreuzigten dem Verbrecher zuwendend, eröffnet den Zug, hinter ihm folgt der Henker, ganz feuerroth gekleidet; dann kommen die Richter in langen, schwarzen Talaren, die (eigens für diese traurige Ceremonie bestimmte) Brüderschaft und schließlich der Verbrecher auf einem weißen Esel. Er ist in eine Mönchs-Kaputze gekleidet und trägt ein kleines Krucifix in den Händen; auf seinen Rücken ist ein mit dem Todesurtheil beschriebenes Blatt Papier genäht. Zur Rechten und zur Linken des Verurtheilten geht ein Priester, ihm den Trost der Kirche einsprechend.

Auf dem vom Militär umstellten ziemlich hohen Schaffot steht ein Stuhl, hinter demselben ein langer Pfahl, der Apparat der „Garrote". Der Verurtheilte wird auf den Stuhl gesetzt, und ihm ein eisernes Halsband umgelegt, das der Henker mittelst einer Schraube an dem Schaft in der größten Schnelligkeit zudreht, so daß der ganze traurige Akt im Verlauf einer Minute geschehen ist. Inzwischen betet die umstehende Menge mit dem Verbrecher ein Credo, ehe dieses aber beendigt, ist schon Alles vorbei.

Den Leichnam läßt man bis Sonnenuntergang auf dem Richtplatz; die herzueilende Menge, die ihn zu besichtigen kommt, ist groß; erst am Abend nimmt ihn die Brüderschaft fort und giebt ihm ein gutes Begräbniß. Der Anblick des Erwürgten während des Aktes, dieses sich schwärzende Gesicht, die hervordringenden Augen und die Zunge, der geknickt auf die Brust sinkende Kopf, ist schauderhaft, nichts destoweniger versäumt das Volk ungern dieses entsetzliche Schauspiel.

Beiläufig muß ich mir eine Bemerkung über die Art und Weise des spanischen Verfahrens gegen die des Mordes oder

anderer schwerer Verbrechen Angeklagten erlauben. Während meines Aufenthaltes in Madrid wurde ein Mörder hingerichtet, der oben beschriebene Aufzug wurde dabei jedoch schon vermieden (wahrscheinlich hat man einsehen gelernt, daß dergleichen Schauspiele nur zur Demoralisirung des Volkes gereichen können). Ein anderer Verbrecher war zur Haft geführt worden, nämlich ein Offizier, der durch seinen Burschen seine Mutter umgebracht haben sollte. Während des peinlichen Verfahrens gegen diesen Offizier beschäftigten sich die Zeitungen natürlich sehr lebhaft mit demselben und wie ich gelesen zu haben glaube, wurde der Angeklagte später wirklich verurtheilt. Wie dem sein mochte, eines Mittags, als ich in gewohnter Weise in's Cafe Suizo ging, präsentirte mir ein vor dem Eingange desselben stehender Colporteur ein fliegendes Blatt. Da ich in der Regel alles Derartige kaufe, weil es zur Orientirung oft interessante Schlaglichter enthält, so ließ ich mir von dem Mann bereitwillig ein Exemplar seiner fliegenden Literatur übergeben, zahlte ihm zwei Cuartos und steckte es in die Tasche, um es in einem müßigen Augenblick zu lesen. Zu meinem Erstaunen fand ich, daß das „hoja suelta" (fliegendes Blatt) überschriebene Pamphlet eine Polemik des im Kerker sitzenden Offiziers „Don Guillermo Erro Barandella" war, der sich in demselben öffentlich gegen einen Artikel in der Zeitung „Associacion" vertheidigte, in welchem gegen ihn die Beschuldigung ausgesprochen worden, er er habe seine „anciana y virtuosa madre", seine alte und würdige Mutter ermorden lassen.

Gerade dieses Verbrechens angeklagt saß Don Barandella im Kerker, und von diesem Kerker aus vertheidigte er sich nicht allein gegen das hochnothpeinliche Halsgericht, sondern in gedruckten, auf der Straße feil gebotenen Protesten gegen die öffentliche Meinung und gegen die Aeußerungen der Presse. Das nenne ich gerichtliche Toleranz!

XIII.

Chronique scandaleuse. — Wirthschaft am Hofe von Madrid. — Die Brautschau des Prinzen Adalbert von Baiern. — Palast-Intendant Heros. — Der introducteur des ambassadeurs. — Espartero, O'donnell und Zavala. — Infantin Amelia. — Der sächsische Rautenorden. — Ein Diner. — Die historisch-monarchischen Spanier. — Un drapeau dans la poche. — Die Progressisten. — Herr Cortina. — Die Revolution von 1854. — Nieder mit Cristina! — Palast-Plünderung. Barrikaden als Salons. — „Heut ist Santa Cristina". — Königin Isabella will fliehen. — Diplomaten-Conseil. — Eine königliche Ohrfeige. — Herzog Arana. — San Miguel.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die politischen Zustände Spaniens, wie sich dieselben in Madrid, namentlich in den sie leitenden Persönlichkeiten und in den Verhältnissen des Hofes und der Gesellschaft wiederspiegeln. Zur gründlichen Charakteristik dieser Persönlichkeiten würde ich eines ganzen Folianten bedürfen, wollte ich das Leben derselben mit all ihren originellen Phasen, Wendungen und Metamorphosen hier darlegen; ich muß mich also mit dem Silhouettiren Einzelner begnügen. Zur Schilderung der Hofzustände ferner würde man hier eine ganze Chronique scandaleuse schreiben müssen, wollte man die Vorgänge im königlichen Palast nur mit einiger Genauigkeit wieder geben, denn die ganze madrider Hof-Atmosphäre ist von mehr oder minder pikanten, ja sogar equivoken Anecdoten durchduftet. Da mir auch hiezu in diesem Buche unmöglich der nöthige Raum gestattet ist, so muß ich mich also auf Das beschränken, was plastischer als alles Andre in das Leben des Staates und des Volkes aus dem Palaste hereinragt.

Um dem Leser ein Bild der Wirthschaft zu geben, wie sie am Hofe von Madrid geführt wird, schildre ich hier zuvörderst die Erlebnisse des Prinzen Adalbert von Baiern bei seiner im vorigen Jahre stattgefundenen Brautschau in Spanien. Die Ver-

mählung dieses Prinzen mit der Infantin Amelia hat kürzlich erst stattgefunden und dies giebt mir um so mehr Gelegenheit, den Leser gleich in die Hofzustände Madrids einzuführen. Aus dem hier Folgenden wird man sich überzeugen, daß gerade dieser Prinz am meisten Ursache hatte, mit der letzten Regierungsumwälzung in Spanien zufrieden zu sein.

Im Juli vorigen Jahres machte der genannte Prinz eine Reise nach Spanien, um seine Bekanntschaft mit der Infantin Amelia, der Schwester des Königs, zu erneuern, oder mit andern Worten: sich um ihre Hand zu bewerben. Auf seiner Reise über die spanischen Häfen Barcelona, Valencia, Malaga und Cadiz besuchte er, ehe er sich nach Madrid begab, diese Küstenstädte und sprach vielleicht etwas allzu ungenirt seine sehr ungünstige Meinung über das progressistische Regiment aus, das selbstverständlich in der Brust eines bairischen Prinzen keinerlei Sympathien erwecken konnte.

Die Nachricht von diesen Meinungsäußerungen eilte dem Prinzen nach Madrid voran, und da man den eigentlichen Zweck seiner Reise vermuthete, so waren natürlich die Mitglieder der Regierung keineswegs geneigt, einem Prinzen Rosen auf den Weg zu streuen, der da kam, um eine Infantin des Landes zu heirathen, dabei aber seine Aversionen gegen die Institutionen dieses Landes zu verstecken gar keine Veranlassung fand.

Prinz Adalbert langte also in Madrid an, während die Königin mit dem Hofe gerade im Escorial verweilte. Von hier aus wurden dem Prinzen, wie gebührlich, die Hofchargen zur Begrüßung entgegen geschickt; dieselben meldeten ihm zugleich mit Bedauern, daß im Escorial der Raum zu klein sei, um Se. Königl. Hoheit dort aufnehmen zu können, luden den Prinzen jedoch ein, das kleine Palais Ferdinands VII. im Escorial zu beziehen. Der Oberhofmeister richtete diesen Auftrag mit dem Bemerken aus,

Ihre Majestät die Königin sei sehr erfreut, S. Kgl. Hoheit „auf einige Tage“ bei sich zu sehen.

Inzwischen hatte der Palast-Intendant Heros von der Königin den Befehl erhalten, den Prinzen von Madrid abzuholen und sich so einzurichten, daß der Prinz nach dreistündiger Fahrt um 5 Uhr zur königlichen Tafel erscheinen könne. Herrn Heros aber paßte dies durchaus nicht, er ließ den Prinzen erst um 5 Uhr von Madrid abreisen, damit die Königin ihn an diesem Tage nicht mehr empfangen könne.

Als endlich der Prinz nach der traurigsten Maulthierreise (die er theils zu Fuße zurücklegte) um 10 Uhr Abends im Escorial eintraf, erklärte Herr Heros seinem fürstlichen Gaste, Ihre Majestät könne S. Kgl. Hoheit nicht mehr empfangen; der Königin aber rapportirte er, der Prinz sei so ermüdet, daß er nicht bei Tafel erscheinen könne.

Glücklicherweise machte der introducteur des ambassadeurs dem Herrn Heros doch einen Strich durch seine Intrigue; derselbe erschien nämlich ohne Wissen des Herrn Heros mit dem Gefolge bei dem Prinzen und dieser erfuhr jetzt zu seinem Erstaunen, daß die Königin seit fünf Stunden ihn erwarte. Durch ihn wurde Prinz Adalbert sofort im Escorial angemeldet.

Eine ähnliche Artigkeit erwies derselbe königliche Palast-Intendant Heros dem deutschen Prinzen, als er einige Tage darauf den Befehl erhielt, den Gast im Escorial umher zu führen; Herr Heros ließ sich bei dieser Gelegenheit durch seinen Freund Avecilla, einen der enragirtesten Republikaner begleiten, unterhielt sich nur mit diesem und ließ inzwischen den Prinzen sich amüsiren, so gut er konnte.

Am ersten Tage seiner Anwesenheit wurde der Prinz von den königlichen Personen auf's Liebenswürdigste empfangen, dann aber schien man ihn etwas zu vernachlässigen. Espartero, der

Ministerpräsident, ließ sich krank melden, obgleich er den Escorial besuchte; O'Donnell seinerseits machte dem Prinzen zwar seine Honneurs, doch nur gezwungen; er war wortkarg und verabschiedete sich rasch. General Zavala endlich ward dem Prinzen vorgestellt, nahm aber sehr wenig Notiz von ihm und machte ihm auch keinen Besuch. Der Prinz war bei der Regierung eine überaus mißliebige Person. Auch der Oberhofmeister schien mit in dem Complot zu sein, denn er hatte den Befehl der Königin, dem Prinzen zu melden, daß sie am 24., dem Huldigungstage der Königin-Mutter, eine kleine Gratulationscour entgegen nehmen und daß sie sich freuen werde, den Prinzen in Uniform bei sich zu sehen; der Oberhofmeister aber führte diesen Befehl gar nicht aus; nur durch Zufall erhielt der Prinz vor 5 Uhr Nachricht von dieser Cour und war also noch im Stande, erscheinen zu können.

Die beiden unverheiratheten Infantinnen hatten am Tage der Ankunft des Prinzen bei Tafel gespeist, die nächsten vier Tage hindurch sah er die beiden Damen nicht; als er endlich den Wunsch ausdrückte, den Infantinnen seine Aufwartung machen zu dürfen, antwortete der König, er werde ihm am nächsten Tage die Stunde sagen lassen. Der Prinz stand also auf Kohlen von 10 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends; keine Botschaft vom König. Endlich nach aufgehobener Tafel führte man den Prinzen nebst dessen Adjutanten und Kammerherren hinüber in die Apartements der Infantin Amelia, wo diese dem Prinzen ihre Malereien zeigte und ihm einige Sonaten vorsang. Später sah der Prinz die Infantin öfter, er war entzückt von ihrer Liebenswürdigkeit, mußte aber wohl seine Gefühle der diplomatischen Etiquette unterordnen.

Prinz Adalbert kürzte seinen Aufenthalt in Escorial ab, vermuthlich der Intriguen des Ministeriums wegen; der König

und die Königin hingegen begegneten ihm stets mit der ausgesuchtesten Artigkeit, ja der König sandte sogar nach der Ankunft des Prinzen zwei Couriere von Escorial nach Madrid, um sich seinen bairischen Hubertus-Orden holen zu lassen und ihn aus Galanterie gegen seinen Gast anzulegen; da aber der Herzog von Alamira unter der Unmasse der Orden des Königs den bairischen Orden nicht heraus erkannte, so schickte er dem Könige den sächsischen Rauten-Orden und der König legte den sächsischen Orden an in der festen Ueberzeugung, es sei das ein bairischer.

Als der französische Gesandte dem Prinzen, nachdem dieser den Escorial bereits verlassen, ein brillantes Diner gab, ließ O'Donnell sein Nichterscheinen entschuldigen; Espartero titulirte den Prinzen anstatt Alteza real immer Usted, wie man jeden Wasserträger titulirt, und der General-Capitain von Madrid, Hoyos, unterhielt ihn mit politischen Ideen und erzählte ihm von der Nothwendigkeit, die kleineren deutschen Länder, wie Baiern u. A., in die größeren aufgehen zu lassen.

Man ersieht aus diesem buchstäblich getreu erzählten Hergange, wie wenig die Königin von Spanien über ihre Hofchargen zu gebieten vermag und wie wenig wiederum diese ihre persönlichen Antipathien dem Respekte für ihre königliche Gebieterin unterzuordnen der Mühe werth halten. Daß sich übrigens der Prinz Adalbert durch alle diese progressistischen Chikanerien nicht in seiner Brautwerbung hat irre machen lassen, beweist seine im Herbste stattgefundene Vermählung.

Bei der Beurtheilung der innern spanischen Verhältnisse sind namentlich folgende zwei Momente nicht aus den Augen zu lassen: 1) daß das spanische Volk mit all seinen Revolutionen, Emeuten und andern Excessen bisher keineswegs so unglücklich war, wie man allgemein zu glauben geneigt ist; 2) daß das Spanien von heute lange nicht mehr jenes alte, historisch-mo-

narchische Volk ist, als welches man dasselbe kennen gelernt hat. Beide Momente stehen in einer verhängnißvollen Beziehung zu einander, denn was Spanien bisher trotz all diesem revolutionären Unfug erhielt, war eben das ihm durchweg innewohnende monarchische Element, in welchem alle Gemüther sympathisirten; seit Spanien jetzt aber im Begriff ist, dieser seiner alten Fahne untreu zu werden, steht zu befürchten, daß das Volkswohl jene Erschütterungen nicht mehr aushalten wird, welche es bisher noch ziemlich unbeschadet ließen. Dem Leser wird diese Aeußerung vielleicht etwas undeutlich erscheinen, ich werde sie jedoch im Laufe meiner Zeilen hinreichend motiviren.

Seit undenklichen Zeiten gilt in Spanien mehr als irgendwo der Girardinsche Ausspruch: „un drapeau dans la poche c'est un mouchoir", das Parteiwesen ist von jeher in gleicher, plastischer Weise hervorgetreten, dies und das Prätendentenwesen haben das Ihrige gethan, um alle politischen Interessen des Landes und des Volkes total zu zerrütten. Es wäre eine überflüssige Arbeit, das wechselweise Auftreten der Parteien in Spanien hier schildern zu wollen, und begnüge ich mich daher, bei der Revolution von 1854 anzuknüpfen und nachzuweisen, wie gerade die seit jener Zeit am Ruder befindliche progressistische Regierung selbst es gewesen ist, welche den Saamen jener Ernte gesäet, die jetzt ihre Drachenzähne lieferte. Ich kenne bei Beurtheilung dieser Thatsachen keinerlei individuellen, politischen Standpunkt, erzähle die Dinge und Resultate, wie ich sie bei der rationellsten Anschauung gefunden, und habe weder für die eine, noch für die andere Partei in Spanien besonderes Interesse, denn wie sie da sind, taugt die eine so wenig wie die andere.

Vielfach habe ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, wie der Name einer progressistischen Regierung als einer ganz besonders beneidenswerthen Spezies die Sympathien aller Derer

findet, die zur Fahne des Liberalismus schwören; aber selbst diese sind in einer großen Täuschung befangen, wenn sie von der progressistischen Regierung Spaniens irgend ein Heil für die Humanität und die Aufklärung erwarten, denn diese progressistische Regierung Spaniens ist eben nichts anderes als ein vielköpfiges, egoistisches Ungeheuer, an welchem jedes einzelne Glied nur für sich selber, keins aber für das Wohl des Ganzen sorgt.

Mehr als je herrschte in letzter Zeit im spanischen Gouvernement das Prinzip: geh' weg, laß mich da sitzen! Einer sucht den Andern aus dem Sattel zu heben, sich auf Kosten des Ganzen zu bereichern, und wenn ich über Espartero und seine geistigen Fähigkeiten später durchaus den Stab breche, so muß ich doch gerecht sein und hier voranschicken, daß er unter den Vielen, die im Rohre saßen und sich Flöten schnitten, vielleicht der Einzige war, der nur für seinen Ehrgeiz, nicht für seinen Beutel bedacht war. — Ich behaupte, daß gerade die Kopflosigkeit und Confusion der progressistischen Regierung, all' der Mißbrauch, welchen sie mit sich selbst und ihrem Liberalismus treiben ließ, die nothwendige Quelle des anarchischen Zustandes ist, und werde dies darzulegen suchen.

Als im Jahre 1851 Marie Christine Herrn Cortina, einen Chef der Progressisten, fragte, was aus ihr werde, wenn die Progressisten zur Gewalt kämen, antwortete dieser: „Abreisen! Denn das wäre die Revolution, die weder Ew. Majestät noch ich hemmen können!“ — Drei Jahre später kam wirklich diese Partei zur Gewalt; wie Cortina es voraus gesagt hatte, mußte die verhaßte Königin Mutter abreisen. Daß nicht auch die Königin Isabella abreiste, hing an einem seidenen Faden.

Ganz flüchtig will ich hier die Vorgänge jener Revolution von 1854, als des Ausgangspunktes der gegenwärtigen Unglücks-

episode erzählen. Schon zu Anfang des Jahres 1854 war die allgemeine Aufregung und Entrüstung durch die Erbärmlichkeit des Ministerium Sartorius und durch die Intriguen der Königin-Mutter zu einer Höhe gestiegen, daß (wie auch in diesem Jahre) kein Fest in Madrid gefeiert wurde, ohne daß man an dieses das Gerücht von dem Ausbruch einer Revolution geknüpft hätte, denn man liebt es in Spanien, gerade mit den Volksfesten dergleichen Eruptionen zu verbinden, wenn sich der Krater genügend gefüllt hat.

Der „dos de mayo“, der zweite Mai, war auch in jenem Jahre als der Tag des Ausbruchs bezeichnet, alle Welt lief neugierig zum Prado, um sich die längst versprochene Revolution aus möglichster Nähe zu besehen. Aber auch an jenem Tage ward nichts aus derselben, das Modegespräch hörte allmälich auf, bis sich plötzlich am 29. Juni die Nachricht verbreitete, die Generale O'Donnell, Dulce, Ros de Olano und Mesina hätten mit der gesammten Cavallerie die Stadt verlassen. Wirklich befand sich die spanische Hauptstadt fast ohne Truppen und ohne Königin, welche letztere ruhig im Escorial verweilte.

General Blaser raffte zusammen, was an Truppen in der Stadt war und lieferte den aufständischen Truppen unter O'Donnell die Schlacht von Vicalvaro, nach deren Beendigung man zehn Karren mit Verwundeten in die Stadt Madrid brachte.

Indeß schien das Ministerium einen glänzenden Sieg errungen zu haben und hielt sich fest, indem es die Strenge des Belagerungszustandes bis auf's Aeußerste trieb. Madrid selbst schien ruhig, doch die Atmosphäre war schwül und drückend, unheimliches Schweigen herrschte in den Straßen, man sprach abermals von dem Ausbruch der Revolution. So blieb es bis zum 17. Juli, einem Montag, also dem Tage des Stiergefechtes, an

welchem plötzlich in aller Eile die Läden der Magazine geschlossen wurden; eine enorme Volksmasse bewegte sich in den Straßen; die Nachricht, daß das Ministerium seine Demission eingereicht habe, verbreitete sich wie ein Lauffeuer, zugleich aber auch die Nachricht von dem Ausbruch der Revolution. Die Equipagen, die Spaziergänger eilten in panischem Schrecken nach Hause; trotzdem fiel noch kein Schuß, Alles schien sich friedlich wieder auszugleichen und Blasers Truppen unternahmen nichts gegen die Volksmassen.

Am Abend desselben Tages war Madrid wie durch einen Zauberschlag festlich erleuchtet, kein Fenster blieb dunkel: ein neues Ministerium war ernannt, Alles schien befriedigt, auf der Puerta del Sol brannte ein Freudenfeuer, alle Welt jubelte und gratulirte sich.

In der That wäre die Sache vielleicht friedlich geblieben, wenn nicht auf den Straßen tausende von Proklamationen verbreitet worden wären, die das Volk alarmirten und zu den Waffen riefen. Um 11 Uhr in der Nacht sah man demnach bereits bewaffnete Schaaren die Straßen durchziehen, ein wildes Gebrüll „Nieder mit Marie Christine!“ tobte durch die warme, schöne Sommernacht und wälzte sich zum Palast der Königin-Mutter, um welchen sich eine unabsehbare Masse, darunter Weiber und Kinder, bewaffnet mit allen nur denkbaren Instrumenten, versammelte. Eine große Flamme erhellte die Nacht, man hatte Feuer an den Palast Marie Christinens gelegt*), doch fiel noch immer kein Schuß, da die Garde des Palastes denselben nicht vertheidigte.

Nach etwa einer Stunde änderte sich indeß die Scene; als

*) Noch heute sieht man die Brandstellen an der Mauer, die Glaswand des Vorhofes ist noch heute zertrümmert, der Palast leer und wie ein Pesthaus gemieden.

die Königin Isabella von der Plünderung des Palastes ihrer Mutter hörte (die sich mit ihrer Familie in den Königspalast geflüchtet) sandte sie eine Abtheilung der ihr treu gebliebenen Truppen zum Schutze des Palastes und das Feuern begann. Die Plünderer wichen zurück, theilten sich in verschiedene Haufen und zogen davon, um die Häuser der früheren Minister, des Grafen Quinto, des Grafen Vistahermosa und Salamanca's zu stürmen, was denn auch ohne Hinderniß gelang und bei welcher Gelegenheit die kostbarsten Mobilien, die Bibliotheken, Silberzeug und andere Werthgegenstände ein Raub der Plünderer wurden.

Inzwischen griffen die Truppen der Königin die Volkshaufen an, der Straßenkampf dauerte in verschiedenen Richtungen der Stadt bis Nachmittag 2 Uhr, übertönt von dem aus der Richtung des Königl. Schlosses daher dröhnenden Kanonendonner. Die Waffenruhe trat ein, die Straßen waren mit Dachziegeln und Steinen bedeckt, zahllose Massen hielten sich noch immer in den Gassen.

Um 3 Uhr war Alles still; gegen Abend begann das Feuern abermals und währte mit Unterbrechungen bis zum 19. Juli, wo die Sache eine andre Physiognomie annahm, denn in der Nacht waren 280 Barrikaden gebaut worden. Das Schießen begann am Abend nochmals auf der Plaza S. Domingo und währte wiederum bis zum 20. Nachmittags 4 Uhr, wo der General San Miguel, der sich an die Spitze der comidad de salud gestellt, verkündete, daß die Königin den General Espartero zum Chef des Ministeriums ernannt habe.

Jetzt war die Ruhe hergestellt, die progressistische Partei hatte gesiegt. O'Donnell hatte sich inzwischen mit seinem Corps nach Andalusien gewandt. Noch zehn Tage lang blieben die Barrikaden stehen und zehn Tage vergingen ohne Regierung, ohne Truppen, ohne Polizei, in der vollständigsten Anarchie; während

dieser Zeit aber erwies sich der spanische Charakter in seiner ganzen Ritterlichkeit und selbst ergraute Diplomaten wußten mir nicht genug von dieser höchst originellen Episode und der Liebenswürdigkeit des Madrider Volkes zu erzählen.

Die ganze Hauptstadt war nämlich in eine Art von Festsaal verwandelt, man hörte nichts von Mord, Diebstahl oder Streit; mit der größten Höflichkeit war man den Passirenden bei der Uebersteigung der Barrikaden behülflich, man war versucht, zu glauben, daß Spanien überhaupt gar keiner Regierung mehr bedürfe.

Die Barrikaden selbst hatten sich inzwischen in die elegantesten Salons verwandelt; die Portraits der Königin, Espartero's und O'Donnell's glänzten von Kränzen und Guirlanden umgeben unter rothsammetnen Baldachins; schöne Vasen, Kronleuchter, Kandelaber und Blumentöpfe schmückten diese offenen Salons, vor denen der Espartero- und der Riego-Marsch gespielt wurde; man tanzte Boleros und Fandangos vor den Barrikaden und die ganze Stadt war während der zehn Tage glänzend illuminirt. Nur am Namenstage Marie Christinens, deren Tod man inmitten all' dieses Jubels verlangte, am 26. Juli Abends war die Stadt finster, kein Haus, keine Barrikade erleuchtet und die letzteren sogar mit schwarzen Leichentüchern verhängt; vor denselben verbreitete eine kleine Todten-Ampel ihren matten Schein und beleuchtete eine Inschrift: „Heute ist Santa Cristina". Kaum war jedoch Mitternacht vorüber, als sich auch die Stadt wieder festlich erhellte. Ein Beweis, wie allgemein die Königin Mutter gehaßt wurde.

Am 29. Juli hielt Espartero seinen Einzug in Madrid, und am 1. August war auch das neue Ministerium constituirt, bestehend aus Espartero, O'Donnell, Alonso, Luxan, Santa Cruz, Collando, Allende y Salazar und Pacheco. Das Volk jubelte

und schrie fortwährend „viva la Reyna, viva Espartero, viva la constitucion! — muere Cristina“, Tod der Christina!

Während alles Dies in den Straßen von Madrid vorging, herrschte im Königlichen Palaste die entschiedenste Rathlosigkeit. Am 22. Juli, als der Straßenkampf vorüber war, hatte die Königin Isabella von den Rathschlägen ihrer Mutter, Marie Christine, gedrängt, den unseligen Entschluß gefaßt, zu fliehen. Sie stand durchaus allein, weder ein Ministerium, noch Generale oder Großwürdenträger waren um sie, die ihr hätten rathen, sie stützen können; dennoch faßte sie in ihrer Verlassenheit den klugen Gedanken, noch um 10 Uhr Abends den französischen Gesandten Baron Turgot zu sich rufen zu lassen, der ihr auf's Inständigste von jeder Flucht abrieth, die Isabella für immer um ihren Thron hätte bringen können.

Um sich selbst in dem nunmehr gefaßten letzten Entschluß zu bestärken und aus den Rathschlägen des diplomatischen Corps ferneren Muth zu schöpfen, ließ die Königin alle Gesandten ersuchen, sofort in ihrem Palast zu erscheinen; der in aller Eile von ihr selbst geschriebene Brief trug an seiner Spitze die Phrase: „en medio de las tristas y dolores circonstancias de esta capital y de la aflicion que se halla la Reyna . . .“

Die Gesandten der fremden Mächte versammelten sich sofort im Hôtel der französischen Gesandtschaft und wurden dann erst in der Nacht, nach längerem Warten, einzeln von der Königin empfangen. Isabella sprach mit Festigkeit und vielem Muthe, sie versicherte jeden der Diplomaten, daß sie jetzt ganz entschlossen sei, nicht zu fliehen.

Am nächsten Morgen entspann sich eine interessante Scene im Königlichen Palast. Marie Christine war auf's Aeußerste entrüstet durch diesen neuen Entschluß der Königin; sie hatte gehofft, in Begleitung ihrer Tochter das Land ohne die ihr von

allen Seiten geschworene und drohende Gefahr verlassen zu können; ja vielleicht sogar war es ihre geheime Absicht, die Königin, ihre Tochter, die sie nie geliebt, in ihren eigenen Sturz mit hinabzuziehen. Marie Christine machte demnach neue Anstrengungen, die Königin zur Flucht zu bewegen.

Hiervon bekam der König Don Franzisco de Asis Wind; er eilte in die Gemächer Isabellas und fand hier seine Königliche Schwiegermutter bei der Königin. In seiner Aufregung und bei dem ohnehin stets gespannten Verhältniß dieser beiden Personen, überhäufte er Marie Christine mit sehr gerechten Vorwürfen und gab ihr die Schuld an all dem Unglück Spaniens und den blutigen Scenen der eben gekämpften Straßenschlacht.

Marie Christine ihrerseits parirte diese Angriffe, sie überschüttete den König mit der ganzen reichen Scala spanischer Schimpfworte, nannte ihn einen Hahnrei, einen puñetero (was sich nicht übersetzen läßt) und gab ihm, um recht effektreich zu schließen, eine Ohrfeige. Der König zog in seiner Wuth den Degen und man will wissen, daß er die Königin am Arm verwundete. Isabella hatte die größte Mühe, die beiden Combattanten von einander zu bringen, sie selbst gerieth durch diese Scene in einen Zustand so großer Aufregung, daß ein Aderlaß nothwendig war.

Da Isabella bei ihrem Entschlusse blieb, steckte sich die Königin Mutter hinter den Günstling Isabella's, mit dem die Königin seit zwei Jahren im intimsten Verhältniß lebte. Wie man in Madrid genau weiß, war Marie Christine selbst die Veranlasserin der Bekanntschaft Isabella's mit dem jungen Herzog von Arana, einem Sohne des Grafen Sevilla la Nueva, denn die Mutter des jungen Arana, ein kupplerisches Weib, war eine intime Freundin Marie Christinens, die durch ihn stets einen bedeutenden Einfluß auf Isabella und namentlich auf die Geschäfte

behielt, die Marie Christine leidenschaftlich liebte, wenn etwas dabei zu lucriren war.

Der Herzog von Arana erhielt also, ehe er sich zu Isabella begab, von der Königin-Mutter genaue Instruktion in Betreff alles Dessen, was er sagen, was er verschweigen, namentlich aber, was er rathen solle. Indeß scheint Arana von dieser Instruktion wenig Gebrauch gemacht zu haben; vermuthlich wußte er sich so fest in der Gunst der Königin, daß er es wohl wagen konnte, in einem Augenblick, wo die kaum beschwichtigte Revolution nach dem Blute Christinens lechzte, wo die Verbannung der letzteren von Espartero dekretirt ward, dieses auch ihm verhaßte Joch abzuschütteln.

Was Arana rieth, weiß man nicht, jedenfalls aber war es nicht Das, was Christine soufflirt hatte, und Marie Christine reiste also allein nach Frankreich ab, zu ihrem Schutze nur begleitet von dem früher schon einmal zum Tode verurtheilten General Garrigo.

Uebrigens befand sich auch Arana selbst in einer ähnlichen Lage. Während der drei Tage der Revolution hatte er sich in der nahe dem Königl. Schlosse belegenen Kaserne der Garden de la Princesa, deren Colonel er war, aufgehalten; als er jedoch hörte, daß das Volk ihn hier suche, hatte er sich in den Königl. Palast geflüchtet. Jetzt aber kam der General San Miguel, ein ehrwürdiger Greis, der allein das Volk von Madrid während der zwölf Tage der Anarchie geleitet und gezügelt hatte, zur Königin und erklärte ihr, die Junta und das Salud, deren Präsident er sei, bedürften eines ihrer Garden, um diesen in außerordentlicher Mission als Courier nach Lissabon an den Hof des Königs von Portugal zu schicken; die Königin möge also einen ihrer Offiziere bestimmen.

Isabella, noch immer sehr verwirrt und darnieder gedrückt

von der Wucht der Ereignisse, Isabella verstand die wohlgemeinte Absicht des alten Generals nicht und antwortete San Miguel, er möge nur selbst einen Offizier wählen.

„So ist meine Wahl getroffen," fuhr San Miguel fort; „ich sah so eben in Ew. Majestät Vorzimmer die Person, deren ich bedarf; es ist der Colonel Arana!"

Erst jetzt ihn verstehend, nahm die Königin tief gerührt die beiden Hände des greisen Generals und drückte diese heftig. „Was Du heute für mich thust", sagte sie mit Thränen im Auge, „vergesse ich Dir niemals. Erbitte Dir eine Gnade, ich bewillige Alles!"

„Die einzige Gnade, die ich von meiner Königin erbitte," antwortete der General, „ist die, Ew. Majestät umarmen zu dürfen."

Die Königin warf sich weinend in die Arme des alten San Miguel. Arana reiste sofort von Madrid ab und gelangte ungefährdet nach Lissabon.

XIV.

Hodie mihi, cras tibi. — Die Absolutisten und die Progressisten. — Isabella's Demüthigung. — Espartero's Rückkehr. — Ein großer Schurke. — Die Popularität des Siegesherzogs. — Secretair Linage. — Cristina geht. — Die Ignoranz des Parvenus. — Ein Vergiftungsversuch. — Narvaez als Contrabandista. — Republikanische Anschauungen. — Minister Lujan. — Die National-Garde. — Maria Cristina als Königin-Mutter. — Ihre Kaltblütigkeit und ihr politischer Einfluß. — Herzog von Rianzares. — Ihre Oekonomie. — Die Liebenswürdigkeit der Königin-Mutter. — Franzisco Chico und andere Halunken.

Dasselbe Prinzip, welches durch die Revolution von 1854 gestürzt wurde, ist durch die von 1856 wieder zur Geltung ge-

kommen, die Katastrophe aber, durch die es sich geltend gemacht, trägt mehr den Charakter eines Staatsstreichs oder wird vielmehr als solcher — und mit einigem Rechte — betrachtet. Die Revolution von 1854 war der Sturz Narvaez' und der Sieg Espartero's. Heute ist die Revolution von 1856 der Sturz Espartero's und der Sieg Navaez', wir haben gesehen, daß O'Donnell eben nur für die Andren die Kastanien aus dem Feuer geholt hat, und daß Narvaez O'Donnell dahin schicken wird, wo er ihn gebrauchen kann. Eben so wenig ist es zweifelhaft, daß Isabella II. sich jetzt mit dreifachen Zinsen wieder zurücknehmen wird, was sie seit 1854 aus den Händen geben mußte. Beweis hiefür die octroyirte Verfassung von 1845 und die Ernennung Narvaez' zum Chef des Ministeriums.

So unwürdig die Wirthschaft in Spanien vor 1854 war, so empörend der Mißbrauch war, welcher damals im Namen königlicher Gewalt getrieben wurde, ebenso empörend war seit 1854 die Wirthschaft, welche mit der königlichen Gewalt selbst von Denen getrieben wurde, die sich durch jene blutigen Ereignisse ans Ruder gebracht hatten. Das Eine war so unhaltbar, für die Dauer so unmöglich wie das Andre, das absolutistische Ministerium mußte stürzen, weil es den Mißbrauch der Volksrechte aufs Höchste und mit einer kaum glaublichen Schamlosigkeit trieb; das progressistische Ministerium hingegen mußte eben so nothwendig stürzen, weil es den Mißbrauch der königlichen Rechte nicht minder weiter trieb.

An eine Versöhnung dieser beiden Systeme war nicht zu denken und deshalb die Katastrophe schon seit einem halben Jahre mit Gewißheit erwartet. Daß sie später kam als man glaubte, lag auf der einen Seite in dem Umstande, daß die Partei der Königin vergebens nach einem Manne suchte, der unerschrocken und energisch genug, den Staatsstreich auszuführen, daß man

sich selbst im königlichen Palais noch zu unsicher hielt, um es wagen zu können, Narvaez in's Land zu rufen, was ja eine offene Kriegserklärung gewesen wäre; auf der andern Seite lag die Verzögerung wiederum in der Decentralisation der Volksparteien und in ihrer Uneinigkeit hinsichts Alles Dessen, was sie wollten.

Mit welchen Gefühlen die Königin Isabella gezwungener Weise den Siegesherzog Espartero im Juli 1854 wieder zurückrief, geht aus der persönlichen Stellung hervor, welche sie schon gleich nach seiner Rückkehr gegen ihn einnahm. Am 21. Juli nämlich forderte sie ihn auf, den Vorsitz des Ministeriums einzunehmen; Isabella hatte damals bereits die Perspektive aller der Demüthigungen vor Augen, welchen sie sich unterzog, indeß blieb ihr keine Wahl, wenn sie für den Augenblick den Thron retten wollte.

Espartero seinerseits zögerte mit seiner Ankunft, wie seine Gegner behaupten, in der Erwartung, daß das Volk durch sein Ausbleiben mißtrauisch gemacht, sich zu Excessen verleiten lassen, daß die Königin vielleicht dennoch zur Flucht gezwungen und er in die glückliche Lage kommen werde, abermals eine Regentschaft anzutreten. Da aber nichts geschah, kehrte er am 28 Juli nach Madrid zurück und zeigte Takt genug, mit einem viva la Reyna! zu debütiren.

Die friedliche Physiognomie indeß, welche Espartero's Verhältniß zum Hofe während der ersten Tage trug, änderte sich bald wieder, man begann im Palaste die feindlichen Absichten Espartero's zu errathen, und die Königin sprach gegen verschiedene Personen den Namen des Siegesherzogs mit einer Bewegung des Abscheus und der Verachtung aus. Dies war sehr natürlich, denn daß Espartero's Wirksamkeit mit den Vorrechten der Krone in den entschiedensten Zwiespalt treten mußte, lag auf der Hand.

Espartero gab sich damals übrigens wenig Mühe, der Krone

Complimente zu machen; als die Redakteure der liberalen Journale von Madrid ihr großes Bankett feierten, brachte zuerst der Siegesherzog ein Hoch auf die Nation, dann auf die Constitution und die Freiheit aus — die Königin existirte für ihn nicht; vielleicht auch fürchtete er, sich bei der Presse unpopulär zu machen. Besser wußte sich bei diesem Feste sein damaliger Rival und Freund O'Donnell in die Situation zu finden, indem er mit einem Hoch auf die Königin begann.

Auch für den König war Espartero ein Gegenstand großen Neidwesens; Don Franzisco de Asis kann nicht gut etwas für sich behalten; so beklagte er sich einmal gegen den österreichischen Gesandten auf's Bitterste über das Betragen Espartero's, er nannte diesen „einen großen Schurken" und erzählte als charakterisirendes Beispiel folgendes Faktum: Als man die Königin die Entlassung fast ihrer ganzen Umgebung unterzeichnen ließ, sagte diese zu Espartero und O'Donnell: „aber wenn Ihr so fortfahrt, werdet Ihr mich bald in meinem eignen Palast gefangen halten!" O'Donnell antwortete, wenn sie Mißtrauen in ihn setze, so sei er bereit, augenblicklich aus dem Ministerium zu treten; Espartero hingegen erklärte: „Was mich betrifft, werde ich im Ministerium verbleiben, weil ich im Namen des Volkes dastehe."

Obiges führe ich hier an, um die Stellung Espartero's und O'Donnell's zu einander und wiederum zur Königin und zum Volke zu bezeichnen; die späteren Ereignisse haben uns die sehr natürlichen Consequenzen derselben gezeigt. — In den Händen dieser beiden Männer lag während der letzten zwei Jahre das Schicksal von ganz Spanien, beide hegten für einander nicht die geringsten Sympathien, eher das Gegentheil; die Lage der Dinge nöthigte Beide, unter einer Fahne zu dienen, bis endlich die Republikanisirung des Volkes unter der Aegide Espartero's den Bruch unvermeidlich machte, d. h. O'Donnell der Königin seinen Degen

für den Staatsstreich bot, während Espartero, einsehend, daß die unreifen Früchte sich nicht gut vom Baume schütteln lassen, rathlos vom Schauplatz abtrat.

Espartero besitzt weder Charakter noch Energie genug, um die Ereignisse zu machen, sie zu beherrschen oder herbei zu führen, er läßt sich von ihnen machen und bei dem seltenen Unglück, daß ein Land wie Spanien, das fortwährend in Gährung, keinen großen Mann, oder keinen großen Charakter auf die Oberfläche wirft, bei diesem Unglück für das Land hatte Espartero, der einmal zur Popularität gelangt war, das Glück, immer wieder derjenige zu sein, dessen Namen die sehr unreife liberale Partei Spaniens auf ihre Fahne schrieb.

Ich will keineswegs der in Spanien vielfach geltenden Ansicht sein, daß die liberale Partei in Espartero den Mannequin sah, den sie immer als ungefährlich und schiebbar an ihre Spitze stellte, denn wie sehr man Espartero auch seiner Charakterschwäche wegen verdammen muß in der Stellung, welche ihm das Schicksal bisher angewiesen, so muß man doch auch gerecht sein, ihm die einzelnen Verdienste zu lassen, die er wirklich besitzt. Espartero's Verbrechen ist seine Unentschlossenheit, die seit Jahren alle die Thatkraft, die er ehedem noch besaß, in ihm vernichtet zu haben scheint.

Man sagt von Espartero, daß während der Minderjährigkeit der Königin, als er Regent von Spanien war, sein Sekretair Linage, ein Mann von großer Gewandtheit, seine rechte Hand, sein Souffleur gewesen, daß Linage stets für ihn gehandelt, ihm gerathen, ihm seine Reden dictirt habe; dieser Linage (bekanntlich Espartero's Liebling, der schon 1843 einmal der Grund von Espartero's Zerklüftung mit dem Ministerium war, als er für Linage den Titel eines Generals verlangte) starb, wie man wis-

sen wollte, vergiftet *) durch eine Persönlichkeit, deren ich unten erwähne, und von da ab (so erzählt man sich) hat Espartero seinen Compaß verloren. Ich weiß nicht, wie weit dies begründet ist, und kann also nicht darüber urtheilen, hinzufügen darf ich aber, daß mancherlei Erfahrungen an Ort und Stelle mir von Espartero's Fähigkeiten eine sehr enttäuschende Idee beigebracht haben.

Am wenigsten gewappnet scheint Espartero stets Marie Christine, einem Weibe gegenüber, gewesen zu sein, das durch ihre Schlauheit wie durch ihre Liebenswürdigkeit doppelt gefährlich ist. Selbst als Espartero Marie Christine, deren unversöhnlicher Feind er ist, zwang, sich in Valencia einzuschiffen und in's Exil zu gehen, ließ diese ihn zu sich rufen, um ihm schließlich noch einen Beweis ihrer geistigen Ueberlegenheit zu geben. Bei dieser Gelegenheit sagte sie zu ihm: „Ich habe aus Dir einen General, einen Granden von Spanien, einen Herzog gemacht, aber einen Edelmann aus Dir zu machen, das ist mir nicht gelungen."

Espartero ist stolz, über Alles eitel, oft sehr taktlos, überladet sich gern mit Dekorationen, und verräth, auf den Effekt zielend, nur zu leicht den Parvenu. Während seiner eilf Jahre der Unthätigkeit ist er bedeutend gealtert und hat, wie ich sagte, von

---

*) So erzählt man sich auch, daß im August 1855, als die Cholera in Madrid auftrat, Dr. M . . ., ein ausgezeichneter junger Arzt, der seine Studien in Frankreich gemacht, von unbekannter, aber sehr auffallender Seite, angeblich im Auftrage, die Zumuthung gemacht wurde, gegen hohe Belohnung Jemanden, dem man Gift geben wolle, als Cholerakranken zu behandeln und ihn demnächst als Choleratodten zu erklären, denn diese müssen in Spanien zwei Stunden nach ihrem Absterben begraben sein. Dr. M . . . lehnte dies auf's Entschiedenste ab. Wem dieses Gift gegolten, ob O'Donnell oder Espartero, das weiß man nicht, da aber einige Tage darauf Espartero heftig erkrankte, auch vier Wochen lang sehr schlimm daran war, vermuthete man, daß ihm jene Cholera zugedacht gewesen. Ich erzähle dies nur als eine Anekdote.

seinen ursprünglichen Fähigkeiten viel verloren. Ich gestehe, daß, wenn ich einen Mann wie Espartero in so gefährlicher Volksgunst stehen sah, wenn ich Zeuge so halsbrechender Demonstrationen und Operationen war, wie sie in Spanien stets an der Tagesordnung waren, ich mich des Gefühls nicht erwehren konnte, daß dieser Mann einmal ein schreckliches Ende nehmen müsse. Es ist dies Gefühl so natürlich, wenn man einen Mann von so launenhaften Massen getragen sieht und an seiner Fähigkeit verzweifelt, diesen Launen den Daum auf's Auge zu drücken, wenn sie einmal zu seinen Ungunsten umschlagen sollten. Ich könnte eine Reihe von Beispielen anführen, die für diese meine Ansicht stimmen, wenn diese Beispiele zu ihrem Verständniß mich nicht zwängen, zu weit auszuholen und in die umständlichsten Details der spanischen Regierungsmaschine einzugreifen.

Espartero's politische Ignoranz ist groß, vielleicht jedoch nicht größer als die mancher andrer spanischer Staatsmänner. Als er einmal als Chef einem Ministerrathe beiwohnte und man von dem Pariser Friedenscongreß sprach, der damals gerade tagte, nannte General Zavala, Minister des Auswärtigen, den Namen des österreichischen Bevollmächtigten, Grafen Buol. — „Buol, que es eso!" (Buol, wer ist das?) fragte er. Ganz ebenso fragte er während des orientalischen Krieges einmal, als ihm der Name des Pruth aufstieß, was das eigentlich sei. —

Espartero's ökonomisches Talent charakterisirt das Madrider Witzblatt „Padre Cobos" durch Anwendung des nicht sehr neuen Witzes: „dieser große Mann ist so sparsam, daß er, um Dinte zu sparen, beim Schreiben nie einen Punkt über das i setzt.

Wie ich schon erwähnt und wie ich hier noch einmal hervorheben muß, hat der ehemalige Siegesherzog hingegen auch eine äußerst lobenswerthe Seite, die doppelt anerkennenswerth, weil sie in Spanien so selten ist, nämlich seine Ehrlichkeit. Wie

habsüchtig er hinsichts des Ruhms und seiner Eitelkeit überhaupt ist, so wenig ist er es in pekuniärer Beziehung, so sehr erscheint er auch hierin das Gegentheil von seinem Gegner Narvaez. Niemand kann dem Siegesherzog Dinge dieser Art nachsagen, wie man sie wohl von diesem seinem Gegner erzählt, der u. A. einmal an der südlichen Küste Spaniens einen Artillerie-Transport benutzte, um Seidenstoffe von Gibraltar nach Ronda zu schmuggeln. Die Geschichte wurde rechtzeitig an die Douane verrathen, diese hielt den Transport an und fand in den Munitionskasten große Vorräthe an Seidenstoffen. Bald darauf wurden sämmtliche Douanen-Beamte abgesetzt, weil sie es gewagt, einen Militär-Transport anzuhalten. — Doch das gehört in die Kategorie von Vorfällen, die hundertweise aus Spanien zu erzählen wären.

Während die gegenseitige Stellung Espartero's und O'Donnell's immer feindseliger wurde, verbreitete man in Spanien, oft im Namen der progressistischen Regierung (vielleicht diese mißbrauchend, aber dieselbe ließ dies doch geschehen) eine revolutionäre, eine republikanische Flugschrift nach der andern: dasselbe Volk, das sich bisher in allen Phasen immer als ein royalistisches gezeigt, wurde im republikanischen Sinne bearbeitet; in allen Städten gab es republikanische Comités, man verhandelte ganz offen, in der Presse sowohl wie mündlich, welche die beste Republik sei, und wie diese beste Republik in Spanien einzuführen sei.

Zu meiner großen Ueberraschung sah ich in demselben Volke, das ich als so monarchisch zu kennen glaubte, die republikanischen und communistischen Ideen schon weit verbreitet und selbst bei Manchen, die ihrer eigenen Ueberzeugung nach sich für Royalisten hielten, fand ich unverdaute republikanische Anschauungen, die sich (besonders im Volke) auf eine höchst originelle Weise mit ihrem royalistischen Bewußtsein amalgamirten. Man war so unbefangen

in diesen neuen republikanischen Bestrebungen, daß man vielfach gar nicht glaubte, dem erblichen, spanischen Königthum damit zu nahe zu treten, ja, ein Castilianer setzte mir einmal haarklein aus einander, wie die Königin Isabella II. ganz getrost neben und mit dem republikanischen Präsidenten oder Regenten weiter regieren könne; die Cortes seien ja im Grunde auch nichts anderes als eine Art Regentschaft, denn die Königin müsse ja immer thun, was diese decretiren. — Der Mann hatte in seinem Nachsatz gar nicht so Unrecht, aber das war eben die Ironie der Sache.

Wer also glaubt, daß Spanien so durchweg monarchisch gesinnt sei, der irrt sich; die letzten Bewegungen communistischer Natur haben gezeigt, daß die Republikanisirung Spaniens doch nicht so ganz ohne Wirkung geblieben, sie haben zugleich gezeigt, bei welchem Ende und in welch drastischer Weise der Spanier seine neuen Prinzipien zu erfassen und auszuführen gewohnt ist. Alle die Agitationen geschahen unter den Augen der progressistischen Regierung, die unbeschadet ihrer liberalen Grundsätze doch diese republikanische Richtung auf's Strengste hätte verfolgen müssen. Leider war sie zu dem Letzteren nicht im Stande, weil diese Propaganda unter dem Schutze eines Theiles der Cortes geschah. Freilich, und das darf nicht übergangen werden, hat sie manches sehr Schätzenswerthe für Einführung der Kultur durch Eisenbahnen &c. gethan, dies Alles war aber hauptsächlich das Verdienst des Ministers Lujan, desselben Collegen O'Donnell's, der sich während des Straßenkampfes 1856 mit an die Spitze der Insurgenten stellte.

Inzwischen brachen die Unruhen von Valencia aus. O'Donnell verfuhr streng und energisch in der Niederschlagung derselben und in der Untersuchung. Man war noch vollauf mit der letzteren beschäftigt, als Espartero seine Reise in die nördlichen Pro-

vinzen antrat, um dort, wie schon erzählt, die Eisenbahn zu inauguriren. In Madrid war man darauf gefaßt, das Eis jetzt brechen zu sehen. O'Donnell hatte, um das Heer zu gewinnen, mancherlei Neuerungen, namentlich zu Gunsten der Unteroffiziere eingeführt; er hielt fleißig Revuen und Manöver, an denen sich auch die Königin betheiligte, geheime Instructionen wurden ausgetheilt und andere Maßregeln getroffen, um schlagfertig zu sein bei der ersten Botschaft aus den nördlichen Provinzen, die, wie man fürchtete, nicht anders lauten konnte, als daß Espartero sich an die Spitze der Unzufriedenen gestellt und seine Popularität in den dortigen Landestheilen benutze, um tabula rasa zu machen.

Ich selbst war Zeuge von Espartero's Auftreten in diesen Provinzen, wo sich Espartero die Einsicht verschaffte, daß die Tragweite seiner Popularität in keinem Verhältniß zu der Tragweite der Absichten stehe, die man ihm nämlich imputirte. Espartero's Reise ging zu Ende ohne ein Pronunziamiento, er kehrte nach Madrid zurück, wo man inzwischen ebenfalls täglich dem Ausbruch einer Revolution entgegensah. Niemand wußte genau zu sagen, von welcher Seite der Choc kommen werde, man erwartete ihn von beiden Seiten, man war überzeugt, daß das Gewitter, das so lange drohend über Madrid stand, sich endlich einmal entladen müsse.

Ein andrer Umstand waltete außerdem noch ob, der ebenfalls dazu beitragen mußte, die Revolution, wenn sie ausbrach, zu einer sehr blutigen zu machen, und dies war der Haß, welcher zwischen der National-Miliz und der Armee herrschte. Beide hatten sich gleichsam in zwei feindliche Lager getheilt: Espartero besaß große Sympathien im Heere, noch mehr aber in der Miliz, die als seine Schöpfung zu betrachten ist, und die in ihrer Mehrzahl durchaus auf seiner Seite; O'Donnell hingegen hatte Alles gethan, um Espartero's Popularität im Heere zu ersticken und

dasselbe mit Hülfe der von ihm eingesetzten Generalkapitäne in den Provinzen ganz für seine Zwecke, die ja die der Königin waren, zu stimmen, was ihm auch namentlich durch die täglichen Reibungen mit der Miliz gelungen zu sein scheint. Isabella ihrerseits stand scheinbar ruhig über beiden Parteien; Niemand indeß erwartete, daß die von den Cortes vorbereitete Constitution eine Wahrheit werde, jedenfalls war man überzeugt, daß sie nicht anders als durch eine blutige Nothtaufe geboren und erhalten werden könne. Anstatt dessen ward die Contrerevolution Isabella's der Todesstreich derselben.

Die Ursache der ewigen Parteizerklüftung im Volke liegt zunächst in dem Charakter des Spaniers, zu dessen Wohlbefinden die Pronunziamentos unbedingt gehören. Jeder Spanier muß eine Parteimeinung haben, er wechselt dieselbe oft, wie er einen Rock wechselt, ja um der beliebten politischen Rührigkeit wegen, die so sehr mit dem spanischen Phlegma contrastirt, ist der Spanier im Stande, schleunigst seine Ueberzeugung zu ändern, wenn er sieht, daß sein Nachbar derselben Meinung wie er ist — nur um der Variation willen. Das Volk ist dabei nicht so unglücklich, wie man sich im Allgemeinen vorstellt; es gehört, wie ich sagte, zu seinem Wohlbefinden, sich zeitweise eine politische Motion zu verschaffen.

Zur Beförderung des offnen Parteizwistes tragen nun noch zwei sehr wesentliche Momente bei. Zuerst ist dies die allgemeine Nationalbewaffnung, die Miliz, die vollständig organisirt ist, ihre eigene Artillerie 2c. hat und eine imposante Macht im Staate bilden würde, wenn sie jemals einig wäre. Ist einmal der Spanier Nationalgardist, so glaubt er, seine Muskete zunächst zu dem Zwecke zu haben, seine politische Meinung auf sein Bajonnet zu pflanzen und diese mit demselben aufrecht zu erhalten, wie dies ja auch die Ereignisse lehren. Espartero hat mit der

Ausbildung dieser Miliz dem Lande ein sehr verhängnißvolles Geschenk gemacht, und die Auflösung derselben nach dem Staatsstreich war eine politische Nothwendigkeit.

Das zweite Moment sind die sechshundert Generale, welche Spanien besitzt. Von diesen sind allerdings mehr als zwei Drittel zur Disposition gestellt, aber gerade deshalb sind sie dem Lande doppelt gefährlich; jeder General begreift nämlich die Nothwendigkeit, etwas thun, sich beschäftigen zu müssen, und im Handumdrehen sehen wir also bei jeder Gelegenheit einen General an der Spitze der einzelnen Parteien.

Alles dies würde jedoch im Interesse der Ruhe des Landes zu überwinden sein, wenn dieser arme Staat jemals zu einer kräftigen und dauernden Leitung gedeihen könnte, wenn man nicht von oben herab durch die unverzeihlichsten Schwabenstreiche, namentlich aber durch eine grenzenlose Nichtachtung, sogar Verhöhnung der öffentlichen Meinung, durch das in den Vordergrund stellen von Persönlichkeiten des untersten moralischen Werthes die Unzufriedenheit und die Opposition aller Volksschichten geradezu provozirte.

Spanien verzeiht seiner Königin gern alles Das, was ihr durch Personen anerzogen worden, die vielleicht absichtlich ihrem Geiste die Richtung gegeben, welche derselbe genommen, aber er verzeiht diesen Personen nicht, die nicht allein auf die Erziehung der Königin, sondern durch ihre Bekleidung mit den höchsten politischen Aemtern auch auf das Wohl des Volkes den nachtheiligsten depravirendsten Einfluß geübt.

Unter diesen Persönlichkeiten steht obenan Maria Cristina, die Königin-Mutter. Man thut dieser Dame nicht Unrecht, wenn man sie allein als die Quelle alles Uebels in Spanien bezeichnet, denn man macht sich keinen Begriff von der Schlauheit und Verschlagenheit dieses Weibes. Von ihrer Unerschrockenheit und

Geistesgegenwart giebt Folgendes ein Beispiel, das ich als bezeichnend voran schicken will.

In der Revolution von 1854 nämlich, während das Volk von Madrid unablässig den Kopf der Königin-Mutter verlangte und der Pöbel ihr Blut trinken wollte, während ganz Madrid sie mit den schmutzigsten Insulten überhäufte, empfing sie ruhig in ihrem Palais ihre Visiten mit einer Grazie, einer Liebenswürdigkeit, durch die sie sich Alles zu unterwerfen versteht. Der sächsische Gesandte, der ihr seine Aufwartung machte, war ganz betroffen von ihrer Unbefangenheit und glaubte zu träumen, als er diese Fürstin um ihre Zukunft, um ihr Leben so wenig besorgt sah, während sie doch Alles wußte, was in der Stadt vorging.

Bei diesem Besuch war es auch, wo Marie Christine den erwähnten Diplomaten beauftragte, dem englischen Gesandten Lord Howden ihr Palais zu Kauf anzubieten. Marie Christine also widmete sich ganz sorglos ihren Geldgeschäften, während das Volk unter ihren Fenstern schrie: Muere Cristina!

Die Königin-Mutter ist bekanntlich die Wittwe Ferdinands II., die Mutter Isabella's, und war die Regentin des Landes während der Minderjährigkeit ihrer Tochter, bis sie diese 1840 niederlegte und nach Frankreich ging. Zahllos sind die Leiden und inneren Zerwürfnisse, welche diese Frau dem eignen Lande durch ihren Ehrgeiz, ihre Intriguen und namentlich durch ihre Habsucht bereitete, welche Letztere der Grundzug aller ihrer Handlungen ist. Ungeachtet ihrer durchaus antiliberalen Erziehung zeigt eine aufmerksame Verfolgung ihrer unseligen Wirksamkeit doch, daß sie sich seit ihrem politischen Auftreten wesentlich auf die Bewegungspartei stützte, sobald es sich darum handelte, Einfluß oder Reichthümer zu erwerben. Ihre politische Thätigkeit ist so bekannt, daß ich dieselbe hier nicht speziell zu bezeichnen brauche,

dahingegen erscheinen mir einige Notizen über ihr Privatleben von Interesse.

Erst nach dem Tode ihres Gemahls, des Königs Ferdinand VII., begann man von Don Fernando Muñoz, ihrem Günstling, zu sprechen, der damals in der Königl. Leibgarde diente. Manche wollen wissen, daß Marie Christine schon bei Leibzeiten Ferdinand's Günstlinge gehabt habe, doch scheint es, als sei Muñoz der Einzige gewesen, der sich ihre Liebe erworben und diese noch heute besitzt, wo er den Titel eines Herzogs von Rianzares *) trägt.

Alle Machinationen der Königin-Mutter liefen bisher auf den Nachtheil des Landes hinaus: die weibliche Successionsfolge, der so eben erst vernichtete Triumph der liberalen Institutionen, die Heirath der Königin, Alles ist ihr Werk. Durch ihre Schlauheit wußte sie ihren Einfluß im Lande Jahre lang aufrecht zu erhalten; durch ihre Habsucht getrieben, bemächtigte sie sich sogar der Kronjuwelen, zahlloser Pretiosen, und wußte sich von dem Ministerium und den Cortes enorme Summen anweisen zu lassen. Marie Christine verschmähte nichts, was ihr Geld einbrachte, selbst nicht das Unbedeutendste, und verstand sich meisterhaft auf das Oekonomisiren. Gab sie Bälle, so ließ sie die Erfrischungen aus dem Königl. Palast requiriren, in ihrem Hause herrschte die größte Sparsamkeit und ihre Töchter erhielten ein wirklich kägliches Taschengeld.

Marie Christine ging als Königin-Mutter in ihrer Oekonomie so weit, daß sie ihre alten Hüte bei Madame B., der ersten Modistin von Madrid, aufputzen und waschen ließ, daß sie die alten Livréen ihrer Diener verkaufte, die Bäume Königlicher Lustschlösser als Brennholz niederhauen ließ und aus den Naturalien-Cabinets der Nation Gold- und Silberklumpen zu baarem Gelde

*) Beide vermählten sich heimlich bereits 1833; erst später proklamirte Espartero diese Ehe, die jetzt mit 10 Kindern gesegnet ist.

machte. Auf welche Weise Marie Christine 100 der schönsten Gemälde des Escorial für eigne Rechnung verkaufen ließ, das habe ich früher schon erzählt.

Trotz alledem versteht Marie Christine die Kunst zu bezaubern in einem höchst gefährlichen Grade, denn selbst ihre ärgsten Feinde vermögen ihrer Liebenswürdigkeit nicht zu widerstehen und ihre entschiedensten Widersacher hörte ich mit einer gewissen Begeisterung von dieser Liebenswürdigkeit der Königin-Mutter sprechen.

Hinsichts ihrer Tochter Isabella schienen alle Pläne Marie Christinens dahin zu gehen, sich ihrer zu entledigen, da mit Isabella nichts anzufangen war, und die höchste Gewalt in die Hände der Herzogin v. Montpensier zu spielen, denn beschränkte dies auch ihr Vermögen scheinbar, so vergrößerte sich doch dadurch für sie die Möglichkeit, Geld zu erwerben, zumal sie durch unglückliche Spekulationen des Herzogs von Rianzares große Verluste erlitten hatte.

Neben all' diesen Eigenschaften ist Marie Christine unausgesetzt durch die Erziehung ihrer aus der Ehe mit Muñoz datirenden zahlreichen Kinder beschäftigt; als Mutter dieser Kinder und als Gemahlin des Herzogs von Rianzares scheint sie ein wirkliches Muster zu sein und auch von ihrer Dienerschaft wird sie in hohem Grade verehrt — die Nation jedoch verachtet sie, und leider hat diese hiezu Veranlassung genug.

Ein sehr schmutziges Werkzeug, dessen sich auch Marie Christine namentlich zur Erreichung ihrer zweideutigen Pläne fleißig bedient hat, war der berüchtigte Franzisco Chico, der Schrecken, die Neugier und die Verachtung des Volkes von Madrid. Chico war eins der verwerflichsten Subjekte des ganzen Landes, er war Contrabandist, Räuber, Mörder, — mit einem Worte: Alles was Laster und Verbrechen heißt.

Seine erste Verwendung fand Chico, indem König Ferdinand

durch ihn seinen Bruder Don Carlos überwachen ließ; später vom spanischen Gouvernement mit der Einfangung der Räuber und Spitzbuben beauftragt, die im Lande ihr Unwesen trieben, stand er an der Spitze der geheimen Polizei und zugleich einer Bande elender Subjekte, die sich mit allen strafbaren Industrieen befaßten. Durch ihn ließ eine bereits oft von mir genannte Dame aus dem Museum den Goldklumpen von Mexico, die Smaragde und Diamanten von Brasilien entwenden; durch seine Hände gingen die hundert und achtzig Gemälde des Escorial, von denen nur achtzig in das Museum von Madrid wanderten, während die übrigen hundert für hohe Privatrechnung in England verkauft wurden.

Auch General Narvaez vertraute seine eigene Sicherheit einer Bande von Bravo's an, deren Haupt Don Chico war, und verwendete ihn zu allerlei Aufträgen. Trotz seiner gefürchteten amtlichen Stellung hörte Chico nicht auf, das Metier des Spions zu treiben, mit den Spitzbuben seiner Bande zu theilen und Schuldige wie Unschuldige zu verrathen und den Tribunalen zu überliefern.

Endlich sollte indeß auch Chico's Stündchen schlagen. Irre ich nicht, so war es im Jahre 1852, als Jemand zu ihm, als dem Chef der Geheimen Polizei, kam, um ihm zu klagen, daß man ihm auf der Puerta del Sol seine kostbare goldene Uhr gestohlen. In der That fand sich diese Uhr wieder und Chico verlangte, sie dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückgebend, 3 Unzen (etwa 250 Francs) als seinen Antheil.

Der Besitzer der Uhr wollte nur eine Unze zahlen und da Chico auf seinem Verlangen beharrte, so wandte sich der Besitzer der Uhr an Ordoñez, den damaligen Civil-Gouverneur von Madrid, über Chico Beschwerde führend.

Ordoñez hatte längst auf eine Gelegenheit gewartet, Chico's

Treiben ein Ende zu machen und ihn zu stürzen; er ließ ihn durch Militair verhaften und ihm den Prozeß machen.

Man sagt, die Königin-Mutter habe sich bei dieser Gelegenheit für Chico verwandt und seine Freiheit verlangt, weil seine Aussagen den König Ferdinand hätten kompromittiren können; Marie Christine überließ jedoch den Schützling sofort seinem Schicksal, als man ihr die bei dem Delinquenten gefundenen Juwelen zeigte, die Chico ihr selbst, der Königin-Mutter, und auch der jungen Königin gestohlen. Nichtsdestoweniger wurde die Sache niedergeschlagen und Chico trieb sein Wesen fort, bis endlich 1854 die Revolution kam und einer dieser Lumpenhunde vom andern abgethan wurde.

Am ersten Sonntage der Revolution nämlich zog der Dieb, Räuber, Mörder und Stierfechter Pucheta an der Spitze eines Pöbel-Haufens vor das Haus Chico's, der sich hier versteckt hielt und schwer erkrankt, schon halb Leiche in seinem Bette lag. Der Portier Chico's, einer seiner Consorten, verleugnete ihn und erhielt dafür eine Kugel vor den Kopf; ein altes Weib im Hause verrieth jedoch den Schlupfwinkel Chico's, halb todt wurde er aus dem Bette gezogen und nach dem Platze de Cebada geschleppt.

Chico versprach hier, Alles zu beichten, alle seine Verbrechen zu gestehen und die wichtigsten Geheimnisse zu enthüllen, wenn man ihm das Leben lasse; er flehte endlich, man solle ihm einen Beichtvater kommen lassen — Pucheta aber blieb taub, nur seinem Haß und seiner Rachsucht folgend, ließ er Chico auf der Stelle niederschießen und rettete dadurch vielleicht wider seinen eigenen Willen gewisse sehr compromittirte hohe Persönlichkeiten.

Chico war außerordentlich reich und bewohnte ein luxuriös ausgestattetes Haus; bei seiner Verhaftung durch Ordoñez hatte man bei ihm 240 goldene, 180 silberne Uhren, Pretiosen von

hohem Werth, meisterhafte Gemälde und tausend aus den Königlichen Schlössern gestohlene Gegenstände gefunden.

Eine Laune des Schicksals fügte es, daß zwei Jahre später, am 16. Juli 1856, derselbe Pucheta auf demselben Platze Cebada an der Spitze eines Insurgentenhaufens von den Soldaten O'Donnell's erschossen, und daß sein Leichnam von hier aus durch die Straßen der Hauptstadt geschleppt, beschimpft und verstümmelt wurde.

XV.

Don Franzisco de Paula und Señora Rotondo. — Die Orgien im Palast. — Die Günstlinge der Königin. — Die Töchter Don Franzisco's de Paula. — Hofverbannung. — Herr Salamanca und seine Speculationen. — Sein Secretär Buschenthal. — Don Francisco de Asis. — Don Ramon Narvaez. — O'Donnell. — Don Franzisco de P* und das Soldatenloos.

Unter den Persönlichkeiten innerhalb der königlichen Familie, die zunächst Maria Cristina die größte Schuld an den kläglichen Zuständen Spaniens tragen, steht obenan der Vater des Königs, der schon erwähnte Don Franzisco de Paula, ein Mann, dem kaum ein Laster fremd sein dürfte, aus dessen zweideutigen Prädilectionen aber namentlich Alles hervorragt, was sich mit Habsucht und Bestialität bezeichnen läßt.

Ich würde hier die weißen Blätter meines Buchs mit Koth beschmutzen, wollte ich auch nur einige Pagina aus der Lebensgeschichte dieses Mannes hier anführen, ich begnüge mich daher mit der Bemerknng, die ihn am besten zu charakterisiren vermag, daß nämlich Don Franzisco de Paula den bedauernswerthesten Einfluß auf die Erziehung der Königin Isabella hatte, indem er ihr schon im zartesten Alter, im Einverständniß mit Maria Cri-

stina die schlüpfrigsten Bücher zugehen ließ und alles Mögliche that, um die Erziehung der Königin in Bahnen zu leiten, die seiner Habsucht dienen konnten. Ihm und der Königin-Mutter ist es zuzuschreiben, daß später im Palaste Orgien, sogenannte kleine Soupers gehalten wurden, in denen es so toll zugegangen sein soll, daß Narvaez, der damals das Ruder in Händen hatte, dieselben auseinander zu sprengen sich genöthigt fand und mit der sehr sinnlichen Veranstalterin derselben ein Verhör anstellte, aus welchem sich ergab, daß die gewöhnlichen Gäste dieser ganz an Frankreichs Zeit der Regentschaft erinnernden Orgien, der Marquis v. Bedmar, Herzog von Tomanes, Marquis v. Santjago, die beiden Marquis de Casasola, der Graf Cambesaltes, u. A., am Schlusse dieser petits comités in einem Zustande zu sein pflegten, daß sie sich in Gegenwart der hohen Wirthin die Gläser an den Kopf warfen und in trunkenem Zustande von den Lakaien nach Hause gebracht werden mußten. Aus demselben Verhör soll sogar hervorgegangen sein, daß man bei diesem Gelage einmal den Herzog von Tomanes, den Spaßmacher der Gesellschaft, bis auf's Hemde entkleidet und in eine Wanne voll warmen Wassers gesteckt hatte.

Aus dem ganzen bisherigen Leben Isabella's tritt, als nothwendiges Resultat der Bemühungen ihrer gewissenlosen Erzieher, neben einer nicht durch die Letzteren ertödteten wahrhaften Herzensgüte, ein starker Zug von Sinnlichkeit hervor. Der Leser wird den sichersten Blick in das Herz der jungen Königin thun, wenn ich ihm hier die Namen ihrer Günstlinge während ihrer Ehe mit Don Franzisco de Asis aufzähle. Die Liste derselben beginnt mit dem bekannten General Serrano; dann folgten Barrutia, ein Stallmeister, Graf Cantillana, ein Spieler, Miral, ein Sänger, Zaldiva, Marquis de Villa vieja, Regiments-Commandeur, Marquis de Bedmar, Canario (von den canarischen

Inseln und deßhalb so genannt, ein Sohn des General Aspiroz), Henriquez, Adjutant von Narvaez, der aber der königlichen Gunst sehr bald überdrüssig und Geliebter der Herzogin de Fr* wurde, Cassilla, ein Violoncellist und Italiener, und endlich Ed. Cabanez, der Sohn eines Generals. — Königinnen lieben zwar schlecht, aber mitunter viel; was Isabella betrifft, hat sie doch die Gewohnheit, ihre Briefe mit den Worten zu schließen: „Niemand liebt Dich wie Deine Isabella."

Don Franzisco de Paula ist, mit einem Worte, einer der edelsten Sterne am Firmament Hispaniens; nach allen denkbaren Ausschweifungen ist er jetzt seit 1852 mit der Tänzerin Rotondo verheirathet, die nicht hübsch ist, mit der er aber in seinem Sommerpalais Buen Retiro sehr glücklich leben soll.

Von seinen Töchter haben zwei ziemlich originelle Schicksale gehabt; die eine, Donna Josefa, ist an den Dichter Guel y. Rente, Sohn eines havanesischen Colporteurs, verheirathet. Die Geschichte dieser Heirath ist in Kürze folgende: Donna Josefa liebte den genannten Dichter, man sagte zwar, die Sympathie dieser beiden Seelen beruhe von Donna Josefa's Seite auf der Bewunderung von Guel's Posien, indeß muß die Sache doch einen andern Zusammenhang gehabt haben, denn im Jahre 1848 ward der Dichter eines Abends eiligst nach Valadolid geholt, wo Don Franzisco de Paula mit der Infantin verweilte, und wo die beiden Liebenden in Gegenwart Don Franzisco's ebenso eilig getraut wurden. Da man Herrn Guel gleichzeitig in Valadolid ein großes kaufmannisches Magazin einrichtete, äußerte ein Witzbold über dieses interessante Ereigniß: „le pavillon couvre la marchandise." — Eine andere Tochter dieses Fürsten ist an den Grafen Gurowski verheirathet, der sie entführte, als sie sich in Paris aufhielt, und mit ihr ein elegantes Palais in Madrid bewohnte.

Alle diese Herrschaften sind bekanntlich in die Verbannung geschickt und zwar in Folge der nachstehenden Scene, die nicht skandalöser als manche andre, die in den königlichen Gemächern vorgefallen. Nachdem nämlich die Königin der Infantin Amelia bei ihrer Vermählung mit dem Prinzen Adalbert von Baiern eine Aussteuer von 8 Millionen bestimmt hatte, erschienen die Schwestern der Infantin Amelia vor der Königin, um sie wegen dieser Parteilichkeit zur Rede zu stellen, da *sie* bei ihrer Vermählung eine höchst unanständige Mitgift erhalten. Die Königin machte sie darauf aufmerksam, daß sie sämmtlich Mesalliancen geschlossen und also keine Ansprüche hätten; inzwischen aber ging Don Enrique, der Bruder des Königs, in dessen Gemächer und überhäufte diesen mit den größten Vorwürfen; diesen Vorwürfen folgten Schimpfworte und diesen Schimpfworten folgte eine Ohrfeige, welche der König seinem liebenswürdigen Bruder Enrique applicirte. Es entstand ein großer Scandal, die Königin wurde gerufen, und diese machte dem erhitzten Infanten bemerkbar, daß seine Ausfälle gegen seinen königlichen Bruder eine *Majestätsbeleidigung* seien. Als auch dies nicht fruchtete, wurde O'Donnell herbei geholt, der den Infanten dadurch besänftigte, daß er erklärte: „er habe die Demokratie zu zertreten gewußt, und wenn der Infant nicht kenne, was er dem Könige schuldig sei, so werde er zeigen, daß er auch verstehe, die Altezza Reale zu *füsiliren*." — Vermuthlich hat dies auf den Infanten königl. Hoheit seine Wirkung nicht verfehlt; bald darauf wurde die ganze Sippschaft Don Franzisco de Paula's verbannt: Don Franzisco de Paula selbst, als Vater, nach Valadolid, Don Enrique nach den Balearen, die Infantin Josefa mit ihrem Gemahl nach San Sebastian und die Infantin Isabel (Gräfin Gurowska) nach Cadix oder Malaga.

Zu den *außerhalb* der königlichen Familie stehenden, aber

nicht minder als jene genannten, dem Lande verhängnißvollen, Persönlichkeiten gehört vor Allem der bekannte Salamanca, ein Mann, der die Nation um ungeheure Summen bestohlen, auf den Hof und ebenso auch auf die Erziehung der Königin Isabella den traurigsten Einfluß übte und sicherlich die größte Notabilität der Demoralisation in Spanien wäre, wenn es ihm Don Franzisco de Paula hierin nicht noch zuvor gethan hätte.

Salamanca machte sein Glück im Jahre 1840 durch das Salzmonopol, das ihm jährlich fast 23 Millonen Realen einbrachte und ihm Gelegenheit gab, Mancherlei an sich zu reißen, was sein Glück mit bauen half. Als Salamanca seine Erfolge wachsen, seine Reichthümer mit großer Geschwindigkeit sich vermehren sah, ward er Verschwender und begann nicht nur eine luxuriöse, sondern eine skandalöse Lebensweise. Er stand in engem Verkehr mit Don Francisco de Paula, durch ihn auch wußte Salamanca der Königin insinuiren zu lassen, wie sie sich des Zwanges, welchen ihr noch das Ministerium Isturiz-Mon auferlegte, am besten entziehen könne, wenn sie ihn zur Gewalt bringe.

Don Franzisco de Paula that das Seinige, um dieser Insinuation Eingang und Nachdruck zu verschaffen, er schilderte der Königin die privaten Vortheile eines Ministerium Salamanca und dieser erreichte wirklich einige, diesem Gegenstande gewidmete Audienzen bei der Königin. In der dritten Unterhaltung dieser Art, die am 30. Mai 1847 um 4 Uhr Morgens stattfand, kam die Sache endlich zur Reife und Salamanca sah am Schlusse derselben seinen ehrgeizigen Zweck erreicht. Im Palaste der Königin zu Madrid ersetzt nämlich die Nacht den Tag, alle geheimen Audienzen, alle Berathschlagungen finden in der Nacht statt, alle Königlichen Akte werden Nachts unterzeichnet und erst gegen Abend macht die Königin ihre Morgenpromenaden im Prado.

In Folge dieser Machinationen verabschiedete die Königin

den Herzog von Soto-Mayor und ernannte Pacheco an dessen Stelle — eine Ernennung, die nur Herrn Salamanca und verschiedenen anderen Individuen sehr zweifelhafter Verdienste als Schemel dienen sollte, was denn auch ganz in der von Salamanca angestrebten Weise geschah.

Während der kurzen Zeit, in welcher sich Salamanca am Ruder erhielt, verstand er es, eine große Anzahl von Leuten aller Stände und Verhältnisse in seine Netze zu ziehen. Er spielte in Fonds für Anderer Rechnung, ohne daß diese etwas davon wußten und diese Leute fanden dann zuweilen beim Erwachen Bankbillets auf ihren Tischen, die sie im Schlafe gewonnen. Salamanca war damals die Seele aller Unternehmungen und aller finanziellen Associationen, aller anonymen Gesellschaften, aller Staatslieferungen, und in allen diesen Spekulationen verband er sich stets mit einer Anzahl einflußreicher und zugleich ganz einflußloser, unbedeutender Personen.

Auch sein intimes Verhältniß zu Don Franzisco de Paula beruht auf finanzieller Basis, indem er diesem bedeutende Summen borgte, durch die er sich wiederum bei der Königin in Gunst setzen ließ, wie ich dies oben erwähnt. Später, als er am Ruder war, bedurfte er der Vermittlung Don Franzisco's nicht mehr, denn die Königin fand an Salamanca's familiärer Unterhaltung Geschmack und Salamanca seinerseits stellte der Königin sehr bedeutende Summen zur Disposition, die sie mit Leichtigkeit verausgabte.

Während seiner ministeriellen Thätigkeit, auf welche ich hier nicht spezieller eingehen darf, zumal sie mit offenbaren Skandalen zusammenhängt, die zu erzählen ich mir versagen muß, während seiner Glanzperiode trieb Salamanca einen unerhörten Luxus, er besaß die kostbarsten Equipagen, eine Tafel, die einen Lucull beschämt haben würde, und war u. a. auch Entrepreneur

des théâtre italien, das ihm ebenfalls enorme Summen brachte. Alles dies umgab ihn mit einem Lustre, das ihm die Gunst des Hofes und der Gesellschaft erhielt; er warf das Geld auf die Straße, baute sich eins der schönsten Palais und spielte in jeder Beziehung den Nabob.

Nichts charakterisirt die Art und Weise, wie Salamanca sich selbst beurtheilte, treffender als seine eigene Aeußerung zu einer Zeit, wo er seinen Einfluß schon wanken sah. „Auf die Königin kann sich kein Mensch verlassen," sagte er, „zuerst schickt sie das Ministerium fort, das ihr einen Mann verschaffte, dann schickt sie das Ministerium fort, das sie an eine regelmäßige Lebensweise gewöhnen wollte, und jetzt schickt sie auch uns fort, die wir ihr als gefällige Gelegenheitsmacher (comme maquereaux complaisants) gedient.

Als Salamanca endlich seinen Sturz vor Augen sah, und nachdem er wirklich gestürzt war, verdoppelte er seinen Luxus, seine Freigebigkeit; er stürzte sich in alle nur denkbaren Extravaganzen, spielte va banque, ließ sich in Verschwörungen gegen Narvaez ein, um à tout prix wieder zur Gewalt zu kommen, und wollte, mit einem Worte, entweder Minister, oder Flüchtling sein. — Jetzt aber kam die Revolution von 1848, die in Folge von Narvaez' Vorkehrungen Spanien nicht gerade erschütterte, aber doch auch nicht ganz spurlos an diesem Lande vorüber ging. Salamanca mußte flüchten; acht Tage hielt er sich versteckt im Hôtel des Grafen Du Hamel, des belgischen Geschäftsträgers, und in dem des dänischen Gesandten Dal Borgo. Die Polizei suchte ihn, ehe sie aber seinen zweiten Schlupfwinkel entdeckt, hatte Salamanca als Douanier verkleidet unter dem Schutze der Contrabandisten die französische Grenze erreicht.

Auch sein Sekretär, Rathgeber und Faktotum mußte mit ihm zugleich das Land verlassen; er war ebenso banquerot wie

sein Patron und flüchtete. Dieser Sekretär Salamanca's, Namens Buschenthal, ist jüdischer Herkunft, aus Straßburg, einer der größten Abenteurer und als solcher berüchtigt in Brasilien, Portugal und Spanien. Selten hat ein Aventurier eine so mannigfaltige und bunte Carriere gemacht wie dieser Buschenthal; Buschenthal ist gegenwärtig in Buenos Ayres; seine Frau, die, wenn ich nicht irre, noch in Spanien lebt, stand in außerordentlicher Gunst bei der Königin, sie trug den grand cordon des dames nobles und wohnte selbst noch fürstlich inmitten der schönsten Gemäldegalerien, während ihr Mann bereits flüchtig war.

Indeß, in Spanien kehrt man oft ebenso leicht zurück, wie man gezwungen werden kann, sich auf die Strümpfe zu machen; die Geschichte fast aller hervorragenden Personen jenes Landes liefert den Beweis hiefür; sie gehen und kommen, je nachdem der Wind weht.

Auch Salamanca kehrte nach Spanien zurück; er hatte während seiner Glanzperiode dem Herzog von Rianzares, dem Gemahl Marie Cristinens, eine große Summe geborgt, die dieser ihm nicht zurück geben konnte; als Entschädigung wirkte er bei Narvaez für den Flüchtigen die Erlaubniß zur Rückkehr aus, und that sogar noch ein Uebriges, denn um dem Prostituirten wieder das nöthige Relief zu geben, ward derselbe zum Grafen von Salamanca gemacht. Letzterer hatte indessen an der Pariser Börse eine Summe von 600,000 Fr. gewonnen, und mit Hülfe dieser, so wie der Narvaez'schen Protektion, begann jetzt Salamanca die fabelhafteste Schwindelei in Eisenbahnen und anderen derartigen Unternehmungen, bis wiederum die Revolution von 1854 kam und er abermals nach Albacete flüchten mußte.

Die Insurgenten verbrannten Salamanca's Haus, die progressistische Regierung ließ ihn in Albacete ergreifen und ins Gefängniß sperren; da aber diese Regierung einsah, daß sie zu der

beabsichtigten finanziellen Bewegung eines Talentes wie Salamanca's bedürfe, so ward der Letztere nochmals rehabilitirt und zum Erstaunen von ganz Madrid sah man ihn eines Tages in seinem vollen alten Glanz im Prado fahren.

Die Charakteristik Salamanca's läßt sich übrigens in die wenigen Worte zusammenfassen: er ist der größte Schwindler Spaniens und würde als solcher weniger zu verdammen sein, wenn er sich sein Glück nicht durch die elendesten, verwerflichsten Mittel angebahnt und conservirt hätte.

Ich habe hier noch einiger anderer Persönlichkeiten zu erwähnen, die auf Spaniens Zustände mehr oder minder von Einfluß gewesen und es heute noch sind, nämlich den König, Don Franzisco de Asis, Don Ramon Narvaez, Herzog von Valencia und Leopold O'Donnell.

Der erstere, der König nämlich, ist eins der vielen Kinder, die aus der Ehe des Don Franzisco de Paula und seiner Gattin Carlotta entsprossen. Don Franzisco ist vielleicht derjenige, der am wenigsten in die Regierungsangelegenheiten einzugreifen vermag, und zwar in Folge seiner Stellung sowohl als seiner Fähigkeiten; er ist bis zum Aberglauben fromm, nicht unempfänglich für die Schönheit, ist von seiner Umgebung sehr geliebt, treibt seine Gerechtigkeitsliebe bis zur Parteilichkeit für Montemolin und entwickelt trotz seiner schiefen Stellung der Politik und der Königin gegenüber, doch wenigstens äußerlich, viel Zartgefühl und eine möglichst würdevolle Haltung. Gegen die Königin-Mutter empfindet er eine grenzenlose Abneigung.

Don Ramon Narvaez zog die allgemeine Aufmerksamkeit zuerst durch seinen Sieg von Majaceite auf sich und hat seitdem consequent die Sache der Krone vertreten. Narvaez ist einer der energischsten Charaktere, einer der eisernsten Soldaten, von einer erstaunlichen Willenskraft und besitzt überhaupt alle die außer-

ordentlichen Eigenschaften, welche nothwendig zur Auszeichnung führen. Er ist weniger positiv gebildet, aber intelligent, er besitzt durchdringenden Blick, schnelle Auffassung und all die Entschlossenheit und Geistesgegenwart, welche seinem Antipoden Espartero*) fehlen. Auch Narvaez theilt die Habsucht der meisten politischen Notabilitäten in Spanien; wie ausgezeichnet er als Soldat auch ist, war doch das Ziel seiner Wünsche stets: Reichthümer zu erwerben. Alle Mittel sind ihm gut; er ist wohl edler Aufwallung fähig, aber ebenso heftig, grausam und von schonungsloser Willkühr; bei seinem Hochmuth, seinem aufbrausenden Wesen und seinem Hinneigen zu den Extremen ist natürlich nicht gut mit ihm umzugehen. Trotzdem ist Narvaez liebenswürdig in der Unterhaltung, sein Blick, sein Gesicht sind fesselnd, sein Wesen (obgleich von mittlerer Gestalt) sucht zu imponiren; seine größten Schwächen sind Luxus, Tafel, Schwelgerei, eine grenzenlose Ausschweifung — der Ehrgeiz aber beherrscht in ihm Alles. In seinen oft sehr niedrigen Ausschweifungen vergißt er sehr erklärlich zuweilen die Ritterlichkeit, die ihm in ruhigen Augenblicken eigenthümlich. Obgleich Narvaez' Geschlecht nicht zur eigentlichen Grandeza gehört, ist es doch edel und von historischer Bedeutung.

Was endlich O'Donnell betrifft, so trat er erst heute zum erstenmale selbständig als Retter der Krone auf; so weit er politisch mithandelte, sah man ihn noch 1854 nebst den Generalen Dulce, Mesina, Ros de Olano ꝛc. an der Spitze der Kavallerie zur Stadt Madrid hinausreiten, den Soldaten der Königin vor den Thoren der Hauptstadt ein Gefecht liefern und dann mit

*) Narvaez begann seine Carriere unter Espartero; Beide hassen sich seit lange und schon 1837 suchte letzterer durch Bildung des schwachen Ministerium Pita-Alaix zu verhindern, daß Narvaez als junger General das Kommando über eine Armee von 40,000 Mann erhielt.

seinem insurgirten Corps sich nach Andalusien wenden. Trotzdem war O'Donnell damals ebensowenig Insurgent wie er heute Absolutist sein kann: O'Donnell ist, meiner Ansicht nach, einer von den Juste-Milieus, die in Spanien unmöglich sind; wenn er außer seinem Eigennutz überhaupt etwas ehrlich will, so will er die Rechte der Krone mit denen des Volkes verschmelzen, was in Spanien ein Unding, denn in diesem unglücklichen Lande ist an ein Balanciren widerstreitender Rechte einmal nicht zu denken — die Königin hat entweder Alles oder gar nichts zu sagen. Wenn der Spanier von Constitutionalismus redet, so versteht er das ganz anders als wir; Constitution ist in seinen Augen gerade nur Das, was seit 1854 von den Cortes debattirt wurde, was die Königin demnächst beschwören sollte, was zu beschwören sie aber niemals die Absicht gehabt hat.

Zwischen diesen beiden Extremen hat O'Donnell zuversichtlich selbst bisher nicht gewußt, was er speziell wollte; sein nächstes Streben war nur, sich einen Rivalen vom Halse zu schaffen, mit dem er unmöglich einig sein konnte, da Espartero stets nur sein Steckenpferd, die Volksgunst, ritt, und O'Donnell sich sträubte, Befehle auszuführen, die Espartero ertheilte. O'Donnell hat keine Partei, und wie sollte er sie haben, wenn er sich auf einen Standpunkt stellt, den Niemand in Spanien mit ihm theilt, und auf den auch er nur durch die Verhältnisse gedrängt wurde.

O'Donnell wäre im Stande gewesen, ein Espartero zu sein, um diesen aus dem Sattel zu heben; wenn er es vermöchte, würde er sich sogar entschließen, ein Narvaez zu werden, nur um durch diesen nicht wieder ebenso in Schatten gedrängt zu werden. Das ist der Fluch der Halbheit.

Kommen wir jetzt auf die Revolution selbst zurück. Wir haben gesehen, daß die große Mehrzahl des stehenden Heeres auf Seite der Königin blieb und sich für diese schlug. Diese

seltene Einmüthigkeit des Heeres fußt in den zwei Motiven, die ich schon angeführt: in dem Haß der Armee gegen die Miliz und in der republikanischen und socialistischen Richtung, welche die ersten Ausbrüche der diesjährigen Revolution nahmen. In Spanien ist es so weit gekommen, daß der Soldat entschieden Parteimann sein, eine ausgesprochene Gesinnung tragen und mit seiner Person für die Folgen derselben einstehen muß; hieraus erklärt sich natürlich der Mangel an Disciplin in der ganzen Armee.

Als Beispiel wie es in Spanien dem Soldaten ergehen kann und wie derselbe, an den Wechsel des Gouvernements und des Commandos gewöhnt, oft beim besten Willen nicht weiß, welcher Fahne er folgen soll, will ich hier das Schicksal eines jungen Militair-Arztes erzählen. Don Francisco de P* stand 1848 als junger Arzt mit dem Regimente Princesa in Coruña; dieses Regiment pronunzirte, d. h. empörte sich damals gegen Narvaez; natürlich mußte der junge Arzt sich mit pronunziren, und da die Revolte mißlang, ward er zur Strafe in ein anderes Regiment gesteckt und auf zwei Jahre nach der spanischen Festung Ceuta an der afrikanischen Küste verbannt. Im Jahre 1854, nachdem er seine Strafe abgebüßt, stand der junge Arzt im Regimente Borbon; dieses Regiment blieb der Königin treu und pronunzirte sich nicht; als Strafe hierfür ward er von der an's Ruder gelangten progressistischen Partei wiederum auf zwei Jahre nach Ceuta geschickt, bekam aber (und das ist die Pointe) von derselben progressistischen Regierung für das Pronunziren gegen die Königin im Jahre 1848 das San Fernando-Kreuz und zugleich die Verbannung für das Nichtpronunziren im Jahre 1854: also Strafe und Belohnung zugleich.

Was Don Francisco de P. in diesem Jahre gethan, weiß ich nicht; möglicher Weise hat er sich zum dritten Male pro-

nunziren müssen und vielleicht kehrte er also noch einmal nach Ceuta zurück, denn er behauptete schon vor Ausbruch der diesjährigen Revolution, es sei ihm vom Schicksal beschieden, für die politischen Meinungen seines Regimentes zu büßen und stets als Sträfling zwischen Afrika und Spanien hin und her zu wandern, ohne sich selbst jemals um Politik bekümmert zu haben.

XVI.

Die Contrerevolution von 1856. — Die Cortes constituyentes. — Frankreichs Rolle in Spanien. — Lord Howden und Baron Turgot. — Ein nächtlicher Ministerrath. — Escosura. — Espartero's Demission. — „Heut ist San Buenaventura!“ — Ausbruch des Straßenkampfs. — Der Stierfechter Pucheta. — Die „Espada de Luchana“. — Ultima pagina de la historia.

Das Gelingen der Contre-Revolution von 1856 hat jetzt alle die Persönlichkeiten wieder in den Vordergrund gedrängt, welche ich vorhin geschildert. Von all diesen ist aber nur Narvaez diejenige, die Spanien von Vortheil sein kann, denn Narvaez ist bei dem gänzlichen Mangel an energischen Charakteren in jenem Lande der einzige, der im Stande, wenigstens die Ruhe aufrecht zu halten, und jede gewaltsame Opposition gegen die himmelschreiendsten Mißbräuche mit kräftiger Faust nieder zu halten; aber leider ist dieser General ohne Marie Christine und deren ganzen Anhang in Spanien kaum denkbar und das Wiederauftreten Beider also eine Fortsetzung all' der Corruption, die ich schon geschildert habe.

Das arme Spanien muß jenes Gesetz des schwachen Ferdinand, welches die weibliche Succession einführte (auch eine Frucht von Marie Cristinens Intriguen) sehr schwer büßen; gerade dieses Land bedarf kräftiger, entschlossener Monarchen,

die leider dort seit Philipp II. ausgestorben zu sein scheinen. Königin Isabella wurde von ihrem zartesten Alter ab nicht zur Herrscherin erzogen und ist natürlich auch keine solche geworden; sie ist von großer Herzensgüte, die durch ihre Umgebung gemißbraucht wird, namentlich aber durch ihre Günstlinge bereits sehr ausgebeutet worden ist; ebenso hat man dafür gesorgt, sie an einen Gatten zu verheirathen, von dem keinerlei wesentliches Eingreifen in die Regierungsangelegenheiten zu befürchten war. Was in Spanien gegen die Unverletzbarkeit der Krone von denen selbst gesündigt ist, die sie tragen, das mag schwerlich dereinst verantwortet werden können.

Die Vorgänger Isabellas in der Regierungsgewalt waren die Königin-Mutter und Espartero, unter Beider Regentschaft ist das Wohl des Landes auf's Schmählichste vernachlässigt worden; durch lange Parteikriege verwüstet, wurde es auch von Denen noch ausgesogen, von Denen noch durch Intriguen zerrüttet, denen es oblag, Alles zum Guten zu steuern; daß Isabella endlich nicht im Stande war, Spanien zur Ruhe und zur Ordnung zurück zu führen, haben wir gesehen, und daß sie auch in der Zukunft nicht hiezu im Stande sein wird, das werden wir ferner sehen, denn die Regierung Spaniens liegt zu allen Zeiten viel mehr im Argen als das Volk selbst mit all' seinen politischen Utopien.

Betrachten wir uns jetzt den Staatsstreich, oder die Contre-Revolution der Königin näher. Wer die spanische Wirthschaft in Madrid aus unmittelbarer Nähe beobachtet, wird das Verhalten Isabella's keineswegs so verdammen, wie es vielseitig geschieht. Isabella sah sich nach zwei Jahren bittrer Kränkung von Seiten Espartero's und der Cortes in der Alternative, entweder eine Constitution zu beschwören, die sie um alle ihre Königlichen Prärogative brachte und ihren Thron gleichsam zu

einem Moquir-Stuhl machte, oder aber diese Verfassung in ihrer Geburt zu ersticken und mit dem ganzen demüthigenden Inhalt dieser zwei Jahre zu brechen. Daß Letzteres geschehen würde, sah man längst voraus, man kannte die Aversion der Königin gegen die Gesellschaft der Cortes und die von ihnen constituirte Verfassung, man wußte also, daß die Königin zu einer ultima ratio ihre Zuflucht nehmen werde, oder daß die Verhältnisse selbst dieselbe herbeiführen würden, und letzteres ist, wie ich im nächsten Kapitel spezieller erörtern werde, wirklich eingetroffen, ohne daß Isabella geradezu die Initiative ergriffen.

Wie dem indeß sein mag, in jedem Falle ist die Königin für den traurigen Zustand, in welchem sich das Land nach der Contre-Revolution befindet, verantwortlich; sie ist im Unrecht, denn sie durfte nicht so lange mit den Cortes und dem Volke Comödie spielen, durfte nicht zwei Jahre hindurch als Königin bonne mine au mauvais jeu machen, um dann plötzlich ihren Gegner zu überrumpeln und über die Klinge springen zu lassen. — Isabella's unverzeihlicher Fehler ist es, daß sie, ihre königliche Schwäche bekennend, so lange mit sich thun ließ, was eben den Progressisten gefiel. Einen O'Donnell hätte sie längst finden können, wenn sie sich nur ernstliche Mühe gegeben hätte, ihn zu suchen.

Wie es aber scheint, hat Frankreich im Stillen die Hebamme dieser Katastrophe gespielt und durch seinen Einfluß die Contrerevolution in Spanien zur Reife gebracht; man kennt in Frankreich Spaniens Krankheit so gut, wie seine eigene, und muß dort also auch das beste Mittel für diese wissen. Während der englische Gesandte in Madrid, Lord Howden, den Vorgängen in Spanien mit vornehmer Indifferenz zusah, war das Hôtel des Baron Turgot, des französischen Gesandten, stets ein Zufluchtsort der Königlichen Familie in kritischen Zeiten gewesen *). Baron Turgot war auch

*) Während der Revolution von 1854 war dies Hotel ein Karavanserei

in diesem Jahre stets eifrig mit den innern Angelegenheiten Spaniens beschäftigt und wird nicht ermangelt haben, im Namen seines hohen Mandanten mit Rath und That zur Hand zu sein.

Ehe ich meine Mittheilungen über die Politik und die politischen Haupt-Persönlichkeiten des gegenwärtigen Spanien schließe, muß ich noch einen Blick auf die Contre-Revolution von 1856 und ihre factischen Ereignisse werfen.

Der Leser hat aus dem vorhin Gesagten ersehen, daß ich keine Veranlassung kenne, die Königin Isabella vor der allgemeinen Ansicht, daß sie absichtlich diese Contre-Revolution hervorgerufen, aus andren Gründen als aus denen der Wahrheit in Schutz zu nehmen; wenn ich dies hier thue, so geschieht es nur im Einklang mit den factischen Verhältnissen, die ich hier zu erörtern im Begriff bin.

Wie sehr man auch Ursach zu haben glaubt, der Königin diesen Staatsstreich in die Schuhe zu schieben, ist doch weder Isabella noch O'Donnell einer directen Provocation der blutigen Juli-Ereignisse dieses Jahres zu beschuldigen, vielmehr war es Espartero, der diesen Staatsstreich provocirte und in Madrid dasselbe versuchte, was er kurz vorher in den nördlichen Provinzen umsonst versucht hatte. Espartero wurde hienach nicht von O'Donnell verdrängt; O'Donnell hat hienach keineswegs die Initiative ergriffen, sondern erst dann sich zur That entschlossen, als Espartero trotz aller Bitten Seitens der Königin nicht mehr im Ministerium bleiben, sondern durch seinen Austritt das Volk an Verrath glauben lassen, und die Sache zum Aeußersten treiben wollte.

---

hoher Persönlichkeiten, denn es barg außer den beiden Infantinnen den Herzog von Rivas, die Minister Calderon und Molina, so wie eine Menge der höchsten Beamten. Selbst der irrsinnige Infant Don Fernando hatte die glückliche Idee, hier zu sterben, und seine Leiche ward vier Tage lang in den Kellern der franz. Gesandtschaft zurückgehalten.

Hierin liegt eben auch die ganze Frage, der Gesichtspunkt zur Beurtheilung der Sache; es handelt sich darum: trat Espartero freiwillig aus, um sich vor seiner Partei als Märtyrer stempeln zu lassen und diese hiedurch zu den Waffen zu rufen, oder sprengte O'Donnell seinen Gegner in die Luft, um sich diesen und der Königin zugleich eine lästige Constitution vom Halse zu schaffen? Die Antwort liegt in der nachstehenden kurzen Erzählung des Madrider Straßenkampfes und der demselben vorangegangenen Scenen im Palaste der Königin. Ich wiederhole, daß diese Erzählung jeder Färbung entbehrt und nur dazu dient, ein klares Licht auf diese Ereignisse und ihre Veranlassung zu werfen, auf das es uns ja nur ankommen kann.

Ich übergehe hier alle die Raub- und Brandscenen, alle die kleinen Emeuten und Pronunziationen, deren Schauplatz die spanischen Provinzen während Beginn des Sommers waren, und beginne meine Erzählung mit der großen Calamität, in welcher sich das Ministerium und die Königin durch diese Scenen und durch die Zerklüftung das Ministerium unter sich befand. Diese Calamität hatte längst ihren Höhepunkt ziemlich erreicht, als endlich in der Nacht zum 13. Juli, da die Königin sich eben zur Tafel setzen wollte, Espartero bei ihr erschien und mit Isabella eine lange Unterredung nahm, in welcher Espartero behauptete, die Lage des Landes sei allerdings verzweifelt, indeß erwarte er, daß die Ministerkrisis sich ohne einen Ministerrath beseitigen lassen werde. Die Königin widersprach dem und drang auf Zusammenberufung der Minister. Espartero widerlegte die Nothwendigkeit dieser Versammlung durch allerlei Scheingründe und Isabella sah sich endlich gezwungen, dem Siegesherzog die sofortige Zusammenberufung der Minister zu befehlen.

Espartero gehorchte und um 1½ Uhr Nachts waren die letzteren versammelt. In diesem Conseil trat O'Donnell gegen

Escosura, den Minister des Innern, auf, und beschuldigte ihn, er allein trage die Schuld an all' den Unruhen und Brandstiftungen in Castilien. Escosura hielt es nicht für der Mühe werth, sich zu vertheidigen, desto energischer aber nahm Espartero seine Partei, man sagte sich die größten Invectiven und ging von einer Beleidigung zur andern.

Endlich erhob sich die Königin, um diesen Streit zu schlichten, und beschwor die Minister, jeden persönlichen Haß bei Seite zu setzen, wie ja auch sie thue, wenn es sich um das Wohl des Landes handle. Espartero selbst, setzte sie hinzu, habe die Lage Spaniens als verzweifelt geschildert, die Eintracht der Minister sei also jetzt mehr als je von Nöthen.

Espartero antwortete hierauf sehr wortkarg, erklärte aber, daß, wenn Escosura aus dem Ministerium trete, auch er austrete, daß er nur mit diesem sein Portefeuille behalte. Die Königin sah sehr leicht ein, daß Espartero's ganze Machination nur zu Gunsten Escosura's, des entschiedensten Feindes O'Donnell's, angelegt war, daß Espartero die Sache zum Eclat treiben wolle; sie erinnerte ihn an seinen Eid und schilderte ihm, wie auch sie sich ja Allem, selbst den schwierigsten und für sie demüthigendsten Situationen gefügt habe.

Als aber Alles fruchtlos und Espartero bei seinem Vorsatz blieb, forderten die übrigen sechs Minister großmüthig ihre Entlassung, damit die beiden Generale Espartero und O'Donnell in einem so schwierigen Moment an der Spitze des Ministeriums bleiben und ein neues Ministerium bilden könnten, ein Mittelweg, der unbedingt der Revolution in Madrid vorgebeugt haben würde.

Die Königin soll den Ministern die lebhafteste Freude über diesen Entschluß gezeigt haben, durch welchen sie den gordischen Knoten gelöst glaubte. Espartero aber bestand hartnäckig dar-

auf, ohne Escosura nicht Präsident des Ministeriums bleiben zu können. Jetzt bat O'Donnell seinerseits die Königin um seine Entlassung, weil, wie er erklärt haben soll, Espartero bleiben müsse, da dessen Austritt das Signal zur Revolution sein werde.*) Gleichzeitig machte er Espartero für die Folgen seiner Handlungsweise verantwortlich, eine Aeußerung, der Espartero entgegnete, daß, wenn hier von Verantwortlichkeit die Rede sei, dieselbe auf den Schultern einer ganz andern Person ruhe.

Isabella bezog diese Aeußerung auf sich und erklärte, zu wissen, was sie dem Lande schuldig sei, und eben deshalb verlange sie die Einigkeit ihrer beiden Generale und Beseitigung jeder gekränkten Eigenliebe. Espartero blieb kalt und gleichgültig, die Königin fragte ihn dreimal, ob es sein Entschluß sei, sie zu verlassen; Espartero antwortete mit einer stummen Verbeugung.

„Gut denn, so bilde Du, General O'Donnell, ein neues Ministerium!“ rief Isabella endlich, „Deinem Patriotismus übergebe ich das Wohl des Thrones und des Vaterlandes!“

Am Montag Morgen 4 Uhr waren die neuen Minister bereits zur Leistung des Eides versammelt; die Königin schloß die Ceremonie mit den Worten: „Nur Muth, Señores, heut ist San Buenaventura, ein guter Heiliger!“

Hätte ich Grund, nur im Mindesten an der Glaubwürdigkeit meiner Quelle zu zweifeln, ich würde kaum annehmen, daß die Königin sich so viel Mühe um Erhaltung des Ministerium Espartero gegeben, mit welchem für sie doch offenbar eine Reihe fernerer Demüthigungen verknüpft war. Ich habe schon früher ihre Aversion gegen Espartero geschildert und muß also in die-

*) In diese Aeußerung muß ich einigen Zweifel setzen, da sie ein Maaß von Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit verräth, das man O'Donnell kaum zutrauen sollte.

sem Benehmen Isabella's eine Aeußerung ihrer schon gerühmten Herzensgüte sehen, die sie veranlaßte, die Wiedererlangung verlorner Königlicher Prärogative der Ruhe des Landes hintanzusetzen. Jedenfalls erhellt aus dieser Scene, daß es Espartero's fester Wille war, die Regierung in die größte Calamität zu setzen, vielleicht sogar va banque zu spielen und in der Voraussicht eines Sieges der Volkspartei einen Staatsstreich zu provoziren.

Ein anderes Motiv ist gar nicht anzunehmen, wenn die Königin ihm selbst gestand, daß von seinem Bleiben im Ministerium die Ruhe der Hauptstadt abhange.

Die Kabinetsrevolution war also beseitigt, die Straßenrevolution sollte beginnen.

Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht von Espartero's Rücktritt am Morgen durch die Straßen; zwar blieben die Läden geöffnet, aber die Bevölkerung erschien besorgt, verstört. Gegen 11 Uhr versammelte sich die Bürgerwehr unbewaffnet in ihrer Kaserne, gegen 2 Uhr aber sah man sie schon bewaffnet auf einzelnen Plätzen erscheinen. Die Republikaner Becerra, Sixto Camera und Andere besetzten die Plätze in der Nähe des Königl. Palastes und hier fielen um 4 Uhr die ersten Schüsse, obgleich die progressistischen Journale die Miliz beschworen hatten, sich passiv zu verhalten.

Inzwischen hatten die vier Vicalvaristischen Generale Madrid unter sich in vier Operationsterrains getheilt; kaum begann das Feuern, als die Königin in Amazonenkleidung in dem äußeren Schloßhof erschien und hier die Truppen die Revue passiren ließ, unbekümmert um das Gewehrfeuer, dem sie hier exponirt war. In allen Theilen der Hauptstadt war auch schon das Militair mit den Milizianos handgemein geworden, letztere hatten sich in den Häusern festgesetzt, während die Truppen in die Nebenhäuser eindrangen und die Wände durchschlugen.

Am 15. Morgens zog sich der Kampf zum Prado hin, wo die Miliziano's die Paläste Medina Celi und Vista Hermosa besetzt hielten. Serrano, der hier das Militair commandirte, suchte durch Parlamentiren das Blutvergießen zu hindern, da aber die Miliz von keiner Capitulation wissen wollte, ließ er diese Paläste mit Kartätschen beschießen. Auf der Plaza S. Domingo focht der Exminister Escosura, unterstützt von Sixto Camero und Becerra, von dort verdrängt, eilten sie in das Cafée de los Basilios, wo sich Milizen versammelt hatten, und verlangten vergeblich Beistand.

Auf der Plaza major hielt die Kavallerie-Miliz, aus den reichsten jungen Leuten Madrids bestehend, sie räumten den Platz nach dem ersten Angriff, man fand ersteren mit Lanzen, Schabracken und Tschakos besäet. Desto tapferer schlugen sich einzelne Miliz-Bataillone an anderen Stellen, so z. B. behaupteten sie auf dem Domingo-Platz den Palast des Duque de Granada so lange, bis die durch ein Nebenhaus hereinbrechenden Truppen sie niederhieben und einzelne lebendig zum Fenster hinaus warfen.

Da Escosura während des Kampfes alle Gobernadores der Provinzen telegraphisch hatte auffordern lassen, kräftigen Widerstand zu leisten (dessen Folge auch zahllose Pronunziamentos waren), zogen von den benachbarten Städten einzelne Milizen denen von Madrid zu Hülfe; sie wurden jedoch an den Thoren von den Truppen empfangen.

Am 15. in der Nacht erschien in der bis dahin ruhig gebliebenen Straße Toledo der berüchtigte Mörder und Stierkämpfer Pucheta; am 16. Morgens begann dort der Kampf; wie man erzählt, sollen dabei unglaubliche Dinge vorgekommen sein; die Weiber z. B. küßten in ihrem Enthusiasmus die Kanonen, Pucheta herbeigeholt hatte, da es aber an Munition und

Leuten fehlte, zog sich Pucheta schon um 11 Uhr zurück und ward von einem Capitän niedergeschossen. Daß man seinen Leichnam durch die Straßen schleppte, ist bekannt. In seinen Taschen will man den Orden Carls III. und Briefe gefunden haben, in welchen er mit Vuestra Señoria (dem Titel eines Obersten) angeredet ist. General Dulce erhielt im Kampfe eine Flintenkugel vor die Brust, die aber an der Plaque des Ordens Isabel la catolica zurückprallte.

Inzwischen hatten sich 80 Deputirte im Corteshause (ganz nahe der erwähnten Paläste Medina Celi ꝛc.) versammelt, ihre sehr animirte Berathschlagung wurde aber durch eine Bombe gestört, die mitten in den Salon neben einen Deputirten fiel und die Versammlung auseinandersprengte.

Espartero seinerseits hatte schon am Montag Morgen seine Wohnung verlassen, seine Gemahlin war schon vierzehn Tage früher nach Logroño, ihrer Heimath, abgereist. Espartero logirte sich bei der Wittwe seines Sekretairs, des General Gurrea, den Cortes gerade gegenüber, ein. Am Dienstag erschien er für einen Augenblick in Civil bei den Cortes, versprach wieder zu kommen, blieb aber fort.

Am Mittwoch Morgen zeigte er sich, ebenfalls in Civil, bei den an der Kirche S. Sebastian aufgestellten Milizianos. Der „Entusiasmo“ für ihn war noch so groß, daß ein Arbeiter ihm um den Hals fiel und ihn küßte, Espartero machte sich jedoch los mit der Bemerkung „ich habe es sehr eilig!“ und verschwand. Seitdem sah ihn Niemand.

Während die Revolution in Barcelona und Saragossa noch fortdauerte, miethete er sich eine Wohnung in der Calle de Greda und verhielt sich hier ganz ruhig. O'Donnell incommodirte ihn nicht; das Volk jedoch begann einzusehen, welch ein Männchen sein bisheriges Idol sei, das stets mit seiner „espada de Lu-

chana“ („Schwert von Luchana“) geprahlt und das Volk doch im Stiche gelassen hatte; man verbrannte daher in den Straßen eine Portion seiner Portraits und an den Straßenecken erschien ein Pasquill, das sich auf die vielfach gedruckte „ruhmreiche Historia“ des großen Siegesherzogs bezog. Es war dies ein mit Schmutz beworfenes Blatt Papier, das die Ueberschrift trug: „ultima pagina de la historia del General Espartero!“

Als endlich auch Saragossa capitulirt hatte, gab man Espartero seine Pässe nach Logroño; Espartero erbat sich eine Abschieds-Audienz bei der Königin; in dieser fragte ihn die Königin: „Herzog, wo hast Du gesteckt, da Niemand von uns Dich so lange gesehen?“

Espartero vermied eine direkte Antwort und erklärte, er kehre in's Privatleben zurück, sein müder Körper sehne sich nach Ruhe. Er küßte die Hand der Königin und entfernte sich nach einer 5 Minuten langen Audienz. Am 3. August reiste er mit der Diligence nach Logroño. — So feig, von aller Welt und sich selbst verlassen, verhöhnt vom Volke, dessen Abgott er gewesen, trat Espartero, der Siegesherzog, vom Schauplatz ab. Mit dieser Niederlage ist seine politische Laufbahn wohl als beendet zu betrachten.

In Madrid ist man einig, daß ohne den bewaffneten Widerstand der Milizen, O'Donnell ein viel schwierigeres Spiel gehabt haben würde. — Welche Folgen diese Vorfälle für Spaniens Verfassungswesen gehabt haben, das ist schon früher erwähnt, es sollte hier nur erörtert werden, von welcher Seite der Impuls zu diesen Vorfällen gekommen.

Alle diese Staatsoperationen aber, alle diese Krisen und Versuche, all' dieses Experimentiren und Suchen nach der einzigen Staatsform, welche Spanien zuträglich, wird immer umsonst bleiben, man wird immer wieder von vorn anfangen müssen, so

lange man nicht direkt auf das Volk und seinen Bürgersinn zu wirken versucht, und dies kann nur in der einzigen Weise geschehen, indem man dem Volke Sinn für bürgerliche Behäbigkeit beibringt und dasselbe von seinen politischen Utopien abzieht. Cultur und Industrie sind dem Spanier bereits wider seinen Willen über den Hals gekommen, ohne daß er sie zu verstehen gelernt hätte, man baut Eisenbahnen, wo man bisher nicht einmal für passable Landstraßen gesorgt hat, man gründet credits mobiliers, wo der Staatscredit auf Null reducirt wird und die Industrie in der Wiege liegt. Hier steckt der wunde Fleck Spaniens und hier muß gewirkt werden. Der Ackerbau wird lässig und zum Theil gar nicht betrieben, die Kunst ist fast verschollen, die Handwerke sind vernachlässigt, der Handel ist mittellos, das Volk verarmt, der häusliche Herd existirt kaum. Man unterstütze also den Ackerbau und suche dem Volke Geschmack für denselben beizubringen, man hebe den Handel, poussire die Gewerbe und Handwerke und suche das Volk so allmälig aus seiner Armuth zu erlösen, an der es leider bereits zu großen Geschmack gefunden hat. Bis heute ist der Spanier im Allgemeinen weder Unterthan noch Staatsbürger, er ist immer nur Spanier gewesen, und so lange er dies bleibt, wird auch Spanien das alte bleiben.

XVII.

Die Deutschen in Spanien. — Germanische Traditionen. — Madrid als Centrum des Landes. — Die Häuslichkeit in Madrid. — Die bürgerliche Nivellirung. — Ebbe und Fluth. — Beamtentreue. — Schmuggelei. — Die Regierungs-Bauten. — Der Herzog von Rivas. — Doña Eugenia. — Eine Vergiftung.

Nach dieser längeren politischen Abschweifung, die mir um so nothwendiger erschien, als Spaniens innere Zustände uns in Zukunft viel näher treten werden und auch unsre europäischen Staaten sich bon gré, mal gré werden erinnern müssen, daß jenseits der Pyrenäen auch noch Leute wohnen — nach dieser Abschweifung kehre ich wieder in die Madrider Gesellschaft zurück, um mich noch einige Seiten lang mit dieser zu beschäftigen.

Wie wenig ich auch auf Empfehlungsbriefe gebe, war ich doch für Spanien mit dergleichen reich versehen; indeß auch hier erging's mir, wie es mir stets zu ergehen pflegt: die Empfehlungsbriefe bleiben im Portefeuille und ich kehre mit einer ganzen Sammlung unbestellbar gewordener Briefe nach Hause zurück. In keiner Stadt bedarf man dieser Rekommandationen weniger als gerade in Madrid, der Fremde wird in allen Kreisen herzlich empfangen, nach der ersten flüchtigen Berührung stellt sich bereits eine unverkennbare Vertraulichkeit ein; man macht sich eine Pflicht daraus, den Fremden mit den ausgesuchtesten Artigkeiten zu umgeben; er hört sich gar bald sogar bei seinem Vornamen nennen, und wenn man zufällig ein Deutscher ist, so hat man alle Ansprüche auf die größte Herzlichkeit.

Es liegt eben nicht viel Schmeichelhaftes, aber dafür desto mehr Wahres darin: Spanien ist vielleicht das einzige Land, in welchem die Deutschen einen so vortheilhaften Geruch hinterlassen. In diesem Lande findet man noch heute die größte Sympathie für das Deutschthum, in den Sitten und Gebräuchen sind noch

zahlreiche deutsche Traditionen zurückgeblieben;*) die deutschen Reichsadler schauen uns noch von den Chören der Kirchen, von den Mauern der Alcazars und den Thoren der Städte an, das blonde Haar in einzelnen Provinzen ist noch heute eine unverkennbar germanische Ueberlieferung, und der Fremde, der sich als ein Deutscher decouvrirt, wird immer finden, daß er bei dem Spanier einen kleinen Stein im Brette hat. Ich wenigstens habe dies bei jeder Gelegenheit zu sehen die Freude gehabt; wo man mich kalt empfing, weil man in mir einen Franzosen vermuthete, drückte man mir herzlich die Hand, wenn man erfuhr, daß ich ein Aleman sei, man erzählte mir mancherlei von der bekannten Ehrlichkeit, Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit der Deutschen, so daß ich mitunter mich unwillkührlich versucht fühlte, die armen unwissenden Spanier von meinem mir untergeschobenen Kothurn herab zu bemitleiden.

Madrid ist nicht nur als Residenz, sondern als wahrer Mittelpunkt Spaniens die Hauptstadt des Landes. Kein anderes Motiv als die mathematische Ausmessung seines Gründers zur Findung des Mittelpunktes berechtigte diese Oede, auf welcher Madrid erbaut wurde, die Kapitale des Landes zu tragen. In Folge dessen strömt denn, trotz der strengen Scheidung der Provinzen durch die Verschiedenheit ihrer Charaktere, hier Alles zusammen. Der ernste, schweigsame Alt-Castilianer, der stolze, übermüthige Andalusier, der ungestüme Catalonier, der bäurische Galicier und Asturier, Alles wird hier zum Madrileño, ohne deßhalb im Geringsten seinen Provinzialcharakter zu verleugnen. Gerade dies giebt aber sowohl dem Leben auf der Puerta del Sol, bei den Stiergefechten und den Volksfesten, als dem Familienkreise, eine höchst originelle Mannigfaltigkeit, die leider, so-

*) Als sehr materielle Tradition führe ich hier unter Anderem den spanischen Ausdruck queso (Käse) an, der unzweifelhaft deutschen Ursprungs ist.

weit es die Häuslichkeit betrifft, bei dem schon erwähnten Mangel an jeglichem Comfort für den Fremden von keiner Ersprießlichkeit wird. Man muß sich begnügen, herzlich empfangen zu werden, und in dieser patriarchalischen Einfachheit zur Winterzeit mit dem klassischen brasero, dem in der Mitte des Hauses stehenden Wärme-Instrument, vorlieb zu nehmen.

Erstaunlich und doch durch die Lebensart des weiblichen Geschlechts erklärlich ist in den Familien der Mangel an selbst dem nach unsren Ansprüchen unentbehrlichsten Möblement. Beim Major Domus der Königin in Aranjuez laufen die Rebhühner in der Stube umher, in den Wohnungen sehr gut situirter Leute findet man invalide Rohrstühle, ausgetretene Backsteindielen, den Schmutz in allen Ecken; auf ihren Balkons hangen defekte Vorhänge, die Katze verträgt sich neben einem nicht gereinigten Vogelbauer, schmutzige Wäsche und sogar intimere Gegenstände der hausfräulichen Toilette hangen auf dem Balkon und die Mutter sammt den Töchtern kennt kaum das Bedürfniß einer Kommode oder eines Kleiderschrankes. Wozu auch! Die Señora kleidet sich an, sie kennt die Annehmlichkeit des Stickens und Webens nicht, träumt in den Tag hinein und beschäftigt sich gern damit, den weißen Favoritspitz auf dem Schooße zu haben. Dieser Trägheit auch hat unzweifelhaft das weibliche Geschlecht seine häufige Corpulenz zu verdanken.

Ein sehr auffallendes Moment in der Madrider Gesellschaft ist der durch dieselbe gehende Zug bürgerlicher Gleichberechtigung. Wie sprichwörtlich auf der einen Seite die Grandeza, auf der andern die Pobreza der Spanier ist, wie viel Titel und Orden den Namen und die Brust des Granden auch schmücken, wie alt und ehrwürdig seine Paläste auch sein mögen, der Gallego oder Wasserträger in seinem braunen Wollenkleid wird keinen Augenblick Anstand nehmen, sich neben ihn zu stellen. Mit ganz den-

selben Augen betrachtet er die höheren Beamten, die Reichen, kurz Alles was mehr ist als er. Und in der That beruht diese Gleichberechtigung auf den sehr nivellirenden Schicksalen, deren jeder Einzelne in einem fortwährend revolutionären Convulsionen ausgesetzten Lande unterworfen ist. Der höchste Beamte muß stets darauf gefaßt sein, morgen zum Wasserträger hinab zu steigen; in einer einzigen Nacht sieht er seine ganze Stellung in nichts zerrinnen mit der Gewalt des Gouvernements, das in dieser Nacht gestürzt ist, denn in Madrid macht sich Alles über Nacht. Unzählige Individuen zeigt diese Hauptstadt auf, die einst die einflußreichsten Aemter bekleidet, aber in den Zustand bitterster Armuth versunken sind, und wiederum Andere, die nichts, gar nichts gewesen und über Nacht zu Aemtern und Würden gestiegen. In diesem Staate ist ewiger Wellenschlag, Ebbe und Fluth wechseln ohne Unterbrechung, heute steigt der Eine, morgen der Andre, und alles Das geht so unversehens und zugleich so natürlich vor sich, daß man in dem unverschuldeten Sturz des Einen keine Schande, in dem ebenso unverschuldeten Steigen des Anderen kein blindes Glück sieht. Es ist das die Wirkung der Gewohnheit und jedes Einzelnen Schuld ist es nach der leider ebenso allgemeinen Gewohnheit, wenn er nicht in der Lage gewesen, während der stets gezählten Tage des Glückes sein Schäfchen in's Trockne zu führen, denn die Ehrlichkeit gehört in Spanien nicht zu den Tugenden der Beamten und er würde nur eine Ausnahme machen, wenn er diese zu seinen obersten Pflichten zählen wollte. In Spanien stiehlt man von einem Cuarto bis zu einer Million Realen und darüber, wenn's möglich ist. O'Donnell bereicherte sich durch Sklavenhandel in Cuba, Narvaez, wie schon erzählt, durch Schmuggelei in den Postkasten und andere Manipulationen, tausend Andere finden noch andere Mittel und Wege und alle sind sie gute Wege.

Was speciell die Contrebande betrifft, ist dieselbe gar nichts Sündhaftes; die höchsten Beamten lieben es, ihre contrebandirten Cigaritos zu rauchen, da die legalen nicht zu genießen sind, und die Ausbildung des Schmuggelhandels geht sogar so weit, daß in Bayonne förmlich Schmuggel-Assecuranzen bestehen, die den auf Schmuggelwegen operirenden Geschäftsmann vor jedem Schaden bewahren, den ihnen das Gesetz oder die Handhaber desselben zufügen könnten. — Ich komme hierauf später zurück.

Auch die Regierungsgebäude sind ein treues Bild des ewigen Wechsels im Lande; sie sind meist unvollendet, als Torso aus der Hand der einen Regierung in die der andren übergegangen, und von dieser in dem Zustande belassen, in welchem sie dieselben erhalten. Angefangen wird in Spanien so manches, aber zu Ende geführt nichts. Es fehlt an Zeit hierzu.

Sehr viel zu dieser bürgerlichen Gleichstellung thut ohne Zweifel auch die Religion und die religiöse Gleichheit Aller in den Kirchen. Sieht man hier doch die Duquesa neben der Criada, den Ministro neben dem Ratero; scheut sich doch der Bettler vor der Kirche nicht, den Herzog als Hermano oder Bruder anzureden, oder, wenn er den Dandy mit der stolzen Regalia vorübergehen sieht, in Eile seinen dem Schnupftabak ähnlichen Tabak zwischen zwei Fingerspitzen aus der Westentasche zu holen, diesen eilig in das stets zur Hand befindliche Papier zu wickeln und sich sein Cigarito an dem duftigen Cigaro des Dandy anzuzünden.

Zu den glänzendsten Soiréen der madrider Gesellschaft gehören unstreitig die des Herzogs von Rivas, einer der illustren Persönlichkeiten von Spaniens Gegenwart, Minister, Politiker, Diplomat und Dichter, alles par excellence, der aber auch alle die Schicksale bereits gekostet hat, die einer auf so beweglichem Boden im Vordergrunde stehenden Persönlichkeit nicht erspart wer-

den können. Als junger Offizier war er bei der verhängnißvollen Schlacht von Ocaña betheiligt und gehörte auch zu den Opfern derselben. Ein günstiges Geschick wollte es, daß man ihn bereits halb leblos unter den Verwundeten hervorzog, um sich in ihm einen der dereinstigen, bedeutendsten Dichter der gegenwärtigen Epoche zu erhalten. Don Angel de Saavedra, Herzog von Rivas, verdankte seine Erhaltung nach dieser für sein Vaterland so unglücklichen Schlacht einem simplen Soldaten, Namens Buendia, den Mazade mit jenem Antonio vergleicht, welcher Camoens und seine Luisiade der Welt rettete. Später war der Herzog abwechselnd und in den gefährlichsten Crisen des Landes Deputirter Minister oder Diplomat, bald mit Ruhm und Ehren überhäuft, bald verdammt und verfolgt.

Im Jahre 1822 von seiner Vaterstadt in die Cortes geschickt, ward er sehr bald gezwungen, nach London zu flüchten, und in seiner Abwesenheit zum Tode verurtheilt. Im Jahre 1836 mit Isturiz und Galiano Minister, entkam er der Wuth des Pöbels nur durch Verkleidung und Flucht. Später ging er als Gesandter nach Neapel; noch später während zweier Tage an die Spitze des Conseils gerufen, sah er sich genöthigt, abermals in der Revolution sich zu eclipsiren. Trotz all' dieser Erlebnisse war der poetische Geist des Herzogs fortwährend thätig und schuf den „Moro exposito“, den „Don Alvaro“, die „historischen Romanzen“, das Lustspiel „Tanto vales cuanto tienes“ und manches Andre, was der spanischen Literatur zur Zierde gereicht.

Das Hôtel des Herzogs von Rivas ist nun in Madrid fast das einzige, in welchem sich alle Notabilitäten sowohl Spaniens als des Auslandes zu sehen pflegen, und seine Soiréen sind sowohl für die Kunst als für die Literatur allezeit geöffnet.

Während der größte Theil der madrider Grandeza durch seine materielle Lage und die Baufälligkeit seiner Paläste nicht im

Stande ist, den Anforderungen aristokratischer Gesellschaftsbedürfnisse Vorschub zu leisten, stechen einzelne Salons des diplomatischen Corps um so eleganter und vortheilhafter aus der madrider Societät hervor, unter diesen die des preußischen Gesandten, Grafen von Galen. Von der eingeborenen Grandeza zeichnen sich auch die der Gräfin Montijo, der Mutter der Kaiserin von Frankreich, allerdings in sehr spanischer Weise aus; man liebt es, in ihren Salons Dilettanten-Comödien zu geben und den französischen bon ton zu vertreten, was denn auch nach madrider Begriffen ganz gut gelingen mag.

Der Leser gestatte mir, bei dieser Gelegenheit ein kleines Lebensbild aus der Gesellschaft der Madrileños mitzutheilen, das ich zwar bereits in einem periodischen Blatt veröffentlicht, das aber als Anekdote auch hier eine anspruchslose Stelle finden mag.

Diese, übrigens wahrhaftige Geschichte wurde mir von einer Dame erzählt, die mit den darin spielenden Persönlichkeiten bekannt; nach den letzteren habe ich sie „Eugenia und Pepito" genannt, und so soll sie auch hier heißen. Die eine dieser Personen werden Manche vielleicht kennen wollen, für diese aber füge ich, um Mißverständnissen vorzubeugen, hinzu, daß sie sich vielleicht irren dürften.

Doña Eugenia, meine Heldin, war die Tochter des Grafen von ** und der Gräfin von ***, deren Namen ich hier nicht nennen kann, weil das zu Verwechselungen Veranlassung geben könnte; sie stammt also aus einer Familie, die zwar nicht zur eigentlichen Grandeza Spaniens gehört, aber doch eine hinreichend edle ist, auch zwar keineswegs reich, aber doch vermögend ist.

Doña Eugenia war die jüngere Tochter, und sie war auch die schönere, was sehr Vieles in ihrer Lebensgeschichte rechtfertigt. Sie ward im Süden Spaniens geboren und war also eine Andalusierin, so graciös, so stolz und so feurig wie je eine

Sie besaß als solche eine große Herzensgüte, sie besaß ferner sehr viel Leidenschaftlichkeit, was sie aber vor Allem besaß, das war eine große Vorliebe für das Außergewöhnliche, für eine gewisse Emancipation, für die noblen Passionen, denen sie in weiterem Umfange nachging als es selbst das in Vorurtheilen so wenig befangene Spanien gutheißen wollte. Uebrigens war sie auch von der Natur und dem Schicksale zu Außerordentlichem bestimmt, denn ihre Schönheit war in jeder Hinsicht eine spécialité, und ihre Carriere eine der seltensten.

Doña Eugenia machte schon als Kind durch die Eigenthümlichkeit ihrer Geistesrichtung großes Aufsehen; wie es in Spanien zu geschehen pflegt, entfaltete sie sich früh, und früh auch ward sie ihrer Schönheit wegen gefeiert, um so mehr als auch diese als eine Extravaganz der Natur erschien, denn Doña Eugenia war eine Blondine, was natürlich in Spanien eine Schönheit, wo die Sonne die Gesichter und die Haare verbrennt. Da ich hier keinen Roman, sondern eine wahre Geschichte schreibe, so unterlasse ich es, Eugenia's Schönheit näher zu detailliren, und fasse ihr ganze Personalbeschreibung in die drei Worte zusammen: sie war schön, blond und graciös.

Wenn dies etwas zur Sache thäte, würde ich hier das Jahr angeben, in welchem die Gräfin-Mutter de ** mit ihren beiden erwachsenen Töchtern nach Madrid kam. Dieselbe trat hier, obgleich wie erwähnt, nicht reich, doch mit einem großen Luxus auf und bewohnte eines der schönsten aristokratischen Hôtels. Doña Eugenia ihrerseits machte alsbald Furore, und zwar nicht nur durch ihre Schönheit, sondern auch durch ihre Neigung für die Emancipation. Alle Spanierinnen lieben die Stiergefechte, Doña Eugenia aber liebte dieselben mehr als alle ihre Compatriotinnen und ging in ihrer Leidenschaft für dieselben sogar so weit, denselben zu präsidiren, ja sie ging noch viel weiter, denn sie

übertrug ihre Liebe für die Stiergefechte auch auf die Stierfechter, die Toreadores, und überhäufte die Heroen der Madrider Corridas mit ihren schönen Sympathien.

Die Welt ist überall sehr schlecht und voll von Lästerzungen; also gab es auch deren in Madrid, die da erzählen, man habe die schöne Condessa häufig mit dem berühmten Stierfechter Montez soupiren gesehen; Andre fügten hinzu, sie soupire nicht nur mit Montez, sondern stehe auch mit dem Stierfechter Chiclanero in freundschaftlichem Verhältniß, was jedenfalls Verläumdung ist, denn wenn die blonde Señora auch mit Montez soupirte und mit Chiclanero Zusammenkünfte hatte, so mochten sie Geschäftsangelegenheiten in Hinsicht auf die Stiergefechte zu besprechen haben, die sich vielleicht nur unter vier Augen ordnen ließen. Schönheit ist in den Augen der Welt und namentlich in denen der Neider immer ein Verbrechen; Doña Eugenia verachtete die kleinen Convenienzen der Gesellschaft, und beides vereint gab den bösen Zungen natürlich den nöthigen Stoff zur Medisance.

Ohne zu den bösen Zungen zu gehören, will ich von den hunderterlei Geschichten, die man der schönen Eugenia nachsagte, nur eine erzählen, von der ich weiß, daß sie wahr ist.

Unter den Hidalgos von Madrid gab es einen Granden aus der Familie der Herzöge von S., Namens Pepe A*. Dieser Pepe oder Pepito, wie man die vielen Pepe's mit dem in Spanien beliebten Diminutiv nannte, dieser Pepe war der Löwe des Tages, er machte enormes Glück beim weiblichen Geschlecht, ohne daß man dies sich zu erklären wußte, denn Pepe war nicht schön, und auch nicht geistreich; er war von kleinem Wuchs und besaß in seiner Persönlichkeit nichts, was sie so ungewöhnlich hätte fesseln können. Dahingegen besaß er viel Leichtsinn und Uebermuth, ein schönes Palais und viel schönes Vermögen, was gerade an ihm das Fesselnde sein mochte.

Zu den vielen Damen, auf deren Herz der kleine Pepito einen größeren oder geringeren Eindruck gemacht hatte, gehört auch Doña Eugenia, die (um den Chronikenstyl beizubehalten) in heftiger Liebe zu ihm entbrannt war. Pepe that auch, als erwidre er diese Liebe, er sagte ihr bei jeder Gelegenheit viel Galanterien und machte ihr scherzhafte Liebeserklärungen; Eugenia nahm die letzteren von der ernsten Seite, obgleich sie wußte, daß es in Spanien Sitte der Männer, selbst solchen Damen, die man zum ersten Male sieht, Dinge so verliebter Art zu sagen, ihnen den Hof in einer Weise zu machen, wie es bei uns höchstens kurz vor der Hochzeit geschehen darf. Die Folge hiervon war die eines Mißverständnisses.

Als Pepe's indirekte und flatterhafte Courmacherei eine ganze Zeit lang gedauert hatte, ohne daß er sich im Ernst erklärt hatte, traf es sich eines Tages, daß Beide allein in dem Hause ihrer Mutter waren. Eugenia benutzte diese Gelegenheit, um der Sache auf den Grund zu kommen.

„Pepe," sagte sie zu ihm, „wenn Du mich wirklich liebst, so heirathe mich doch!"

Was Pepe hierauf antwortete, weiß ich nicht genau, aber er war Ehrenmann genug, nicht um den Berg zu gehen, und erklärte ihr, daß er nicht eigentlich sie, sondern ihre Schwester gemeint habe, und daß er ihr nur öffentlich den Hof mache, um insgeheim ihre Schwester lieben zu können.

Für ein Herz wie das der Doña Eugenia war diese Erklärung ein Donnerschlag; eine andere Spanierin würde nach einer solchen Enthüllung den Pepe gehaßt haben, Eugenia aber trauerte, und ward sie auch verschmäht, so fuhr sie doch fort, Pepito zu lieben und auf Mittel zu sinnen, ihn ihrer Schwester abspenstig zu machen.

Als Alles umsonst war und Pepe consequent ihre Schwester

liebte, entschloß sich Doña Eugenia zu einem großen Schritt: sie fuhr zur Königin, schilderte dieser ihre Leidenschaft und beschwor die Königin, sie möge Pepe befehlen, sie zu heirathen.

Königinnen lieben schlecht, wie ich schon einmal citirt, am schlechtesten aber verstehen ohne Zweifel die Königinnen von Spanien und Indien zu lieben; die Königin also schlug der Armen ihre Bitte rund ab, und Doña Eugenia — fuhr fort, mit blutendem Herzen ihren Pepe zu lieben.

Inzwischen kam der Carneval heran. Um diese Zeit ist es in Madrid Gebrauch, daß die Damen in offnen Equipagen den Prado langsam auf und ab fahren; jede Maske hat das Recht, in einen beliebigen Wagen zu springen, auf dem eigens für die Masken leer bleibenden Rücksitz Platz zu nehmen und den Damen allerlei Galanterien zu sagen, an denen der Spanier so reich ist. Von diesem Privilegium machen nun in der Regel die Lions von Madrid Gebrauch und also fallen zur Faschingszeit im Prado mancherlei sehr ergötzliche Dinge vor.

Dergleichen passirte auch Doña Eugenia, und zwar sollte dieser Carneval dazu dienen, ihre Liebe zu einer Katastrophe zu führen.

Während sie mit ihrer Mutter im Prado fährt, setzt sich eine Maske auf den Rücksitz, die sich den beiden als einen ihrer liebsten Hausfreunde zu erkennen giebt. Wenige Minuten darauf springt aus einer Gruppe sehr übermüthiger junger Leute eine zweite Maske in den Wagen, setzt sich der Doña gegenüber, plaudert ihr allerlei verliebtes Zeug vor, wirft ihr sehr zudringliche Kußhände hin und ruft, lachend zum Wagen hinausspringend: „de la part de Pepe A*!“ Großes Gelächter folgt dieser Aeußerung von Seiten der vor dem Wagen stehenden jungen Männer.

Doña Eugenia zittert vor Entrüstung über diese öffentliche

Beleidigung, sie wirft dem gegenüber sitzenden Hausfreund einen Blick zu, den dieser auch sofort versteht, denn er springt der Maske nach, reißt ihr die Larve vom Gesicht, fordert den jungen Mann auf Pistolen und verschwindet mit ihm in der Menge.

Eugenia hatte zu ihrem Entsetzen in dem Beleidiger ihren Pepe erkannt; das Bewußtsein, denselben in die Hände eines der gefährlichsten Duellanten (des Hausfreunds nämlich) geliefert zu haben, wirft sie in eine Ohnmacht. Die Equipage der Gräfin verläßt den Prado.

Die arme Eugenia ist in Verzweiflung: Pepe ist für sie verloren, denn er hat ihre Liebe öffentlich verhöhnt, er ist um so sicherer für sie verloren, weil er in diesem Duell seinem Gegner unterliegen muß — sie will Pepe und ihre Schmach nicht überleben, greift nach einer Phiole mit Arsenikauflösung und leert sie hastig zur Hälfte.

Die Folge hiervon waren sofortige heftige Convulsionen; zwei Aerzte wurden geholt und diese fanden die Unglückliche — durchaus nicht hoffnungslos, denn in ihrer Eile, diesem freudlosen Leben ein Ende zu machen, hatte die Arme nicht daran gedacht, die Phiole umzuschütteln; der Arsenik war am Boden geblieben und Eugenia hatte also nur eine schwache Auflösung desselben zu sich genommen.

Nach längerem Krankenlager erholte sich Doña Eugenia wieder, das Gift aber hinterließ in ihrem Körper Zerrüttungen, die fortdauernd einen sehr schlimmen Einfluß auf ihre Gesundheit übten.

Doña Eugenia verließ Madrid und ging nach Frankreich. Dort verheirathete sie sich, ward eine glückliche Familienmutter und wenn sie nicht inzwischen gestorben ist, lebt sie heute noch.

Ihre Mutter kehrte später nach Madrid zurück; ihre Schwester hatte sich mit einem Herzog vermählt und Pepe A* machte

derselben nach wie vor die Cour, was ein Beweis ist, daß sein Duell keinerlei schwere Folgen gehabt.

XVIII.

Das Museo del Prado. — Spaniens größte Fundgrube. — Madrider Kunstleistungen. — Die russischen Carrikaturen und Garibaldi. — Die Armeria real. — Das königliche Schloß. — Der Beso-Manos. — Die Paläste des Friedensfürsten, der Inquisition und der Königin-Mutter. — Geburtstag des Königs. — Eine comedia de magia. — Die Zarzuelas. — Sonderbare Gratulationen. — In St. Thomas und St. Isidro. — Zwei Diamantknöpfe.

Ganz in der Nähe des „Salon", am Prado, liegt das Museum von Madrid, eine Fundgrube klassischer Kunst, die leider uns so fern liegt und auch wohl noch lange uns so fern bleiben wird, da schwerlich in der nächsten Zeit schon Spanien die große Straße unsrer Touristen werden dürfte. Wie oft es mich auch antrieb, diese unschätzbare Kunstsammlung zu besuchen, kam ich doch nur dreimal dazu und beim dritten Male wurde ich noch um die Hälfte meines Abschiedsbesuches betrogen, da es den Aufsehern beliebte, an diesem Tage das Museum eine halbe Stunde früher zu schließen, als es sonst üblich ist. Vielleicht mochten die guten Leute große Sehnsucht nach ihrer Siesta haben, denn es war an diesem Tage außerordentlich schwüll, und der Spanier ist nicht gewöhnt, sich über die Maßen anzustrengen; viel bequemer ist es ihm, sich nach seinem vulgären Sprichwort: „in die Sonne zu legen und sich den Bauch zu kratzen". Ueberhaupt ist die Zeit für den Besuch dieses Museum so kurz gemessen, und auf so wenige Vormittagsstunden beschränkt, daß man genau bei Eröffnung sich einfinden muß, um die nöthige Muße zum Studium zu finden.

Das Museo del Prado lehnt sich unmittelbar an den Hügel von Buen Retiro, und befindet sich in einem von Karl III. erbauten Palast, der durch die Franzosen verwüstet, unter Ferdinand VII. restaurirt und zur Gemälde- und Skulpturengalerie bestimmt wurde. Hier in diesen Sälen findet der Kunstfreund, wenn auch nicht der Zahl nach die größte, aber doch die bedeutendste und werthvollste aller Kunstgallerien, denn hier hängt kaum ein Gemälde, das nicht in irgend einer Richtung den Stempel der Meisterschaft trüge. Das Museum enthält 2001 Nummern, und zwar hauptsächlich der spanischen, italienischen und niederländischen Schule, welche letztere mehr als ein Drittel der ganzen Sammlung einnimmt; in annähernd gleichem Verhältniß sind die italienischen und spanischen Schulen vertreten, während die deutsche und französische Schule hier wenige Repräsentanten hat. Seltsam erscheint es, daß gerade Spanien sich solcher Schätze zu rühmen hat, Spanien, dessen Volk dieselben vielleicht am wenigsten zu schätzen weiß; aber die Sache ist erklärlich, wenn man erwägt, daß das Königreich von Spanien und Indien, dies Reich, in welchem die Sonne nicht unterging, zu derselben Zeit seine Glanzperiode hatte, wo die Malerei sowohl in Spanien, als in Italien und in den Niederlanden in ihrer größten Blüthe war, sowie daß die deutschen Kaiser die energischsten Protectoren und Freunde der Künste waren und Namen wie Giordano, Tizian u. A. an ihren Hof zu ziehen verstanden. Daß gerade die niederländische Schule hier so stark vertreten, hat ganz erklärlich seinen Grund darin, daß die Niederlande zu jener Zeit bekanntlich einen Theil der großen spanischen Monarchie bildeten.

Ueberwältigend ist der erste Gang durch diese Säle, von deren Wänden uns die Meisterwerke der drei genannten Schulen entgegen schauen, namentlich J. Breughel (54 Nummern), Correggio, van Dyck (22 Nummern), Jordan (60 Nummern), Morales

(6 Nummern), Murillo (46 Nummern), Ribera (58 Nummern), Rubens (62 Nummern), Teniers (53 Nummern), Tizian (45 Nummern), Tintoretto (34 Nummern), Velasquez (64 Nummern), Veronese (25 Nummern). Alles, was man Vorzüglichstes in den königlichen Schlössern, im Escorial u. A. besaß, ist hier zusammen getragen, um die bedeutendste Galerie der Welt zu bilden, und an einem solchen Heiligthum konnte sich der elende Geiz eines Weibes, wie Maria Cristina versündigen, indem sie eine ganze Sammlung verschacherte, die Nation um so unersetzbare Meisterwerke bestahl, nur um die Schulden ihres Muñoz zu bezahlen, oder für ihre Nachkommenschaft zu sorgen.

Leider ist mir nicht der Raum vergönnt für eine Aufzählung der besten dieser Gemälde, ich würde hier in einem Buche, das eben nur Reisebilder enthalten soll, mich in's Weite verlieren, und dem Leser stundenlang von einzelnen Bildern erzählen, ohne doch damit ihm einen Blick auf das Ganze gewähren zu können. Ich behalte mir dies daher für ein andres Werkchen über Spanien vor, das spezieller seinen Kunst- und Literatur-Bestrebungen gewidmet sein soll. Alle diese Werke großer Meister sind einstweilen für uns nicht vorhanden, wie ich schon sagte, denn es wird lange währen, ehe der Zug unsrer Reisenden sich nach Spanien richtet, und einstweilen ist auch noch nicht einmal Aussicht da, eine Kenntniß dieser Gemälde durch Copien in Stahl- oder Kupferstich zu erhalten, denn diese Kunstzweige sind einstweilen noch so zurück in Madrid, daß man für ein kleines Heftchen mit colorirten Abbildungen der Stiergefechte 15 bis 20 Francs bezahlen muß, die nicht den Werth von 3 Francs haben und obenein noch in Paris haben fabrizirt werden müssen.

Jammervoll sind die Lithographien spanischen Ursprungs, die man in den Kunsthandlungen von Madrid findet; die Abbildungen von Costümen und dergleichen tragen in der Regel noch

hinsichts des Kleiderschnitts das Datum der zwanziger und dreißiger Jahre; ersichtlich hat man damals gleich für ein halbes Jahrhundert Vorrath drucken lassen, und da die Zahl der Fremden hier nicht bedeutend genug, so ist voraus zu sehen, daß man noch zehn Jahre hindurch davon zur Genüge haben wird. Während die ganze Welt mit Rußland Frieden gemacht hatte, stehen heute noch an den Läden der Kunsthandlungen die Charivari-Carrikaturen auf den Kaiser von Rußland, mit denen Paris, die künstlerische und literarische alma mater Madrids, die guten Madrileños überschwemmt; daneben hängt das Conterfei Garibaldis oder irgend eines andren Freiheitsheiligen, der dem progressistischen Gouvernement gefällig war, ja an einem Fenster entdeckte ich sogar ein Portrait Robert Blum's, das sich durch irgend welche merkwürdige Schicksale hierher verirrt haben mochte.

Eine andre Sehenswürdigkeit Madrid's ist die Armeria real, die königliche Rüstkammer, in einem niedren, unscheinbaren Gebäude dem königlichen Schloß gegenüber. Sie wurde von Philipp II. angelegt und enthält die Gestalten Karls V., Philipps II. und Philipps III. in kostbaren Rüstungen zu Pferde sitzend, ferner die Rüstungen Ferdinands III., des Heiligen, der Isabel la catolica, die sich, nach der Rüstung zu urtheilen, wie sie dieselbe vor Granada getragen, eines sehr achtbaren Embonpoints zu erfreuen gehabt haben muß; endlich die Rüstungen Ferdinands des Katholischen, des Ferdinand Cortez, des Cardinals Ximenez de Cisneros und Boabdils, des unglücklichen, letzten Königs von Granada. Unter den Waffen und Trophäen befinden sich das Schwert des Cid, der Säbel Boabdil's, viel türkische Waffen und Trophäen aus der Schlacht von Lepanto, indianische und andre Waffen, nebst dem ganz eisernen Wagen, den die Nordprovinzen Ferdinand VII. zum Geschenke machten.

Das königliche Schloß ist, wie schon erwähnt, ein imposantes Gebäude, eine der stolzesten Königsburgen, die ich zu sehen die Ehre gehabt, mehr massiv und majestätisch, als schön, und Napoleon hatte Recht, als er, vom innern Schloßhof die Marmortreppe hinansteigend, seinem Bruder Joseph sagte: „Mon frère, vous serez mieux logé que moi!“ Unangenehm wirkt das Uebermaß der Decorationen, so wie das Uebereinanderschichten der Etagen, indeß beeinträchtigen sie doch nicht in zu großem Maße die Majestät des Gebäudes. Das Schloß war in seinem Plane noch größer angelegt, als es jetzt auf der Stätte des alten maurischen Alcazars dasteht; seinen ursprünglichen Plan, von Felipe Jubara entworfen, sieht man als Holzmodel noch heute in dem topographischen Cabinet von Buen Retiro, dem Sommerschlosse, das, einst eine Stadt für sich, von den Franzosen gänzlich verwüstet wurde, heute sich nur durch seinen Garten und durch sein schönes Bassin auszeichnet, im Uebrigen aber gegenwärtig in einem seiner Gebäude die Sommerresidenz des schon erwähnten Don Franzisco de Paula und seiner achtungswerthen Gattin Rotondo bildet.

Das königliche Schloß, um auf dieses zurück zu kommen, sollte ursprünglich ein Viereck mit 34 Thoren, 100 Fuß hoch werden und in jeder seiner Façaden 1600 Fuß messen, da aber die Stätte des alten Alcazar hiezu nicht Raum genug bot, wurde Giovanni Sachetti, ein Italiener, mit der Entwerfung eines neuen Planes beauftragt und nach diesem wurde es unter Philipp V. an dem steil zum Manzanares abfallenden Hügel, angesichts einer durchaus öden Gegend erbaut, für welche es nur durch die ziemlich freundliche Physiognomie der Plaza de Oriente entschädigt wird.

Es war mir nicht gestattet, das Innere dieses Schlosses zu

besichtigen, aufrichtig gestanden, fühlte ich hiezu auch wenig Aufforderung; dahingegen widmete ich ihm äußerlich eine um so größere Aufmerksamkeit am Geburtstage des Königs, an welchem im Schlosse der große beso manos oder Handkuß stattfand.

Bei dieser Gelegenheit entfaltete sich mir, natürlich so weit es einem simplen Sterblichen ohne Staatsuniform gestattet war, die spanische Hofetiquette mit ihrem ganzen historischen Haarzopf. Freund Kleefeld führte mich an diesem Tage zu verschiedenen Gebäuden, die eine historische Rolle gespielt, z. B. zum Ministerium der Marine, der früheren Residenz des Friedensfürsten Don Manuel Godoy, von welchem aus dieser mit dem schräg gegenüber liegenden königlichen Palast telegraphirte. Der Telegraph ist jetzt verschwunden. Ferner zum Palaste der Inquisition, einem großen massiven Gebäude; zum Palaste Maria Cristina's, in welchem eine Milizwache ihr Quartier aufgeschlagen hatte. Dieser Palast war noch heute in dem Zustande, in welchem ihn die Revolution gelassen, die ihm sehr übel mitgespielt. Die bunte Glaswand des Corridors im offenen Vorhofe war noch zertrümmert, noch heute sah man, wie sich die Steine durch die Scheiben den Weg gebahnt, mit welchen man der Königin-Mutter die deutlichsten Beweise ihrer Popularität gab; an der einen Ecke war die Außenwand noch mit Rauch geschwärzt von dem Feuer, welches man an dem Palaste angezündet hatte, um diesen in Flammen zu stecken. Die Fenster waren zum Theil ebenfalls defekt. — Alles an und in diesem Palaste war verödet. Gegenwärtig freilich, wo man die Confiscation der Güter Maria Cristina's aufgehoben, wo Narvaez wieder an die Spitze des Ministeriums getreten und selbstverständlich Maria Cristina demnächst auch wieder an die Spitze der allgemeinen Geschäfte treten wird, gegenwärtig mag man auch den Palast wieder restauriren. — Gott schütze das

arme Spanien; die Progressistenwirthschaft war elend genug, aber was für eine Zeit mag jetzt wiederkehren mit all den achtbaren Persönlichkeiten, welche soeben mit klingendem Spiel wieder einzuziehen im Begriff sind.

Um 3 Uhr kamen wir zum beso manos an den königlichen Palast. Hier standen mehrere Reihen der glänzendsten Equipagen sowohl der Granden, der höheren Beamten und Offiziere, als auch des diplomatischen Corps. Zahllos waren die Orden auf der Brust der zum Handkuß Erschienenen, die ganze Scene strotzte von Gold und Dekorationen, und dennoch meinte mein Begleiter, der beso manos sei diesmal sehr spärlich ausgefallen.

Am Abend war große Illumination, die mir wiederum sehr spärlich erschien, denn nur die Regierungsgebäude waren erhellt und nahmen sich in der allgemeinen Dunkelheit und bei der geringen Unterstützung, auf welche man zu solchen Angelegenheiten von Seiten der Madrider Straßenbeleuchtung rechnen kann, sehr unglücklich aus.

Gegen 8 Uhr retteten wir uns in das teatro de Variedades, in welchem eine Zauberposse „el genio de las minas de oro, comedia nueva de magia y grande espectacúlo en tres actos y en verso“ aufgeführt wurde. Der Unsinn dieser Zauberposse in Versen war großartig: zauberhafte Verwandlungen, Aufzüge, Goldminen, Höllenrachen, Feen, Ungeheuer und Teufel wechselten fortwährend mit einander ab; das Publikum ergötzte sich unglaublich, namentlich amusirte es sich über die Maßen an dem „Eselminister“ und an den politischen Sottisen, mit welchen der Autor sein Stück überreich ausgestattet hatte.

Müde dieser comedia de magia machten wir noch einen Besuch im teatro del circo, das nur „Zarzuelas“, kleine Opern, aufführt und uns ebenfalls eine reiche Ausbeute von beißenden

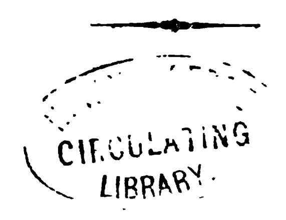
Aeußerungen auf Polizei und Regierung lieferte. Seltsam, daß man gerade den Geburtstag des Königs durch dergleichen Gratulationen feierte!

Auf dem Heimwege statteten wir noch einige Besuche in der Kirche von San Isidro und St. Tomas ab, in welchen an diesem Abend Messen gelesen wurden. In St. Tomas, wo, wenn ich nicht irre, 1834 der Mord an den Mönchen begangen wurde, trat uns Alles höchst theatralisch entgegen; die Kirche ist effectreich, aber überladen decorirt, die Madonna, mit Geschmeiden überhäuft, thront auf einem Wolkenhimmel, Hunderte von Kerzen umgaben sie mit einem Feuermeer. In der Mitte der Kirche lag ein Dutzend Andächtiger auf die Matte hingestreckt, die Messe aber war vorüber, Alles still und der Weihrauch verflüchtigte sich, im Lichte der Kerzen spielend, in immer dünneren Wölkchen nach oben zu.

Auch San Isidro el Real, die größte Kirche Madrids, früher dem Jesuitencollegium gehörig, war noch spät erleuchtet; sie ist nicht nur die größte, sondern auch die schönste der Kirchen von Madrid, ist in florentinischem Styl erbaut und liegt in der Toledostraße. Auch sie ist im Innern überladen, enthält jedoch in ihren Kapellen die werthvollsten Gemälde von L. Giordano und Morales, auch Fresken von Palomino, Donoso und Coëllo. Leider sind die Kapellen so dunkel, daß man bei Tage kaum Licht hat, diese Gemälde zu erkennen, namentlich leidet hierunter die ausgezeichnete Madonna von Morales. Berühmt ist das Altargemälde von Raphael Mengs.

Die Kirche ist dem Heiligen gewidmet, von welchem ich bereits gesprochen. Auf dem Altar stand früher der heilige Isidro als Bauer gekleidet mit zwei kostbaren Diamanten am Hosenlatz. Es thut mir leid die Königin-Mutter diesmal sogar eines Kir-

chenraubes beschuldigen zu müssen, aber die allgemeine Stimme ist gegen sie, und erzählt, die würdige Dame habe an Isidros Diamanten Geschmack gefunden und in der Ueberzeugung, daß sie von ihnen besseren Gebrauch machen könne als der Heilige, ihm dieselben eines schönen Tages abschneiden lassen. Seitdem hat man auch den armen Isidro vom Altar entfernt, denn was ist in Spanien ein Heiliger ohne Diamanten!



Inhalt.

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

X.

XI.

XII.

XIII.

XIV.

XV.

XVI.

XVII.

XVIII.

Druck von J. C. Huber in Charlottenburg.

